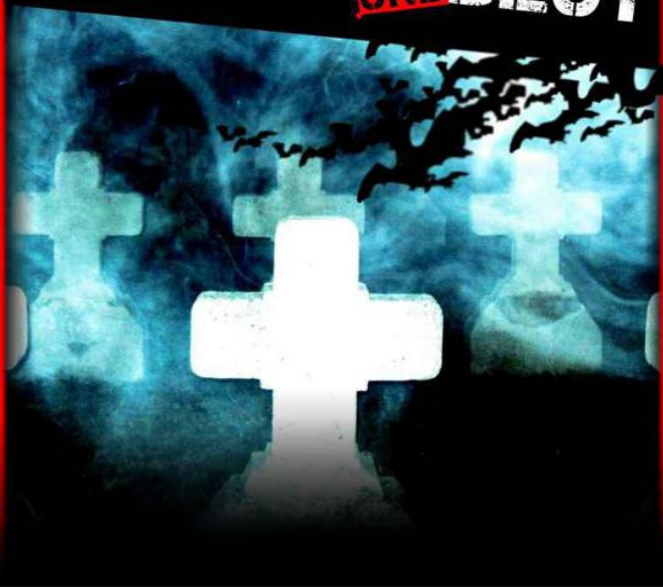


DANIEL DERSCH
FLEISCH UND BLUT



Fleisch und Blut

Thriller

Daniel Dersch

Allgemeiner Hinweis:

Das *gesamte* vorliegende Werk ist reine Fiktion. *Sämtliche* Bezugspunkte zur Realität, zu real existierenden Personen, Unternehmen und Schauplätzen sind reiner Zufall und nicht beabsichtigt. Die teilweise falschen geschichtlichen Angaben sind der erzählerischen Freiheit geschuldet. Ebenso die etwas verfälschte Wiedergabe der Geographie der Stadt New York und einiger Ostküstenstaaten der USA.

Sämtliche Rechte vorbehalten.
Insbesondere das Recht der
Vervielfältigung und Verbreitung sowie
der sonstigen Verwertung. Kein Teil des
Werkes darf in irgendeiner Form ohne
schriftliche Genehmigung des Autors
reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme und Anlagen
gespeichert, vervielfältigt, verarbeitet
oder verbreitet werden.

Kontakt: danieldersch@hotmail.com

Homepage:
www.danieldersch.blogspot.com

Weitere Werke von Daniel Dersch im
Kindle-Shop von Amazon.de: Der Keller

Der Flug

Für B.

Prolog

Kurz nach Sonnenaufgang hatte der junge Mann die Weide erreicht. Sie lag oberhalb der Stadt, inmitten einer Lichtung und war zu Fuß innerhalb einer Stunde zu erreichen.

Natürlich nur *dann*, wenn die Schafe folgten. Denn gerade gegen Ende des Sommers, wenn die Nächte kälter wurden und der Wind eisig übers Land fegte, sträubten sie sich und waren widerspenstig. In diesem Fall half weder gutes Zureden, noch Rufen. Nicht selten war ein Hieb mit Stock daher die einzige Möglichkeit, um sie wieder zurück auf den Weg zu treiben. Dann dauerte es *aber* manchmal fast doppelt so lange, bis die gesamte Herde auf der Weide war.

Manchmal sogar *noch* länger.

An *diesem* Tag jedoch hatte er Glück gehabt. Keine Nachzügler hatten ihn aufgehalten. Sie waren brav marschiert. Er voran und die Schafe hinter ihm. Die beiden Hunde hatten die Herde in einiger Entfernung umkreist. Sie waren lautlos durchs Unterholz geschlichen und hatten nach möglichen Gefahren Ausschau gehalten. Erst als der Wald sich zu lichten begonnen hatte, waren sie zur Herde zurückgekehrt und hatten sich unter die Schafe gemischt.

Mit ihren weißen, struppigen Fellen konnte selbst *er* sie manchmal nicht von ihren Schützlingen unterscheiden. Es waren gute Hunde und dank ihrer Hilfe,

hatte er den ganzen Sommer kein einziges Schaf an die Wölfe verloren. Selbst beim kleinsten Rascheln im Unterholz waren sie stets aufgesprungen, hatten gebellt und jeden potenziellen Räuber zurück in die Dunkelheit des Dickichts vertrieben.

Nachdem er an diesem Tag die Weide erreicht hatte, setzte er sich auf einen umgestürzten Baumstamm und ließ sich von der aufsteigenden Sonne wärmen. Im Hafen der Stadt wölbten sich die Segel der Fischer in der morgendlichen Brise und weit draußen auf dem Meer fuhren riesige Dampfschiffe nach Osten.

Das Meer war ruhig und von gleichem Blau, wie der Himmel. Am Horizont vermischten sich die beiden Blautöne zu

einem undurchdringlichen Gewirr. Für einige Augenblicke konnte der junge Mann nicht genau sagen konnte, wo die Welt aufhörte und der Himmel begann.

So saß er eine Weile da, blickte hinaus aufs Meer und ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen. Nachdem er sich etwas aufgewärmt hatte, nahm er seinen Rucksack ab und bereitete das Frühstück vor. Es bestand zwar nur zwei gekochten Eiern und einer Kruste Brot, doch nach dem steilen Aufstieg zur Weide schmeckte ihm selbst diese karge Kost ausgesprochen gut.

Nach dem bescheidenen Mahl genehmigte er sich einen Schluck Ouzo aus der Flasche, die er in der Brusttasche seiner

Jacke trug. Das würzige Aroma des Schnapses entfachte einen Glimmer in seiner Brust, der ihn von innen wärmte.

Nachdem das Frühstück erledigt war, hatte er nichts weiter zu tun, als da zu sitzen und hin und wieder nach den Schafen zu schauen. Er erhob sich vom Baumstamm, lehnte den Rucksack dagegen und ließ sich dann zu Boden sinken. Der Rucksack war zwar abgewetzt und dünn, sorgte aber dennoch dafür, dass er sich keinen steifen Rücken holte, wenn er den ganzen Tag am Baumstamm lehnte. *Auch das kleinste Kissen ist besser, als der nackte Boden*, hatte seine Mutter immer gesagt und damit letztlich auch Recht behalten.

Nachdem er schließlich die Beine vor sich im Gras ausgestreckt hatte, holte er ein kleines Büchlein aus seiner Jackentasche. Er schlug es an der Stelle auf, die er mit einem Eselsohr markiert hatte und begann zu lesen.

Es war ein Büchlein, das einer seiner Landsmänner vor einigen Jahren geschrieben hatte, nachdem er beinahe sein gesamtes Leben damit zugebracht hatte, die Welt zu bereisen. Es handelte sich um eine Sammlung von Reiseberichten, die der Autor – seines Zeichens ehemaliger Kapitän eines Handelsschiffes – im Laufe der Jahre zusammengetragen hatte.

Der gute Mann hatte nahezu alle Ecken der

Welt kennengelernt und seine Eindrücke und Erfahrungen in dem Werk zusammengetragen. Dem jungen Mann, der *trotz* seiner 23 Jahre noch nie weiter als zwei Tagesreisen von zuhause weg gewesen war, gefielen die Geschichten sehr. *So* sehr, dass er das Büchlein inzwischen bereits zum vierten Mal las, ohne dass dabei Langeweile aufkam.

Obwohl er die Geschichten inzwischen auswendig kannte, so fieberte er dennoch immer wieder aufs Neue mit dem Autor mit. Sei es nun, dass er sich tagelang durch die Rossbreiten quälte oder auf einer einsamen Insel im Südmeer auf einen Stamm von Kannibalen traf.

Doch trotz all der aufregenden

Geschichten und erschreckenden Kuriositäten genoss der junge Mann am meisten die Beschreibung all der fremden Länder und Städte, die der Autor bereist hatte.

Insgeheim fragte er sich, ob das Schicksal es auch ihm eines Tages vergönnt hatte, eines dieser fremden Länder zu sehen und so wie der Kapitän, in fremden Städten Freunde zu finden.

In *Hongkong* vielleicht, in *Buenos Aires* oder sogar in *New York*? Immer wieder hielt er beim Lesen inne und versuchte sich vorzustellen, wie es wohl wäre, irgendwo anders zu leben. In einem der vielen unbekannten Orte, die er nur aus dem Büchlein kannte.

Und wie so oft verbrachte der junge Mann auch diesen Vormittag damit, seinen Tagträumen hinterher zu jagen. Und auch an diesem Tag, schlief er nach einiger Zeit ein und träumte davon, *Seite an Seite* mit dem Kapitän, die Welt zu erkunden.

Doch dieses Mal war sein Schlaf unruhig und die Träume darin waren wirr. *Egal*, wohin es ihn auch verschlug, er wurde gehetzt. Die Menschen in seinem Traum waren allesamt böse. Dunkle Gestalten mit blutroten Augen, vor denen er sich in Acht nehmen musste. Sie musterten ihn mit gierigen Blicken und fletschten die Zähne wie tollwütige Hunde. Er hatte Angst, dass sie jederzeit über ihn herfallen könnten, um ihn in Stücke zu reißen.

Schließlich erwachte er nach einiger Zeit, mit leichten Kopfschmerzen und mit dem komischen Gefühl beobachtet zu werden.

Erschrocken fuhr er hoch und blickte sich um. Doch es war nichts zu erkennen. Die Schafe grasten weiterhin ruhig und die Hunde...

Wo sind die Hunde?

...waren nirgends zu sehen. Er begann schon unruhig zu werden, als er die beiden Hunde schließlich *doch* erblickte. Sie lagen etwas abseits inmitten eines Grüppchens von Schafen und hielten Ausschau in Richtung des Waldes.

Die Gewissheit, dass alles in Ordnung

war, beruhigte den jungen Mann. *Dennoch* konnte er sich des Gefühls nicht erwehren, beobachtet zu werden.

Wenn er sich vom Wald abwandte, dann konnte er *regelrecht* fühlen, wie sich ein eisiger Blick in seinen Rücken bohrte. Kalt, wie die Spitze eines Messers. Doch wenn er sich zum Wald umwandte, war nichts zu erkennen. Der Wald lag verlassen da, wie immer. Außer dem Rascheln der Baumwipfel und dem Blöken der Schafe, war kein Geräusch zu vernehmen.

Er wandte sich ab, setzte sich auf den Baumstamm und schlug erneut sein Buch auf, um sich abzulenken.

Vergebens.

Seine Augen tanzten über die Zeilen, ohne die Worte zu verstehen, die er las. Er versuchte es einige Male und zwang sich, jedes einzelne Wort genau zu lesen. Doch es gelang ihm nicht, sich zu konzentrieren. Das Gefühl beobachtet zu werden war inzwischen *so* stark geworden, dass es ihm davor graute, sich umzudrehen.

Dennoch überwand er sich dazu und blickte wieder in Richtung des Waldes. Sein Herz schlug aufgebracht in seiner Brust. Währenddessen wärmte sein Gehirn all die alten Geschichten auf, die ihm seine Großmutter erzählt hatte, als er noch ein Kind gewesen war. Ihre Stimme stieg plötzlich aus seinem Unterbewusstsein

empor, wie Wasser aus einer verborgenen Quelle.

Es waren Geschichten, von schlimmen Dingen und großen Schrecken, die unfolgsamen Kindern zustießen.

Geschichten von Dämonen und anderen dunklen Gestalten, die es auf unartige Kinder abgesehen hatten.

Die Erinnerung daran wurde so lebendig, dass für einige Augenblicke die krächzende Stimme seiner Großmutter in seinen Gedanken auflebte:

Sei vorsichtig, mein Junge. Draußen in den Wäldern hausen böse Kreaturen, die nur darauf warten, dass sich ein Kind zu ihnen verirrt. Ein braves Kind, das die

Regeln seiner Eltern befolgt, hat sie nicht zu fürchten. Aber die schlimmen Kinder, die sich überall herumtreiben, wie streunende Hunde, werden früher oder später von den Dämonen...

...gefressen. Ja, dachte er, das hatte sie gesagt: Die schlimmen Kinder werden gefressen.

Noch immer stand er reglos da und blickte quer über die Lichtung. Das Gefühl, beobachtet zu werden, war inzwischen so stark, dass es schon beinahe unter seinen Fingernägeln brannte.

Er griff in seine Hosentasche und holte das Messer hervor, mit dem er zuvor beim Frühstück das Brot geschnitten hatte.

Seine Handflächen waren nass und der Holzgriff des Messers fühlte sich glitschig darin an, wie ein nasses Stück Seife. Dennoch empfand er es als beruhigend, das Messer gezogen zu haben. Ein Teil seiner Unruhe glitt von ihm ab.

„Ist da jemand?“, rief er in Richtung des Waldes. Doch seine Stimme klang ängstlich, wie die eines Kindes.

„Wer auch *immer* dort ist, soll sich zeigen“, rief er. Einige der Schafe wanden sich zu ihm um und sahen ihn an. Die beiden Hunde spitzten ebenfalls die Ohren und maßen ihn mit fragendem Blick. Ansonsten tat sich nichts. Nur das Rauschen der Baumkronen war zu hören, die der Wind immerwährend zum Tanze

forderte.

Er wollte sich gerade wieder abwenden, als aus dem Wald eine Stimme erklang:

„Georgius.“

Der junge Mann zuckte bei dem Laut zusammen, wie bei einem Pistolenschuss. Sein Herz verkrampfte sich und mit ihm auch sein ganzer Körper. Er zog den Kopf ein und lauschte einen Augenblick. Doch es war nichts zu hören.

„Wer ist da?“, rief er. Erneut blickte er in die Dunkelheit des Waldes, in der die wogenden Baumkronen immer neue Muster aus Licht und Schatten im Unterholz erzeugten.

„Georgius, komm zu *mir*“, fauchte die Stimme. Der Ton war kaum mehr als ein Zischen, das auf den unsichtbaren Schwingen des Windes zu seinen Ohren getragen wurde.

„Wer zum Teufel ist da?“

Ein Lachen erklang aus dem Gewirr der Schatten.

Der junge Mann wandte sich zu den Hunden. Sie hatten sich inzwischen auf die Beine erhoben und blickten ebenfalls zum Rand der Lichtung. Ihre Ohren waren angelegt und ihre Nackenhaare gesträubt.

Nelka, die Hündin, bleckte sogar die Zähne. Ihre Lefzen bebten und sie hatte

den Schwanz eingezogen. Ihr Bruder *Nemos*, stand etwas abseits und zitterte am ganzen Körper. Wie auf Kommando begannen beide gleichzeitig zu knurren. Es war ein tiefer, kehliges Laut, der über die Lichtung hallte.

Ein solches Verhalten hatte der junge Mann bei seinen Hunden noch nie erlebt. Er kannte es aber aus den Geschichten einiger anderer Hirten. *Hirten*, die sich noch an Zeiten erinnerten, als es in den Wäldern vor Bären nur so wimmelte.

Dennoch wusste er gut, dass es schon seit Jahrzehnten keine Bären mehr in der Gegend gab. Und ganz bestimmt gab es, weder *hier* noch *sonst wo* auf der Welt Bären, dachte er, die imstande gewesen

wären, ihn beim Namen zu rufen.

„Komm zu mir, Georgius“, erklang von neuem die Stimme.

„Wer du auch bist“, rief Georgius, „zeig dich!“

Ein Rascheln ging durch das Dickicht und der junge Mann war sich sicher, dass es nicht der Wind war, der durch die Büsche schlich. Wenn er sich auf die Stelle konzentrierte, kam es ihm vor, als könnte er eine dunkle Gestalt erkennen, die inmitten der Büsche kauerte. Er wusste jedoch, dass das Schattenspiel im Unterholz den Augen manchmal böse Streiche spielte.

Deswegen ließ er sich nicht davon beirren. Stattdessen blickte er zu den Hunden, um zu sehen, ob sie inzwischen eine Witterung aufgenommen hatten. Doch der Anblick, der sich ihm bot, traf ihn so hart, wie ein Schlag in die Magengrube:

Nemos stand zusammengesunken da und urinierte unkontrolliert auf den Boden. Er wurde von einem Zittern geschüttelt und hechelte aufgebracht. Nelka *hingegen* jaulte, wie ein Welp. Sie hatte den Kopf gesenkt und die Augen aufgerissen. Als erneut ein Rascheln aus dem Wald erklang, wandten sich beide Hunde ab und stürmten fort.

„Nemos, Nelka – bleibt hier“, schrie der junge Mann. Doch noch ehe seine Worte

verklungen waren, waren die Hunde bereits von der Lichtung verschwunden und er war mit den Schafen allein. Und selbst die blickten inzwischen nervös in die Richtung, aus der das Rascheln kam.

„Komm her, Georgius. Komm zu mir, wir werden viel Spaß miteinander haben.“

Die Stimme hatte sich verändert. Es war kein Fauchen mehr. Kein Zischen.

Vielmehr war es die Stimme einer Frau, die vom Rand der Lichtung zu ihm herüber drang. Die Worte wurden nicht gesprochen, sondern gehaucht. Sinnlich und vielleicht auch ein bisschen...

...lüstern...

...dachte er.

Sein Griff um das Messer lockerte sich, während seine Hose im Schritt zu spannen begann. Ein warmes Gefühl durchfloss seinen Körper und spülte allmählich die Angst hinfort. Verlangen stieg in ihm auf und durchzog seinen Verstand.

Unentschlossen tat er den ersten Schritt zum Rand der Lichtung.

„So ist es gut“, sagte die Frauenstimme, „komm nur her, dann zeige ich dir etwas Schönes.“

Die Stimme war kaum mehr als ein Jauchzen. Der junge Mann tat einen weiteren zögerlichen Schritt. Und dann noch einen. Schließlich lief er zwischen

den Schafen hindurch, wie durch ein Spalier. Mit dem unsicheren Schritt eines Schlafwandlers näherte er sich dem Rand der Lichtung.

„Komm nur her“, stöhnte die Frauenstimme, „dann wird dir etwas Schönes passieren, mein Schatz.“

Die Worte legten sich auf seinen Verstand, wie ein dichter Nebel. Die Stimme seiner Großmutter fegte daraufhin wieder durch seine Gedanken:

Die schlimmen Kinder werden gefressen.

Es gelang der Stimme jedoch nicht die Nebelschwaden zu lichten, in denen sich der Geist des jungen Mannes verlaufen

hatte. Vielmehr zogen ihn unsichtbare Fäden immer schneller in die Richtung des Waldes. Schließlich erreichte er den Rand der Lichtung.

„So ist es gut – und nun komm her!“

Bruchstücke seines Traumes flackerten in seinem Verstand auf, als er mit dem Arm das Dickicht beiseiteschob. Und je mehr er von *dem* zu sehen bekam, was sich *dahinter* verbarg, wurde der Traum...

...dunkle Gestalten mit blutroten Augen, musterten ihn mit gierigen Blicken und bleckten die Zähne wie Hunde...

... immer mehr Realität.

Der Anblick schnürte ihm die Kehle zu. Er

versuchte zu schreien, aber nur ein Röcheln entfuhr seinen Lippen. Die Gestalt in den Büschen zeigte sich nicht davon beeindruckt. Vielmehr schien sie sich an seiner Angst zu ergötzen.

Sie starrte ihn an, mit Augen, die rot waren und funkelten, wie Rubine, die man gegen das Kerzenlicht hielt. Ihre blasse Haut war von Stacheln und Dornen der Büsche in Fetzen gerissen. Darunter kräuselte sich das dunkle Geflecht aus Adern, in denen schon längst kein Blut mehr floss. Sie war nackt und ihre Brüste hingen schlaff vom Körper, wie ausgedörrte Früchte. Überall auf ihrem Körper krochen Insekten und Maden und labten sich an ihrem toten Fleisch.

Das Herz des jungen Mannes setzte bei dem Anblick einen Schlag aus, nur um sich gleich darauf förmlich zu überschlagen. Er wollte sich von den glühenden Augen abwenden, über die Weide stürmen und verschwinden. Wollte laufen, so schnell und so weit ihn seine Füße trugen. Doch so sehr er es auch versuchte, es gelang ihm nicht, sich von der grauenhaften Fratze abzuwenden. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Seine Glieder waren starr vor Angst.

Noch ehe er reagieren konnte, packte ihn die Kreatur am Hemd und zog ihn zu sich in die Dunkelheit. Das Letzte, was er sah, waren das Aufblitzen ihrer Zähne...

Lang, spitz und gebogen.

...bevor sie sich in seinen Nacken bohrten.

Der letzte Gedanke des jungen Mannes war, dass er die Frau in den Büschen *kannte*. Trotz all der Veränderungen, die mit ihr stattgefunden hatten, hatte er sie sofort erkannt. Diese Gewissheit sorgte dafür, dass jegliche Kraft aus seinem Körper wich und er sich seinem Schicksal ergab.

Die *Kreatur*, die sich an seiner Kehle festgebissen hatte, war die Frau eines Fischers aus der Stadt gewesen. Letztes Frühjahr war sie, von einem Tag auf den anderen, spurlos verschwunden. Des Abends schlief sie noch im Bett mit ihrem Mann und am nächsten Morgen war sie für immer weg.

Er hatte sich damals an der Suche nach ihr beteiligt, wie die meisten jungen Männer aus der Stadt. Sie hatten die Wälder durchstreift und die Schluchten in den Bergen abgesucht.

Ohne Erfolg.

Irgendwann hatte dann das Gerücht die Runde gemacht, sie sei ins Meer gefallen und ertrunken. Dennoch hatten alle *vergeblich* darauf gewartet, dass ihr aufgedunsener Körper angespült wurde.

Doch jetzt war sie wieder da.

Sie war wieder da!

Kurz darauf versanken die Gedanken des jungen Mannes in einem blutroten Nebel

und sein Herz hörte auf zu schlagen.

1.

Claire Hagen kämpfte mit den Tränen. Dr. John Harris beugte sich über den Schreibtisch und reichte ihr ein Papiertaschentuch.

„Bitte weinen Sie nicht“, sagte er, „dazu besteht überhaupt kein Grund.“

Claire wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln und verschränkte dann die Hände im Schoß. Ihre Finger verkrampften

sich um das durchweichte Taschentuch und sämtliches Blut wich aus ihren Knöcheln, bis sie weiß waren, wie poliertes Elfenbein.

„Was wird aus Amanda, Doktor Harris?“, fragte sie. Ihre Stimme zitterte und sie hatte Mühe damit, nicht erneut in Tränen auszubrechen.

Dr. Harris lehnte sich in seinem Ledersessel zurück und blickte an die Decke des Büros, so als stünde dort alles geschrieben, was er brauchte, um Claire zu beruhigen.

Claire erkannte am Klang seiner Stimme, dass es sich bei seinen Worten nur um eine Litanei handelte. Eine Abfolge von

leeren Phrasen, mit der er für gewöhnlich seine Arbeit rechtfertigte.

„Ihre Schwester befindet sich in einem Zustand ausgesprochener Aufruhr. Für mich sieht es aus wie ein durch Stress bedingter Nervenzusammenbruch. Das ist auch der Grund, warum ich einen stationären Aufenthalt derzeit für angemessen halte.“

„Glauben Sie denn, Amanda würde sich etwas antun?“, fragte Claire. Das Bild ihrer Schwester hatte sich auf ihrer Netzhaut eingebrannt. Immer wenn sie die Augen schloss, konnte sie Amanda sehen. Sie konnte sehen, wie Amanda sie mit wirrem Blick anstarrte, während sie an den Fesseln zerrte, mit denen sie am Bett

fixiert war. Ihre Stimme geisterte immer noch durch Claires Gehirnwindungen, wie durch einen verwunschenen Irrgarten:

Bitte Claire, hol mich hier raus. Ich bin hier nicht sicher! ER wird mich finden! Oh mein Gott, er wird mich finden!

„Ich glaube nicht, dass Amanda derzeit akut selbstmordgefährdet ist“, fuhr Dr. Harris fort, „allerdings hat mich die Erfahrung mit solchen Patienten gelehrt, vorsichtig zu sein. Sie haben *selbst* erlebt, wie schnell die Stimmung Ihrer Schwester zwischen Angstphantasien und Normalität wechselt. Deswegen habe ich mich entschieden, sie vorläufig am Bett zu fixieren. Ich versichere Ihnen, dass es sich dabei nur um eine vorübergehende

Maßnahme handelt. Sie wird nur so lange fortdauern, bis wir mit der gezielten Medikation beginnen.“

Dr. Harris‘ Worte verschafften Claire keine Linderung. Seitdem sie die Nachricht von Amandas Einlieferung erhalten hatte, konnte sie keinen klaren Gedanken mehr fassen. Stattdessen schwirrten Vorwürfe durch ihren Verstand, wie buntes Laub in einem Herbststurm.

Obwohl sie seit über einem Monat nichts von Amanda gehört hatte, war es der Instinkt der großen Schwester, der ihr einredete, dass sie für ihren Zustand verantwortlich war. Sie und nur sie allein!

Es war fast genau wie damals, als Amanda als Dreijährige von der Wippe auf dem Spielplatz gefallen war und sich den Arm gebrochen hatte. Claire kam es in diesem Augenblick *beinahe* so vor, als könnte sie wieder die aufgebrachte Stimme ihres Vaters hören, der ihr damals die Schuld an Amandas Unfall gegeben hatte:

*Du bist schuld, dass das passiert ist.
Niemand sonst! Du bist ihre ältere
Schwester und du warst dazu verpflichtet
auf sie aufzupassen!*

Diese scharfen Worte hatten tiefe Wunden in die Psyche eines zehnjährigen Mädchens geschlagen, wie in die Rinde eines jungen Baumes. In diesem

Augenblick merkte Claire, dass sie sich auch nach fast zwanzig Jahren noch nicht davon erholt hatte. Die Erinnerung an den Unfall umschloss noch immer ihr Herz, wie eine eiserne Faust und es dauerte einen Augenblick, bis sie sich davon erholte.

Sie atmete tief durch und stellte sich dann wieder der Realität, die ihr immer mehr vorzukommen schien, wie ein verworrener Traum.

„Wird Mandy wieder *normal*?“, fragte Claire und wunderte sich im gleichen Augenblick darüber, wie kalt diese Frage in den Ohren von Dr. Harris klingen musste.

Der Arzt nahm die Brille ab und legte sie auf die Tischplatte. Dann rieb er sich den feuerroten Abdruck, den der Nasenbügel in seinem Gesicht hinterlassen hatte.

„Ich will ehrlich sein“, sagte er und schaute Claire tief in die Augen, „wenn es sich um einen stressbedingten Nervenzusammenbruch handelt, dann sind die Heilungschancen mindestens so gut, wie bei einer leichten Erkältung. Falls Ihre Schwester jedoch weiterhin derart psychotische Symptome zeigt, dann liegt der Verdacht nahe, dass es sich um eine schizoide Störung handelt. *Diese* würde natürlich eine gänzlich andere Therapie erfordern.“

„Sie meinen Schizophrenie?“

„Ja. Die nervliche Angespanntheit und das seelische Durcheinander ihrer Schwester sind in vielerlei Hinsicht typisch für einen Nervenzusammenbruch. Beide Symptome können wir mithilfe von Medikamenten und einer Entspannungstherapie problemlos behandeln.“

Dr. Harris hielt einen Augenblick inne, dann verschränkte er die Arme vor der Brust. Es war eine Abwehrhaltung. Claire kannte sie von all den kritischen Interviews, die sie als Reporterin für die New York News Review geführt hatte. Sie *ahnte*, dass Dr. Harris gerade im Begriff war, ihr die *ganze* Wahrheit über den Zustand ihrer Schwester zu erzählen. Während sie überlegte, fuhr Harris fort und riss sie aus ihren Gedanken.

„Was mir jedoch die größten Sorgen macht, ist die fortgeschrittene Manifestation ihrer Ängste. Psychose hin oder her, ich habe den Eindruck, dass die Erkrankung ihrer Schwester nicht über Nacht gekommen ist. Vielmehr nehme ich an, dass sie bereits länger gegen ihre Ängste und Wahnvorstellungen ankämpft.“

„Wovor hat sie denn *solche* Angst, Doktor Harris?“, fragte Claire.

Der Mann mit dem hageren Gesicht schwieg einen Augenblick, so als würde er jedes einzelne Wort genau abwägen, bevor er es aussprach.

„Vampire, Miss Hagen. Ihre Schwester fürchtet sich vor Vampiren. Oder besser

gesagt: Sie fürchtet sich vor einem ganz bestimmten Vampir. Sie ist fest davon überzeugt, dass *dieser* Vampir sie Nacht für Nacht aufsucht, um von ihrem Blut zu trinken.“

2.

Der Abschied von Amanda hatte nicht lange gedauert.

Nach dem Gespräch mit Dr. Harris wollte Claire Amanda noch einmal sehen. Eine Krankenschwester führte sie in den Raum, der bis an die Decke gefliest war und vor

dessen einzigem Fenster dicke Eisengitter angebracht waren.

Die Schwester erklärte ihr, dass man Amanda ein starkes Beruhigungsmittel verabreicht hatte und dass sie deswegen wahrscheinlich nicht ansprechbar sein würde. Anschließend öffnete sie die Türe zu Amandas Zimmer und ließ Claire mit ihren allein.

Claire trat an das Bett und betrachtet Amanda, die seit dem Tod ihrer Eltern der mit Abstand wichtigste Mensch in ihrem Leben war. Sie hatte den Kopf zur Seite geneigt und die Augen geschlossen.

In diesem Augenblick waren der Wahnsinn und die Angst völlig aus ihren

Zügel gewichen. Ein Hauch von Hoffnung umwehte Claires Verstand.

„Ach, Mandy“, sagte sie und fuhr ihr mit den Fingern durch das dunkelblonde Haar ihrer Schwester, „was machst du nur für Sachen?“

Amanda öffnete zaghaft die Augen und schaute zu Claire empor. Ihre Augen waren glasig und die Pupillen geweitet. Ihr Blick war leer und ausdruckslos und für einen Augenblick kam es Claire so vor, als würde sie in die Dunkelheit eines ausgetrockneten Brunnenschachtes blicken.

Claire verdrängte den Gedanken aus ihrem Verstand. Sie wusste, dass es sich dabei

wahrscheinlich um die Nebenwirkungen der Beruhigungsmittel handelte.

„Claire?“, sagte Amanda.

„Ja Baby, ich bin's. Ich bin hier. Wie geht es dir?“

Ein Lächeln huschte über Amandas spröde Lippen. Dann verfinsterten sich ihre Gesichtszüge.

„Claire.“

„Pscht, Baby. Alles wird gut. Ruh dich nur aus, damit du schnell wieder gesund wirst.“

„Claire, bitte hilf mir“, sagte Amanda. Ihre Stimme klang, als hätte sie zu tief ins

Glas geschaut: Sie lallte und die Worte kamen ihre schwerfällig über die Lippen. Gleichzeitig wich sämtliche Ruhe aus ihrem Gesicht. Sie legte die Stirn in Falten und ihre Lippen begannen zu beben.

„Claire, du musst mich hier rausholen. Sofort. Bitte Claire, ich halte das nicht länger aus. Er wird mich finden. Ich bin hier nicht sicher.“

Die Worte trafen Claire wie ein unerwarteter Fausthieb und das kleine Fünkchen Hoffnung, das sie gehegt hatte, erlosch in einem wogenden Meer aus Angst. Tränen so bitter wie Batteriesäure stiegen ihr in die Augen und das Antlitz ihrer Schwester zerlief in einem Gewirr aus bunten Schlieren. Dennoch erlaubte

sie sich nicht, zu weinen.

„Alles wird gut, das verspreche ich dir.
Ruh dich nur aus, dann wird alles gut.“

Amandas Gesichtszüge entspannten sich.
Sie schloss ihre Augen und Claire konnte
ihren langsamen und gleichmäßigen
Atemzügen entnehmen, dass sie
eingeschlafen war. Sie beugte sich zu ihr
hinab und gab ihr einen Kuss auf die Stirn.

Dann verließ sie den Raum.

Sie huschte durch die vielen dunklen
Gänge der Klinik und kam sich dabei vor
wie in einem Traum. Ihre Gedanken waren
unentrinnbar festgefahren im Packeis des
Selbstzweifels und der Vorwürfe.

*Würde Amanda wieder gesund werden?
War es ihre Schuld, was mit Amanda
passiert war? Wie konnte es nur so weit
kommen? Hatte sie sich in letzter Zeit
nur um sich selbst gekümmert und ihre
Schwester dabei aus den Augen
verloren?*

Solche und ähnliche Fragen stoben durch ihren Kopf, wie aufgebrachte Fledermäuse im Gebälk eines Hauses. Erst als sie ihren Wagen erreichte und die Fahrertüre hinter sich zuschlug, ließ sie ihren Tränen freien Lauf.

Die Anspannung verließ ihren Körper wie durch ein Ventil. Es war so, als hätte man die Schleusen eines Staubeckens geöffnet. Die Heftigkeit, mit der ihre Tränen kamen,

spülte für einen Augenblick sämtliche Sorgen aus ihrem Verstand. Minutenlang gab sie sich dieser Gefühlsregung hin, während draußen ein leichter Nieselregen einsetzte.

Nachdem der Weinkrampf vorüber war und nur noch ein leichtes Schluchzen an Claires Selbstbeherrschung rüttelte, betrachtete sie sich im Rückspiegel.

Ihre Augen waren gerötet und ihr Makeup war verschmiert. Sie kramte ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und wischte damit die dunklen Flecken von Augenlidern und Wangen. Dann atmete sie tief durch und zwang sich zu einem Lächeln.

„Alles wird wieder gut“, sagte sie zu sich selbst.

Sie begann erneut in ihrer Handtasche zu wühlen. Schließlich fand sie ihr Mobiltelefon und wählte die Nummer von Arthur Flynn, dem Chefredakteur der News Review.

Am anderen Ende der Leitung begann es zu klingeln. Schließlich erklang die ewig gehetzt klingende Stimme ihres Chefs.

„Claire, wo zum Teufel steckst du? Wenn du mir inmitten des Wahlkampfes schlappmachst, kannst du genauso gut deine Koffer packen, Darling. Es gibt einen Haufen Reporter, die scharf auf deinen Job sind.“

„Art, es tut mir leid. Meine Schwester hatte einen...

Einen was Claire? Was hatte sie? Einen Anflug von Wahnsinn? Ist es das, was deine Schwester hatte?

...einen Unfall und ich musste zu ihr ins Krankenhaus.“

Für einen Augenblick herrschte absolute Stille am anderen Ende der Leitung.

„Oh mein Gott, Claire. Warum sagst du das nicht gleich? Ich hoffe es ist nichts Schlimmes? Meine Güte, wenn ich das gewusst hätte, hätte ich ganz anders reagiert. Es tut mir leid, Darling. Manchmal bin ich ein echtes Arschloch.“

„Schon gut, Art – ich kenne dich nicht erst seit gestern und ich weiß, was für ein ... naja, wie du manchmal sein kannst. Meiner Schwester geht es schon wieder besser. Trotzdem wollte ich fragen, ob ich mir den Tag nicht vielleicht freinehmen könnte, um für sie da zu sein.“

„Das ist doch wohl das Mindeste, Claire. Morris soll deine Termine übernehmen und um den Rest kümmere ich mich persönlich.“

„Danke, Art. Du bist der Größte.“

„Ja, das behaupten alle jungen Dinger, mit denen ich zu tun habe“, sagte er und Claire konnte hören, wie sich ein Lächeln in seine Stimme schlich.

„Idiot“, sagte sie.

„Schuldig im Sinne der Anklage“, erwiderte er, „meld dich, wenn du was brauchst – was es auch sei, ich bin da. Ansonsten wünsche ich dir einen schönen Tag. Wir sehen uns morgen.“

„Danke für alles. Bis morgen Art. Bye.“

Als Claire ihr Mobiltelefon wieder in der Handtasche verstaute, sah sie die persönlichen Gegenstände, die Dr. Harris Amanda nach ihrer Einlieferung aus Sicherheitsgründen abgenommen hatte. Er hatte die Dinge Claire anvertraut, nachdem sie ihr Gespräch beendet hatten.

Es war nicht viel, was Claire da hatte: ein

Mobiltelefon, ein Lippenstift und der Schlüssel zu Amandas Wohnung in Greenwich Village.

Während sie den Wohnungsschlüssel betrachtete, meldete sich jener Teil ihrer Persönlichkeit zu Wort, mit dem sie seit über fünf Jahren ihre Brötchen verdiente: *Ihr Scharfsinn.*

Wenn es *überhaupt* etwas gab, mit dessen Hilfe sie die Ursache für Amandas Zustand erfahren konnte, dachte sie, dann war es ihre Wohnung. Es war zwar erst einen Monat her, dass sie dort gewesen war und insgeheim wusste sie auch nicht, was sie dort zu finden erhoffte. Dennoch beschloss sie, dass es nicht schaden konnte, sich kurz in den vier Wänden ihrer

Schwester umzusehen.

Sie startete ihren Wagen, verließ den Parkplatz und reihte sich in den zähen Verkehr Richtung Down Town ein.

Während sie nach Süden fuhr, erinnerte sie sich plötzlich an die Worte von Dr. Harris...

Vampire, Miss Hagen. Ihre Schwester fürchtet sich vor Vampiren.

...und ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken.

Amandas Wohnung lag in einer der vielen kleinen Seitenstraßen, die in den Washington Square Park mündeten. Der Stadtteil war in den letzten Jahren zu einem aufstrebenden Künstlerviertel avanciert und mit diesem Aufschwung stiegen natürlich auch die Mieten in Windeseile. Dennoch war es Amanda gelungen, eine der wenigen erschwinglichen Wohnungen zu finden, die zudem kein heruntergekommenes Rattenloch war, wie so viele andere Bleiben der unteren Preisklasse.

Claire hatte es bei Amandas Einzug natürlich großartig gefunden, dass ihre kleine Schwester nur noch einen

Katzensprung von ihr entfernt wohnte und nicht mehr in Rockwell, einem Provinznest im Herzen von Maine.

Doch in diesem Moment, als sie ihren Wagen vor dem Appartementhaus parkte, in dem Amanda wohnte, erinnerte sie sich daran, dass sie im Laufe des vergangenen Jahres kaum Zeit gefunden hatte, ihre Schwester zu besuchen.

Termine, Stress und Arbeit hatten ihr Steine in den Weg gelegt, der mit der U-Bahn innerhalb von nur zwanzig Minuten zu Amanda geführt hätte.

„Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt sich Vorwürfe zu machen“, sagte Claire zu sich selbst und stellte den Motor ab.

Sie stieg aus dem Wagen und blieb einen Augenblick lang vor dem vierstöckigen Ziegelbau stehen, in dem Amandas Wohnung lag. Dann nahm sie die Schlüssel aus ihrer Handtasche und öffnete die Haustür. Der Aufzug brauchte sie in den vierten Stock, in dem, neben Amandas Wohnung, nur noch zwei weitere Wohneinheiten waren. Claire schloss die Tür auf und betrat den kleinen Flur, von dem alle Räume abgingen.

Das erste, was ihr auffiel, war der schwere, eklige Geruch in der Wohnung. Sie brauchte einen Augenblick, um ihn genau zu identifizieren. Sie atmete ein paarmal tief ein und die Erkenntnis brach gleich über sie herein und sorgte dafür, dass ihr Herz einen Schlag aussetzte:

Knoblauch.

In Amandas Wohnung roch es eindeutig nach Knoblauch.

Es roch nicht – es stank widerlich. Claire konnte spüren, dass ihr Magen kurz davor war, den Schleudergang einzulegen. Sie zwang sich, nur durch den Mund zu atmen - fest dazu entschlossen ihr Frühstück um jeden Preis bei sich zu behalten.

Bei den ersten paar Atemzügen konnte sie spüren, wie das widerliche Aroma in ihrem Hals kratzte, wie der Vorbote einer schlimmen Erkältung. Einige Atemzüge später glätteten sich jedoch die Wogen dieser Empfindung und sie bekam wieder ganz normal Luft.

Doch der Knoblauchgestank war nicht das Einzige, was Claire sofort komisch vorkam. Nachdem sie die Wohnungstüre geschlossen und somit die Beleuchtung vom Gang ausgesperrt hatte, stand sie in nahezu vollkommener Dunkelheit. In ihrer Erinnerung war die Wohnung ihrer Schwester nach Süden ausgerichtet. Daher müsste sie um diese Uhrzeit lichtdurchflutet und sehr hell sein, dachte sie. Genau das Gegenteil war aber der Fall: Es war stockdunkel und stickig wie in einem Fuchsbau.

Im Wohnzimmer, das genau vor Claire lag, erkannte sie nur einige dünne Lichtstreifen, welche die Dunkelheit im Raum in geometrische Muster teilten. Staub wirbelte durch die Lichtstrahlen und

in dem schwachen Schimmer konnte Claire die Umrisse der Möbel erahnen, die sich ein bisschen von der Dunkelheit abhoben. Ansonsten war jedoch nichts zu erkennen.

Claire betätigte den Lichtschalter im Gang und ging dann ins Wohnzimmer. Nachdem sie auch dort das Licht angemacht hatte, merkte sie, dass die Rollos an sämtlichen Fenstern heruntergelassen waren.

Sie ging an eines der Fenster, und kurbelte das Rollo hoch. Dann öffnete sie beide Flügel des Doppelfensters und ließ Sonnenlicht und frische Luft in den Raum. Die Vorhänge spannten und blähten sich im Wind, wie die Segel eines Zweimasters. Gleichzeitig legte sich das

Kratzen in Claires Hals und mit ihm verflog auch ein bisschen die Anspannung, die sie an diesem Tag genauso beharrlich verfolgte, wie ihr eigener Schatten.

Erst dann schaute sie sich im Raum um. Couch, Tisch, Stühle, Fernseher – alles schien auf den ersten Blick normal zu sein. Das Zimmer war aufgeräumt und vermittelte einen gemütlichen Eindruck.

Doch gerade *dieser* Eindruck war es, der für Claire überhaupt nicht zu Amandas Zustand passte. Sie wusste zwar noch immer nicht so recht, was sie sich von dem Besuch in Amandas Wohnung erhofft hatte. Dennoch war sie sich sicher, dass ein bisschen Unordnung *eher* zu einer Frau gepasst hätte, die gerade in einer

psychiatrischen Klinik ans Bett gefesselt war.

Nein, Unordnung war nicht das richtige Wort, dachte Claire. Vielmehr hatte sie erwartet, ein heilloses Durcheinander vorzufinden. Ein Durcheinander biblischen Ausmaßes, um genau zu sein – mit angetrockneten Essensresten auf den Möbeln und Abfällen, die sich meterhoch türmten. Stattdessen erinnerte das Wohnzimmer an den Ausstellungsraum eines Möbelhauses. Alles war sauber, aufgeräumt und steril. Der Eindruck, dass etwas an der Wohnung nicht stimmte, begann sich allmählich zu erhärten.

Claire legte ihre Handtasche auf dem Sofa ab und zog anschließend ihren Mantel aus.

Da sie aus dem ersten Eindruck von der Wohnung nicht schlau geworden war, musste sie die restlichen Räume genauer unter die Lupe nehmen. Wie so oft, war es auch diesmal ihr Spürsinn, der ihren Gedanken den Takt vorgab.

Du musst etwas finden! Etwas, das dir dabei hilft, zu verstehen, was mit Mandy passiert ist.

Sie ging in die Küche, machte das Licht an und fand gleich den Grund für den üblen Gestank:

Die Anrichte war vollgestellt mit Knoblauchzehen. Der Großteil war noch verpackt. Doch ein beträchtlicher Teil lag auch bereits geschält auf der Anrichte und

auf der Geschirrablage neben der Spüle.

Als Claire die Küchenzeile genauer unter die Lupe nahm, entdeckte sie mehrere Einmachgläser, die bis zum Rand voll mit zerstampften Knoblauchzehen waren. *Sie* waren wahrscheinlich die Hauptquelle des widerlichen Gestanks, dachte Claire und verzog dabei das Gesicht vor Ekel.

Sie verschloss sämtliche Gläser und öffnete anschließend das kleine Fenster in der Küche. Sie versuchte das Rollo zu öffnen, aber es gelang ihr nicht. Die Kurbel drehte sich zwar, doch das Rollo bewegte sich kein bisschen. Es schien kaputt zu sein. Dennoch konnte sie spüren, dass zumindest ein bisschen frische Luft durch die Spalten des Rollos in den

kleinen Raum drang.

Besser als nichts.

Anschließend nahm Claire einem Müllbeutel aus einer der Schubladen und fegte mit der Hand alle Knoblauchzehen hinein. Sie machte einen Knoten in die Tragelassen des Beutels und entsorgte ihn im Biomülleimer unter der Spüle.

Obwohl sie den Grund für den Gestank gefunden hatte, war sie *dem*, der für Amandas Zustand verantwortlich war, kein bisschen näher gekommen. Doch es *musste* einen Grund dafür geben, dachte sie. Immerhin wird niemand über Nacht so ein seelisches Wrack, wie ihre Schwester. Die Sache mit dem Knoblauch war

vielleicht keine heiße Spur – aber
immerhin war es eine Spur.

Keine Frau Mitte zwanzig würde
freiwillig in einem solchen Gestank
hausen. Und schon gar nicht Amanda, die
Knoblauch seit ihrer Kindheit nicht
ausstehen konnte.

*Keine heiße Spur, aber immerhin eine
Spur!*

Claire lehnte sich an die Anrichte und ließ
sich ein Glas Wasser einlaufen. Während
sie daran nippte, ließ sie ihren Blick
durch die Küche schweifen.

Auch in der Küche entdeckte sie nichts
Ungewöhnliches. Bis auf den Knoblauch,

war auch in diesem Raum alles am rechten Platz. Dennoch blieb Claires Blick auf den Abfalleimer haften, der direkt neben dem Esstisch stand.

Sie wusste aus ihrer Arbeit als Reporterin, dass der Müll eines Menschen manchmal mehr Aufschluss über ihn geben konnte, als eine Kreditkartenabrechnung und ein Onlineprotokoll zusammen.

Zwar arbeitete Claire inzwischen bei der angesehenen News Review und interviewte Politiker, Sportstars und Showgrößen, doch auch sie hatte einmal klein angefangen. Ganz klein, um genau zu sein.

Als Mädchen aus der Provinz, das weder

das nötige Geld noch die erforderlichen Kontakte hatte, um sich ihren Träumen hinzugeben, hatte sie nach ihrem Studienabschluss nur *eine* Wahl gehabt:

Sie konnte entweder Tische in einer Frittenbude abräumen und darauf warten, dass ein Wunder geschah, oder aber gleich bei dem erstbesten Blatt anfangen, das ihr, neben einem minimalen Gehalt, zumindest auch eine Sozialversicherung anbot.

Claire hatte sich für die zweite Möglichkeit entschieden und als Reporterin beim New York City Herald angefangen. Der City Herald war ein Blatt das nur zweimal wöchentlich erschien und in dem es hauptsächlich darum ging, wer

mit wem ins Bett stieg und wer auf Entzug war, obwohl er oder sie vorgab, nur eine berufliche Auszeit zu nehmen.

In dieser Zeit hatte Claire mehr als nur einen Müllcontainer nach Hinweisen durchsucht und dabei Erstaunliches zutage gefördert.

Daher empfand sie keinerlei Scheu oder Ekel davor, den Deckel des Mülleimers abzunehmen und dessen Inhalt auf dem Fußboden zu verteilen. Auch bei dem Geruch, der vom Müll zu ihr aufstieg, verzog sie keine Miene.

Das *Erste* war ihr im Müll ihrer Schwester auffiel, waren die vielen leeren Medikamentenfläschchen. Claire hob

eines davon auf und befreite es anschließend von einer angetrockneten Bananenschale, um das Etikett besser entziffern zu können. Dann las sie die Beschriftung:

Valium, 4 Milligramm.

Claire *kannte* das Medikament und *wusste* daher, dass es im Staat New York rezeptpflichtig war und nicht an jeder beliebigen Straßenecke gekauft werden konnte.

Kein Arzt in der heutigen Zeit wäre so blauäugig gewesen, derart viele Einheiten Valium, auf einmal auszustellen, dachte sie. Zumal das Medikament gerade in jüngster Zeit im Zusammenhang mit sehr

vielen Selbstmorden Schlagzeilen gemacht hatte und bei regelmäßiger Einnahme zudem sehr leicht abhängig machte. Umso verwunderlicher war für Claire daher die Anzahl der gefundenen Fläschchen.

Sie zählte die Fläschchen und kam auf acht Stück. Dann fischte sie alle aus dem Müll und reihte sie *so* auf der Anrichte auf, dass sie alle Etiketten gleichzeitig lesen konnte.

Kaum hatte sie die Aufschriften überflogen, war auch das Rätsel gelöst, *wie* Amanda an so viel Valium gekommen war:

Jedes der Fläschchen trug im Feld AUSSTELLENDER ARZT einen anderen Namen. Amanda musste quer durch die

Stadt getingelt sein, um an einen solchen Vorrat zu gelangen, *ohne* bei einem der Ärzte Aufsehen zu erregen.

Claire ging ins Wohnzimmer und holte ihren Notizblock aus ihrer Handtasche. Dann kehrte sie wieder in die Küche zurück und notierte sich die Namen der Ärzte, die Amanda das Valium ausgestellt hatten.

Sie wusste zwar, dass so etwas wie eine ärztliche Schweigepflicht existierte und dass keiner der Ärzte ihr die Informationen zu geben brauchte, die sie von ihm verlangte. Gleichzeitig wusste sie aber aus Erfahrung, dass die ärztliche Schweigepflicht oftmals nur ein geflügeltes Wort war und dass man meist

ohne weiteres an die Informationen kommen konnte, die man brauchte.

Schließlich musste ein Journalist seine Quellen nicht preisgeben – selbst wenn diese Quellen manchmal sehr vertrauliche Informationen ausplauderten. Nicht zuletzt deswegen dauerte es nie wirklich lange, bis die Öffentlichkeit davon erfuhr, wenn eine prominente Persönlichkeit in eine Suchtklinik eingeliefert wurde oder an AIDS erkrankte.

Als Claire sämtliche Namen in ihrem Notizblock notiert hatte, fügte sie auch das Datum bei, das auf jedem Fläschchen abgedruckt war und darüber Auskunft gab, *wann* es an den Patienten übergeben worden war.

Dabei erkannte sie *sofort*, dass zwischen Medikamentenkäufen ihrer Schwester nie mehr als fünf Tage gelegen hatten. Da in jedem Fläschchen 60 Tabletten waren, musste das bedeuten, dass Amanda knapp zehn Einheiten täglich genommen haben musste.

Zwölf um genau zu sein!

Claire ahnte, dass es sich von einer Tagesdosis von beinahe 50 Milligramm Valium um eine Menge handeln musste, die in der Lage war, einen Bären außer Gefecht zu setzen.

Vielleicht sogar ein Nashorn!

Was konnte Amanda *derart* verstört

haben, dass sie so viele Beruhigungsmittel gebraucht hatte?

Daraus wurde Claire nicht schlau und genau das machte ihr Angst.

4.

Claire ging zurück ins Wohnzimmer, setzte sich an Amandas Schreibtisch und klappte ihren Laptop auf.

Das Passwort für Amandas Laptop war CLAIRE. Claire wusste das, weil sie ihn Amanda vor zwei Jahren zum Geburtstag geschenkt hatte. Claire hatte sich damals einen Spaß daraus gemacht, ihren eigenen

Namen als Passwort zu definieren, bevor sie Amanda das Gerät schenkte.

Amanda hatte darüber gespöttelt und behauptet, Claire wollte ihr damit unter die Nase reiben, dass sie ihr den Laptop geschenkt hatte, um zum Geburtstag auch ein möglichst tolles Geschenk von **ihr** zu bekommen. Dabei hatte es sich aber nur um einen Spaß unter Schwestern gehandelt. Das bewies zumindest der Umstand, dass Amanda das Passwort noch immer nicht geändert hatte.

Als das Gerät hochgefahren war, öffnete Claire den Web-Browser und nahm dann wieder ihren Notizblock zur Hand. Dann durchsuchte sie die Liste der Ärzte nach dem *jüngsten* Datum, an dem Amanda

Valium ausgestellt worden war. Als sie es gefunden hatte, tippte sie den Namen des Arztes, der neben dem Datum notiert war, in die Suchmaske des Browsers ein:

Dr. Arnold James.

Dann drückte sie die Entertaste.

Die Suchmaschine spuckte innerhalb von Sekundenbruchteilen Millionen von Ergebnissen aus. Claire klickte gleich auf den ersten Treffer und rief die Homepage des Arztes auf. Gleich auf der ersten Seite fand sie die Telefonnummer der Praxis, nach der sie gesucht hatte.

Sie griff in ihre Handtasche und holte ihr zweites Mobiltelefon heraus. Es handelt

sich um jenes Gerät, mit dem sie für gewöhnlich all die brisanten Telefonate führte, die ihr Beruf hin und wieder mit sich brachte.

Es war ein Wertkartenmobiltelefon, das sie vor einiger Zeit gebraucht bei einem Elektrohändler gekauft hatte und das unmöglich mit ihr in Verbindung gebracht werden konnte. Das war natürlich ein enormer Vorteil, wenn es darum ging, in brisanten Fällen Quellen auszufragen, die wichtige Geheimnisse preisgaben. Jedenfalls bewahrte das Telefon sie hin und wieder davor, in die Schusslinie zu geraten. Sie ahnte zwar, dass Dr. James ihr den Grund für die Ausstellung des Valiums vielleicht auch einfach so verraten hätte, dennoch beschloss sie,

dass es besser war, auf Nummer sicher zu gehen. Sie wollte so schnell wie möglich den Grund für das viele Valium wissen, ohne Dr. James Länge mal Breite ihre verwandtschaftliche Beziehung zu Amanda, zu erklären.

Claire schaltete das Mobiltelefon ein und wählte anschließend die Nummer von Dr. James' Praxis. Am anderen Ende der Leitung begann es zu klingeln.

„Hier ist die Praxis von Doktor Arnold James“, meldete sich eine weibliche Stimme, „Sie sprechen mit Cathy. Was kann ich für Sie tun.“

„Hallo Cathy“, sagte Claire, „hier spricht Officer Susan Richards, vom 23. Revier

des New York Police Department. Ich rufe dienstlich an und ich müsste umgehend mit Doktor James sprechen.“

Claire sprach schnell und emotionslos, um den Eindruck von Routine zu erwecken. Sie wusste, dass es ein Bundesvergehen war, sich als Polizist auszugeben. Dennoch empfand sie die Möglichkeit, dass man ihr dabei auf die Schliche kam, als verschwindend gering.

„Doktor James ist heute den ganzen Tag ausgebucht“, sagte Cathy, „es wäre besser, wenn Sie es kurz vor 17 Uhr versuchen. Gegen Ende der Ordinationszeiten kann er hoffentlich etwas Zeit für Sie erübrigen.“

Claire warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und sah, dass es erst kurz nach elf Uhr vormittags war. Wenn sie bis zum Abend auf das Gespräch warten musste, würde sie sich nur unnötig verrückt machen. Doch *das* allein war natürlich nicht der Grund, wieso sie nicht warten wollte. Denn tief im Abstellraum ihrer Gedanken spürte sie, dass jede Minute entscheidend sein konnte, wenn es darum ging herauszufinden, was mit Amanda passiert war.

Deswegen beschloss sie, aufs Ganze zu gehen.

„So lange kann ich nicht warten“, sagte Claire genervt. „Deswegen mache ich Ihnen jetzt folgenden Vorschlag, Cathy:

Entweder Sie bringen Doktor James innerhalb von fünf Minuten ans Telefon, oder ich Sorge umgehend dafür, dass ihn ein Streifenwagen abholt und zur Befragung aufs Revier bringt.“

„Das können Sie nicht tun“, sagte Cathy, „in der Praxis herrscht Hochbetrieb.“

Claire spürte, dass sie die Telefonistin an der Angel hatte. Jetzt galt es nur noch, sie vorsichtig ins Boot zu holen.

„Wollen *Sie* mir etwa vorschreiben, was ich tun kann und was nicht? Außerdem habe ich Ihren Nachnamen nicht verstanden, Cathy. Falls es sich hierbei um einen Fall von *Behinderung einer polizeilichen Ermittlung* handelt, sollte

ich Ihren Nachnamen besser wissen, finden Sie nicht auch?“

Für einen Augenblick herrschte Stille am anderen Ende der Leitung. Dann meldete sich Cathy wieder zu Wort.

„Ich werde sehen, was ich tun kann.“

Ein metallisches Klicken ertönte und gleich darauf erklang

Warteschleifenmusik. Claire war zuversichtlich, dass es keine fünf Minuten dauern würde, bis Dr. James ans Telefon ging. Sie blickte auf ihre Uhr und verfolgte den Sekundenzeiger dabei, wie er zwei volle Runden drehte. Kaum waren zwei Minuten vorbei, meldete sich am anderen Ende der Leitung Dr. James:

„Doktor Arnold James am Apparat, wie kann ich Ihnen behilflich sein?“

„Hallo Doktor James“, sagte Claire, „Sie sprechen mit Susan Richards von 23. Revier. Meine Kollegen und ich ermitteln gerade in einem Fall, bei dem es um die illegale Weitergabe von verschreibungspflichtigen Medikamenten geht. Ich hätte einige Fragen zu einer Ihrer Patientinnen, bei der es sich vermutlich um die Drahtzieherin des Verbrechens handelt.“

Claire konnte hören, wie ein Seufzen durch die Leitung ging. Sie ahnte, dass eine polizeiliche Ermittlung wahrscheinlich das *Letzte* war, wonach sich Dr. James an einem Freitagnachmittag

sehnte. Zumindest fuhren die meisten Ärzte aus Manhattan, die *sie* kannte, freitags immer mit ihren Golfschuhen zur Arbeit. Doch auch wenn Dr. James kein Golfer war, dann stand er inzwischen bestimmt schon mit einem Bein im Wochenende.

„Um welche Patientin handelt es sich, Officer?“, fragte Dr. James. Seine Stimme kam leise und schwach durch die Leitung.

„Amanda Hagen.“

„Ihnen ist hoffentlich bewusst, dass ich ohne gerichtliche Verfügung nicht verpflichtet bin, Auskunft über meine Patienten zu geben?“

Claire spürte, dass es sich bei dieser Drohung nur um ein letztes Aufbäumen handelte. Bald, dachte sie, würde der Arzt einknicken und ihr alles erzählen, was sie von ihm wissen wollte. Deswegen ließ sie nicht locker.

„Natürlich *müssen* Sie mir keine Auskunft geben. Ich kann durchaus verstehen, dass es Ihnen lieber wäre, wenn ich einen gerichtlichen Durchsuchungsbefehl für Ihre Praxis erwirke. Dann brauche ich mich nicht mehr mit Ihren Ausflüchten rumzuschlagen, sondern komme gleich an die Informationen, die ich benötige. Also Doktor James, es liegt an Ihnen, wie wir das über die Bühne bringen.“

Ihre Stimme klang gereizt und jedes Wort

sprühte vor Autorität. Claire wusste, dass Dr. James inzwischen wahrscheinlich *alles* tun würde, nur um sie so schnell wie möglich abzuwimmeln. Ärztliche Schweigepflicht hin oder her.

„Schon gut, schon gut“, sagte Dr. James, „wie war nochmal der Name der Patientin?“

„Hagen, Amanda.“

„Einen Moment bitte“, sagte James. Claire hörte, wie die Sprechmuschel des Telefons am anderen Ende der Leitung abgelegt wurde. Gleich darauf erklang das rhythmische Plätschern einer Computertastatur, die schnell bedient wurde.

„Sind Sie noch dran?“

„Schießen sie los“, sagte Claire und klappte ihr Notizbuch auf.

„Die Patientin war vor einer Woche bei mir in der Praxis und hat sich über massive Angstzustände beklagt.“

„Was war der Grund für diese Angstzustände?“

„Genau *den* wollte sie mir anfangs nicht nennen, Officer Richards. Daraufhin habe ich ihr gesagt, dass ich nicht *grundlos* rezeptpflichtige Medikamente ausstellen darf. Schon gar nicht in einer derart hohen Dosierung.“

„Und?“

„Sie hat mir dann erzählt, dass sie Angst vor einem...wie soll ich sagen? Sie hat behauptet, dass sie von einem...“

„Einem was?“

„Einem *Vampir*. Sie hat tatsächlich behauptet ein Vampir würde sie verfolgen...“

Vampir.

Claire's Herz setzte einen Schlag aus. Gleichzeitig erinnerte sie sich an die Worte von Dr. Harris:

Vampire, Miss Hagen. Ihre Schwester fürchtet sich vor Vampiren.

„...oder so etwas in der Art. Sie hat

behauptet, das wäre der Grund dafür, dass sie die Beruhigungsmittel bräuchte, um nicht *vollkommen* durchzudrehen. Ich habe ihr natürlich gesagt, dass es besser wäre, wenn sie sich an einen Psychiater wendet. Aber *davon* wollte sie nichts wissen. Diese Junkies – denen fällt immer was Neues ein, um an Stoff zu kommen. Und ich Trottel lasse mich auch noch dazu breitschlagen und stelle ihr das Valium aus. Hallo? Sind Sie noch dran. Hallo? Officer?“

Claire hatte genug gehört. Ihr fiel nichts mehr ein, was sie Dr. James noch hätte fragen können. Außerdem konnte sie es nicht ertragen, dass Amanda als Junkie bezeichnet wurde. Sie nahm das Mobiltelefon vom Ohr und legte auf. Dann

schaltete sie es wieder aus und verstaute es in ihrer Handtasche.

Vampir.

Claire glaubte, dass sie es sich sparen konnte, bei den anderen Ärzten anzurufen, die noch auf ihrer Liste standen. Immerhin stimmte die Aussage von Dr. Harris mit der von Dr. James überein:

Amanda fürchtete sich vor Vampiren. Und diese Furcht war es gewesen, die sie dazu getrieben hatte, quer durch die Stadt zu fahren, um an einen Vorrat von Beruhigungsmittel zu kommen.

Außerdem hatte sie dazu geführt, dass Amanda tagelang in dem bestialischen

Knoblauchgestank gelebt hatte, in dem Irrglauben, sich davon von ihren Ängsten zu befreien.

Natürlich hatte Claire den Zusammenhang zwischen Knoblauch und Vampiren gleich erkannt, als sie Amandas Wohnung betreten hatte. Immerhin bestand ihr Beruf daraus, Zusammenhänge zu erkennen. Doch ihr Verstand hatte sich dagegen gewehrt sich einzugestehen, dass Amandas Wahnvorstellungen bereits derart ausgeprägt waren. Ihr Unterbewusstsein hatte sich vor diesem Eingeständnis gesträubt – wie ein Pferd vor einem steilen Abgrund.

Eine Woge von Mitleid brandete durch Claires Verstand und trieb ihr Tränen in

die Augen. Mit dem Mitleid kehrten auch die Vorwürfe zurück, mit denen sie sich selbst für Amandas Zustand verantwortlich machte.

Wie konnte es nur so weit kommen? Du hättest für sie da sein müssen. Du bist ihre Schwester und du warst dazu verpflichtet, auf sie aufzupassen!

Eine einzelne Träne kullerte über Claires Wange und verfiel in ihrem Mundwinkel. Dann nahm wieder der vernünftige Teil ihres Verstandes die Zügel in die Hand. Und dieser Teil war es, der ihr sagte, dass es in *diesem Augenblick* absolut unvernünftig gewesen wäre zu weinen. Vielmehr musste sie so schnell wie möglich den Grund für

Amandas Wahnvorstellungen finden.

Sie überlegte, ob es in ihrer Familie vielleicht einen Fall von Wahnsinn gegeben hatte. Doch so sehr sie sich auch anstrengte – es wollte ihr niemand einfallen. Die Hagens stammten von Deutschen ab, die im Laufe der ersten großen Einwanderungswelle des 20. Jahrhunderts in die Staaten gekommen waren. Laut Claires Großmutter Heidi gab es daher viele Verwandte, mit Ticks und Spleens aller Art – aber dennoch niemanden, der in *klinischen* Maßstäben als verrückt gegolten hätte.

Claire wusste natürlich, dass Geisteskrankheiten nicht zwangsläufig in der Familie weitergegeben wurden, wie

etwa üble Manieren oder ein schlechtes Gebiss. Zudem glaubte sie nicht daran, dass sich eine geistige Erkrankung derart plötzlich und stark geäußert hätte. Sie wusste aus Vorlesungen aus ihrer Studienzeit, dass derartige Erkrankungen zunächst mit leichten Symptomen anfangen und sich erst allmählich steigerten.

Da sie diesen Grund für Amandas Zustand ausschließen konnte, zauberte ihr Verstand gleich einen neuen aus dem Hut:

Drogen.

Auch *das* war ihr bereits in den Sinn gekommen. Doch auch Drogen schieden als Grund für die Wahnvorstellungen aus: Claire wusste, dass Dr. Harris Amanda

Blut abgenommen und einen Urintest in Auftrag gegeben hatte. Wenn *tatsächlich* Drogen im Spiel gewesen wären, dann hätte er das bereits in Erfahrung gebracht und sie darüber informiert.

Doch welche anderen Gründe konnte es *sonst* für Amandas Zustand geben? So sehr Claire sich zwang, ihr fiel nichts ein. Ihre Gedanken drehten sich im Kreis, wie die Kugel beim Roulette.

Vielleicht nutzte es auch nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen, dachte sie und klappte den Laptop zu. Immerhin war Amanda in besten Händen und wahrscheinlich würde es Dr. Harris ohnehin bald gelingen, den Grund für Amandas Zustand zu finden. Und dann

würde er mit der Behandlung beginnen und Amanda würde es im Handumdrehen wieder besser gehen, dachte Claire.

So naiv die Vorstellung von Amandas Wunderheilung vielleicht auch war, so sorgte sie dennoch einen Augenblick lang dafür, dass es Claire besser ging und sie sich ein wenig entspannte.

Sie war gerade auf dem Weg in die Küche, um sich einen Kaffee zu machen, als es in ihrer Handtasche zu klingeln begann. Es war ein ihr unbekannter Klingelton.

Amandas Mobiltelefon, dachte Claire und kehrte zurück zum Schreibtisch. Sie nahm das Mobiltelefon aus der Handtasche und

blickte aufs Display: Die Anruferkennung war unterdrückt. Claire zögerte einen Augenblick, dann nahm sie den Anruf an.

„Hallo?“

„Hallo“, sagte eine Männerstimme, die so rau klang, wie Schleifpapier.

„Mit wem spreche ich bitte?“

Ein Akzent klang in den Worten mit, der Claire völlig unbekannt war.

Für einen Augenblick herrschte Stille in der Leitung. Dann konnte Claire hören, wie der Anrufer einen langen und wohl auch genüsslichen Zug von einer Zigarette nahm. Erst nachdem er den Rauch in die Sprechmuschel seines Telefons geblasen

hatte, antwortete er:

„Sie sind doch „*Mandy87*“, oder? *Die* Mandy87, die vor drei Tagen im Mystery-Forum einen Kommentar zu Vampiren geschrieben hat? Das ist doch die richtige Telefonnummer, oder etwa nicht?“

Claire musste die Informationen erst verarbeiten, die auf sie einprasselten. Doch so ungewöhnlich der Anruf vielleicht auch war – sie kapierte schnell:

Bei „Mandy87“ musste es sich um ein Pseudonym handeln, das ihre Schwester online verwendet hatte – in einem Chat oder einem Forum vielleicht. Das war einleuchtend, denn immerhin war Amandas Spitzname Mandy und ihr

Geburtsjahr 1987.

„Ja“, sagte Claire nach einem Moment,
„ja, die bin ich.“

„Nun, Sie wollten etwas über Vampire erfahren, oder etwa nicht? Ihre Anfrage klang ziemlich ernst, wie mir scheint.“

„Ja, genau das wollte ich. Was können Sie mir darüber sagen?“

Sie machte eine Pause.

„Über Vampire mein ich?“, sagte sie schließlich und war verwundert darüber wie leicht ihr ein solch abstruses Wort über die Lippen kam.

Vampire!

Am anderen Ende der Leitung erklang ein zynisch klingendes Gelächter, gefolgt von einem Hustenanfall, für den wahrscheinlich die Zigarette verantwortlich war.

„Meine Liebe“, sagte die Stimme, „so etwas würde ich nur ungern am Telefon besprechen. Ich schlage vor, dass wir uns treffen. Heute noch, wenn’s geht?“

„Gut“, sagte Claire. Ihre Einwilligung kam ihr nur zögerlich über die Lippen. Denn Amandas Wahnsinn hatte durch den unbekannten Anrufer gerade einen völlig neuen Aspekt erhalten. Für einen Augenblick schien es Claire, als würde er sich immer mehr ausweiten und größere Kreise auf der Oberfläche *ihrer* ansonst

so ruhigen und geordneten Lebens ziehen. Dennoch redete sie sich ein, dass es besser war *jeder* Spur nachzugehen, die sich ihr bot. So banal und verrückt diese auf den ersten Blick vielleicht auch sein mochte. Schließlich würde es ihr genauso wenig nutzen, einfach die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu warten, dass alles wieder von allein ins Lot kam.

„Wo sollen wir uns treffen?“, fragte Claire. Sie sah sich in Gedanken um Mitternacht unter einer Autobahnbrücke warten. Irgendwo, außerhalb der Stadt, wo gerade nachts jungen Frauen manchmal schlimme Dinge zustießen. *Dinge*, von denen sie in ihrer Zeit beim New York Herald sogar Alpträume bekommen hatte.

Umso mehr war sie von Treffpunkt und Uhrzeit überrascht, die ihr der Unbekannte schließlich vorschlug. Sie notierte sie in ihrem Notizblock und ehe sie sich verabschieden konnte, legte der Anrufer auf.

Claire schaute auf ihre Uhr und merkte, dass sie noch fast zwei Stunden Zeit hatte, um sich auf das Treffen vorzubereiten.

Sie zog ihren Mantel an, schloss die Fenster und verließ eilig die Wohnung.

Claire warf einen Blick auf ihre Armbanduhr, während sie sich ihren Weg aus der Stadt bahnte. Sie hatte noch zwanzig Minuten Zeit, um zum vereinbarten Treffpunkt zu gelangen. Die Anzeige auf ihrem Navigationsgerät zeigte jedoch an, dass sie noch mehr als eine halbe Stunde brauchen würde, um zum Zielort zu gelangen.

Sie stieg aufs Gaspedal und beschleunigte auf 85 statt der erlaubten 65 Meilen die Stunde. Gleichzeitig hoffte sie, dass kein eifriger Verkehrspolizist ihr einen Strich durch die Rechnung machen würde.

Nach einer Minute schaute sie wieder auf das Display des Navigationsgerätes. Die

errechnete Fahrzeit war inzwischen auf unter zwanzig Minuten gesunken. Wenn ihr nichts dazwischen kam, würde sie es schaffen.

Die vergangenen anderthalb Stunden hatte sie verwendet, um in ihre eigene Wohnung an der East Side zu fahren und ihr Diktiergerät zu holen. Es war ein kleines Gerät in digitaler Ausführung – kaum größer als ein Sturmfeuerzeug. Sollte es ihr gelingen vor dem Unbekannten am Treffpunkt zu sein, würde sie das Diktiergerät irgendwo verstecken. An einem Ort, von dem aus es das Gespräch in guter Qualität aufnehmen konnte.

Sollte der unbekannte Anrufer jedoch vor ihr dort sein, dann würde sie es einfach in

der Brusttasche ihres Mantels lassen. Das hatte sie bei Interviews schon oft gemacht hatte. Die Qualität war dann nicht gerade berauschend. Doch dank der Möglichkeiten, die einem die modernen Audioprogramme boten, dachte sie, würde auch eine schlechte Aufnahme durchaus verwertbar sein.

Verwertbar wofür? Für die Titelgeschichte der News Review über Vampire?

Das vielleicht nicht, dachte Claire. Aber immerhin würde sie dann etwas in der Hand haben, worauf sie ihre Meinung stützen konnte. Etwas, das ihr helfen konnte, zu verstehen, was mit Amanda passiert war. Schließlich konnte ja nicht

die ganze Welt verrückt geworden sein.

Dennoch begannen Zweifel an ihr zu nagen, während sie sich ihrem Zielort näherte. Bei dem unbekannten Anrufer konnte es sich durchaus auch um einen Irren handeln, der ihr einen Bären aufbinden wollte. Jemanden, der längst den Bezug zur Realität verloren hatte und in einer Traumwelt lebte, in der es vor Vampiren, Werwölfen und Flaschengeistern nur so wimmelte.

Claire verdrängte den Gedanken aus ihrem Verstand und konzentrierte sich aufs Fahren. Keine zwei Minuten später nahm sie die erste Ausfahrt, mit der ihr Ziel ausgeschildert war:

Der John F. Kennedy International Airport.

6.

Der JFK International war der größte Flughafen von New York City, mit nahezu unzähligen Schaltern, Gates und Terminals. Gerade deswegen war Claire dem unbekannten Anrufer auch dankbar, dass er ihre eine konkrete Beschreibung des Treffpunktes gegeben hatte:

„Wir treffen uns im Terminal 2, Gate C7 – in dem Coffeeshop gleich hinter dem Zoll.

Ich trage einen grauen Anzug und einen roten Seidenschal.“

Genau dorthin hatte es Claire inzwischen geschafft. Die Sicherheitskontrolle hatte sie schnell hinter sich gebracht, da sie außer ihrer Handtasche kein Gepäck hatte. Außerdem hatte ihr Presseausweis dafür gesorgt, dass sie auch ohne ein gültiges Flugticket in den Sicherheitsbereich gelassen wurde. Sie hatte vorgegeben, zu einem Interview mit einem ausländischen Geschäftsmann verabredet zu sein und die Sicherheitskräfte hatten keinen Grund gehabt, daran zu zweifeln.

Als diese Formalitäten erledigt waren, betrat sie den Coffeeshop und sah sich nach einem Mann um, auf den die

Beschreibung des Unbekannten passen konnte.

Grauer Anzug, roter Seidenschal!

Es herrschte nicht gerade Hochbetrieb in dem kleinen Laden und Claire brauchte nicht lange, um zu erkennen, dass der Unbekannte noch nicht da war.

Falls er überhaupt kommen sollte!

Doch sie ließ sich nicht von ihren Zweifeln beirren und nahm an einem der Tische Platz, von dem aus man durch das große Panoramafenster die Landebahn sehen konnte. Als die Kellnerin kam, bestellte sie einen Cappuccino und machte sich dann daran, einen geeigneten Platz für

das Diktiergerät zu suchen.

Am einfachsten wäre es gewesen, dachte sie, das Gerät in einer gefalteten Zeitschrift direkt auf dem Tisch zu platzieren. Gleichzeitig wäre dieses Versteck aber auch leicht zu durchschauen gewesen.

Deswegen entschied sie sich für den Serviettenhalter, der in der Mitte des Tisches stand. Sie nahm ihn in die Hand und zog dann ungefähr ein Drittel der darin enthaltenen Papierservietten heraus. In den entstandenen Freiraum schob sie dann das Diktiergerät und drückte die Aufnahmetaste. Dann ließ sie die übrigen Servietten in ihrer Handtasche verschwinden und legte den

Serviettenhalter wieder zurück auf seinen Platz. Gleich darauf kam die Kellnerin mit ihrem Cappuccino.

Claire nahm einen Schluck von dem Getränk und schaute dabei in die Richtung des Eingangs. Gerade in diesem Augenblick betrat ein Mann in grauem Anzug und mit einem roten Seidenschal das Lokal. Er blieb im Türbogen stehen und sah sich im Coffeeshop um.

Im Gegensatz zu Claire hatte er keine Beschreibung von der Person, mit der er sich verabredet hatte. Daher war er darauf angewiesen, dass *sie* sich zu erkennen gab. Das verschaffte ihr ein bisschen Zeit, um sich davon zu überzeugen, dass es sich bei dem Unbekannten nicht um einen

Verrückten handelte. Einen Verrückten, der womöglich gefährlich war. Doch gerade der Umstand, dass sie sich im Sicherheitsbereich eines Flughafens befand, beruhigte sie natürlich ein bisschen. Denn auch wenn es sich bei dem Mann um einen Verrückten handelte, so konnte sie zumindest darauf vertrauen, dass er keine Waffen bei sich trug. Deswegen nahm sie sich einen Augenblick Zeit, um ihn genau zu mustern.

Er war etwa einssiebzig groß und von schmächtiger Statur. Er hatte schwarzes, liches Haar und schien vom Hauttyp auf den ersten Blick Südländer zu sein. Claire konnte jedoch ausschließen, dass er Mexikaner oder Lateinamerikaner war, da sie einen derartigen Akzent am Telefon

mit Sicherheit erkannt hätte. Was das Alter des Mannes anging, konnte Claire ebenfalls nur schätzen. Dennoch vermutete sie, dass er mindestens 50 Jahre alt war.

Wahrscheinlich noch älter!

Während sie ihn über den Rand ihrer Cappuccinotasse hinaus musterte, stand der Mann noch immer im Türbogen des Coffeeshops und beobachtete die Gäste. Als sein Blick schließlich auf Claire zu liegen kam, hob sie kurz die Hand und signalisierte ihm dadurch, dass sie seine Verabredung war.

Ein Lächeln huschte über das Gesicht des Mannes, bevor er sich in Bewegung setzte und auf sie zukam.

„Ich war mir nicht sicher, ob Sie überhaupt kommen“, sagte er und blieb neben ihrem Tisch stehen.

„Das Gleiche kann ich auch behaupten“, sagte Claire und bot ihm den Platz an.

„Vielen Dank“, sagte er und setzte sich.

„Ich denke, wir sollten uns erst einmal vorstellen“, sagte Claire. Sie wollte den Namen des Unbekannten unbedingt auf Band haben, falls sich im Laufe des Gespräches herausstellen sollte, dass er etwas mit Amandas Zustand zu tun hatte.

„Verzeihen Sie bitte meine Unhöflichkeit, aber ich würde es vorziehen meinen Namen nicht zu verraten“, sagte der

Unbekannte und lächelte, „deshalb schlage ich vor, dass ich Sie einfach Mandy nenne.“

„Gut“, sagte Claire, „und wie soll ich Sie nennen?“

„*John*, der Name ist so gut wie jeder andere“, sagte der Unbekannte, der jetzt zumindest einen Namen hatte, auch wenn es nicht sein richtiger war. Er reichte Claire die Hand und sie schüttelte sie kurz. Sein Händedruck war schwach und zaghaft und erinnerte Claire an den einer alten Frau. Außerdem waren seine Hände weich und gepflegt, was Claire darauf schließen ließ, dass er keiner körperlichen Arbeit nachging. Ein süßlicher Geruch stieg Claire in die Nase und verflüchtigte

sich sofort wieder, noch ehe sie ihn genau identifizieren konnte.

„Freut mich, John. Und jetzt kommen wir bitte zum wahren Grund unseres Treffens.“

„Sie wollten etwas über...“

John hielt einen Augenblick lang inne und sah sich im Coffeeshop um. Seine Augen hüpfen von einem Gast zum anderen, wie ein flacher Stein übers Wasser. Als er schließlich fortfuhr, war seine Stimme gedämpft – kaum mehr als ein Flüstern:

„...über Vampire wissen, wenn ich das richtig verstanden habe.“

„Und *Sie* wissen etwas über Vampire?“,

fragte Claire. Auch sie senkte automatisch die Lautstärke ihrer Stimme.

„Ich weiß eine Menge über Vampire. Hab gerade letzte Woche einen von den Mistkerlen gesehen. Verzeihen Sie bitte meine Ausdrucksweise – aber die Angst sitzt mir seitdem immer noch im Nacken.“

„Sie haben letzte Woche einen Vampir gesehen? Hier in New York City? Habe ich das richtig verstanden?“

„Ja, hier in New York City. Einen *verdammten* Vampir.“

Mit jeder Sekunde, die verstrich, kam es Claire immer mehr so vor, als wäre sie in einem bizarren Traum gefangen, aus dem

sie jeden Augenblick aufwachen musste.

Oder es hatte sich jemand einen echt üblen Scherz mit ihr erlaubt und sie für eine der Shows angemeldet, in der Leute vor laufender Kamera auf die Schippe genommen wurden. Denn anstatt an diesem Tag ein Interview mit dem Bürgermeister zu führen, fragte sie gerade einen Unbekannten darüber aus, *was* er über Vampire wusste. Das Leben nahm manchmal komische Wendungen, dachte sie.

„Erzählen Sie mir davon“, bat Claire. Zu diesem Zeitpunkt überwog die Gewissheit, dass es wahrscheinlich ein Fehler gewesen war, zu diesem Treffen zu kommen.

John beugte sich vor und verschränkte die Hände auf der Tischplatte. Sein Gesicht war kaum noch zwanzig Zentimeter vom Serviettenhalter entfernt und Claire war sehr zuversichtlich, dass das Diktiergerät brauchbare Ergebnisse liefern würde.

„Wissen Sie was ein *lopov* ist, Mandy?“, fragte John.

„Nein.“

„Dort wo *ich* herkomme ist ein *lopov* jemand, der seinen Lebensunterhalt damit verdient andere Menschen zu belügen und zu bestehlen. Hier in Amerika nennt man so jemanden einen Dieb oder Betrüger.“

„Worauf wollen Sie hinaus?“

John griff in die Brusttasche seines Sakkos und fischte eine Zigarette heraus. Er rollte sie zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her und ein Funken von Sehnsucht huschte über sein Gesicht.

„*Ich* bin ein *lopov*. Ich verdiene meinen Lebensunterhalt damit reiche Menschen zu bestehlen. Ich steige in ihre Häuser ein und stehle ihre Kostbarkeiten.“

Claire wusste nicht, in welchem Zusammenhang das Gesagte mit ihrer Schwester stand. Oder mit dem, was John über Vampire zu wissen vorgab. Dennoch ließ sie ihn reden und hoffte, dadurch vielleicht etwas darüber zu erfahren, was mit Amanda passiert war.

„Meine bevorzugte Klientel sind die Leute aus Bowery. Die meisten Leute, die dort leben haben nämlich *eines* gemeinsam: Sie haben sehr viel Geld und sind zudem tagsüber nicht zuhause. Die meisten Leute dort sind Anwälte, Broker und selbstständige Unternehmer. Die Gefahr bei einem Einbruch erwischt zu werden ist daher in Bowery am geringsten. Die Häuser stehen für New Yorker Verhältnisse auf großen und recht abgeschiedenen Grundstücken. Als guter *lopov* kann man sich in Bowery eine goldene Nase verdienen.“

John hielt einen Augenblick lang inne und führte die Zigarette kurz an seine Lippen. Ein Lächeln huschte über seine Mundwinkel – ein Lächeln, das für Claire

eine vollkommen andere Sprache sprach, als seine Augen.

Erst in diesem Augenblick bemerkte Claire die Angst in Johns Augen. Sie waren unruhig und huschten durch den Raum, so als suchten sie nach einer unsichtbaren Bedrohung.

„Letzten Mittwoch war ich wieder mit meinem Partner in Bowery unterwegs. Das Haus, das wir ausgesucht hatten, stand auf einem großen Grundstück. Wir gingen davon aus, dass es unbewohnt war, da dort wochenlang niemand weder ein noch ausging. Unsere Inspektion hatte ergeben, dass das Haus voll war mit Kostbarkeiten. Sie müssen verstehen – für uns war das wie ein gedeckter Tisch, wie

man so schön sagt. Wir parkten unseren Lieferwagen in der Einfahrt und knackten das Schloss in der Garage. Dann gingen wir ins Haus. Keine Alarmanlage, kein Wachhund – nichts. Es war ein Kinderspiel.“

Claire hatte ihren Cappuccino ausgetrunken und die Kellnerin kam an den Tisch und räumte die leere Tasse ab. John bestellte einen Whiskey auf Eis und Claire, die ansonsten tagsüber keinen Alkohol trank, schloss sich ihm an. Ihre Nerven waren seit mehr als zwölf Stunden gespannt wie Drahtseile. Deswegen hoffte sie, dass ihr der Whiskey ein bisschen helfen würde, sich zu entspannen. Während sie auf die Getränke warteten, setzte John seine Geschichte

fort.

„Das Haus war eine echte Goldgrube. Überall Gemälde, teurer Schnickschnack und kostbare Teppiche. Wir hätten problemlos drei Lieferwagen voll bekommen. Vielleicht sogar einen Lastwagen. Nach etwa einer Stunde hatten wir alles in den Wagen geräumt, von dem wir wussten, dass man es zu Geld machen konnte. Mein Partner...nennen wir ihn einfach Jack...beschloss noch einen Blick in den Keller des Hauses zu werfen. Ich hingegen sagte, dass wir besser verschwinden sollten. Aber Jack, *armer Jack* – er wollte *unbedingt* noch einen Blick in den verdammten Keller werfen. Schließlich ließ ich mich breitschlagen und folgte ihm.“

Die Kellnerin kam mit ihren Getränken. Claire nahm einen kleinen Schluck und erfreute sich dabei an der wohligen Wärme, die von dem Whiskey ausging. John hingegen leerte das Glas in einem Zug. Er goss es mit einem solchen Schwung in sich hinein, dass dabei die Eiswürfel klimpernd gegen seine Zähne schlugen.

„Was ist dann passiert?“, fragte Claire.

„Dann sind Jack und ich runter in den gottverdammten Keller gegangen. Bereits auf der Treppe habe ich gemerkt, dass dort unten etwas ganz und gar nicht stimmte. Das Licht funktionierte nicht und wir mussten unsere Taschenlampen anmachen. Doch das war nicht das

Problem. Vielmehr war ich entsetzt darüber, dass der Keller im Vergleich zum Rest des Hauses ein einziges Dreckloch war. Die Wände waren nicht versiegelt und schwarzer Glibber troff durch die Ziegelmauer ins Innere des Hauses. Es roch nach Feuchtigkeit und Schimmel, und selbst der Boden bestand nur aus festgetretener Erde. Es war dort unten so staubig, dass jeder unserer Schritte Spuren hinterließ, wie in frisch gefallenem Schnee. Außerdem war da noch dieser Geruch – es roch stickig wie in einer Gruft, die lange nicht geöffnet worden war. Dennoch gingen wir hinunter und sahen uns um. Wir merkten schnell, dass dort unten nichts war, das sich als Beute geeignet hätte. Vielmehr waren Jack und ich zur *Beute* geworden, ohne es zu

ahnen.“

7.

Bishop hatte die beiden Zielpersonen genau im Blick. Er saß einige Tische von ihnen entfernt und tat so, als sei er in eine Zeitschrift vertieft.

Er mimte einen gelangweilten Geschäftsmann, der sich zwischen zwei Flügen ein bisschen Ruhe und einen Kaffee gönnte. Lustlos blätterte er in der Zeitschrift, nippte an seinem Kaffee und warf hin und wieder einen ungeduldigen

Blick auf seine Armbanduhr. Die Illusion war perfekt. Er unterschied sich kein bisschen von den anderen Anzugträgern, die ebenfalls in dem Coffeeshop Zuflucht vor der Routine eines stressigen Lebens gefunden hatten.

Dabei war seine Mission eine *völlig* andere. Er musste weder irgendwelche Geschäfte in Chicago unter Dach und Fach bringen, noch zu einem Vorstellungsgespräch nach Miami fliegen. Auch wurde er nicht alle paar Minuten von einem Mobiltelefon in seiner Konzentration gestört. Vielmehr galt sein *ganzes* Interesse dem Gespräch der beiden Zielpersonen.

Es hatte sich als kluger Schachzug

erwiesen, das Mobiltelefon von der Studentin aus Greenwich Village abzuhören. Immerhin waren ihre Eintragungen in all den Internetforen viel konkreter gewesen, als all der übliche Mist, den man dort für gewöhnlich lesen konnte. Sie schwärmte nicht für die Blutsauger. Genauso wenig gab sie sich irgendwelchen verrückten romantischen Vorstellungen hin. Nein, ganz im Gegenteil: Aus jeder Zeile ihrer Kommentare hatte Angst gesprochen. Purer Schrecken hatte zwischen ihren Worten gelauert, wie eine Schlange im hohen Gras.

Bitte helft mir, falls ihr wisst, wie ich mich schützen kann. Es ist so schrecklich, ich habe solche Angst!

Sie hatte gezielt nach einer Möglichkeit gesucht, sich gegen das Ding zu wehren, das sie Nacht für Nacht aufsuchte.

Natürlich hatte Bishop gleich gewusst, dass dem Mädchen nicht mehr zu helfen war. Nach einem oder maximal zwei Bissen des Vampirs hätte man sie vielleicht noch behandeln und ihre unsterbliche Seele retten können. Die Betonung lag auf *vielleicht*. Denn seine Erfahrung im Kampf gegen die Blutsauger hatte ihn gelehrt, dass sich der Teufel nur ungern an Spielregeln hielt. Deswegen galt es den Vampir zu finden, der ihr das angetan hatte. Ihn zu finden und zu töten.

Falls sich der Zustand des Mädchens verbesserte, nachdem ihr Meister tot war,

dann wäre alles in Ordnung und ihr Leben konnte wie gewohnt weiter gehen. *Falls nicht*, dann würde er auch sie töten. Sie und jeden anderen, von dem er annehmen konnte, dass er mit den Dämonen unter einem Hut steckte.

Gerade aus diesem Grund *brannte* er darauf zu erfahren, was die beiden Zielpersonen miteinander besprachen. Nach ihrem Telefonat hatten er und sein Team genügend Zeit gehabt, um zu dem vereinbarten Treffpunkt zu kommen. Er hatte sich an die Fersen der Zielpersonen geheftet, während seine Männer an all den strategischen Punkten des Flughafens postiert waren. Dennoch war die Observation nicht optimal.

Im Coffeeshop herrschte eine konstante Kulisse an Hintergrundgeräuschen, die das Gespräch der Zielpersonen überdeckte und es ihm unmöglich machte, auch nur ein Wort zu verstehen.

Natürlich wäre das mit der richtigen Ausrüstung überhaupt kein Problem gewesen, dem Gespräch zu folgen, dachte er. Mit der richtigen Ausrüstung hätte er ihm auf eine Meile Entfernung inmitten eines Orkans folgen können. Doch es wäre überaus beschwerlich, wenn nicht sogar unmöglich gewesen, die besagte Ausrüstung durch die Sicherheitskontrolle zu bringen.

Seit den Anschlägen vom 11. September wurden Sicherheitsbeamte an allen

Flughäfen in den Vereinigten Staaten gezielt darauf geschult, technische Geräte sehr genau unter die Lupe zu nehmen. Das Ziel dieser Überprüfungen war es, potenzielle Bombenattentate in Verkehrsflugzeugen zu verhindern. Daher wurden nicht selten die Laptops, Kameras oder Mobiltelefone der Passagiere auf Herz und Nieren geprüft. Die Sicherheitskontrolle mit einem militärischen Abhörsystem der neuesten Bauart zu passieren, ohne dabei Aufsehen zu erregen, hätte daher eher an ein Wunder gegrenzt.

Dennoch hatte Bishop es geschafft, eine Pistole in den Sicherheitsbereich zu schmuggeln. Es handelte sich dabei um ein österreichisches Fabrikat, das vollständig

aus Keramik und Verbundstoffen gefertigt war und mit dem man jeden Metalldetektor mühelos passieren konnte. Der integrierte Schalldämpfer der Pistole war eine zusätzliche Modifikation. Mit seiner Hilfe konnte man Schüsse flüsterleise abfeuern, ohne dabei Aufsehen zu erregen.

Obwohl er vorerst nicht beabsichtigte die Pistole zu benutzen, so fühlte sich ihr Gewicht im Bund seiner Hose überaus beruhigend an.

Er nahm noch einen Schluck von dem Kaffee, der eine Beleidigung für seinen verwöhnten Gaumen darstellte. Dabei ließ er die beiden Zielpersonen dabei keine Sekunde aus den Augen.

Auch wenn er nichts von ihrem Gespräch verstehen konnte, war es für ihn befriedigend zu wissen, dass er der Bestie aus New York auf der Spur war.

Tief in seinem Inneren ahnte er, dass es sich bei diesem Dämon um *den* handeln musste, der anders war. *Anders*, als all die Blutsauger, die er in seiner Karriere zur Strecke gebracht hatte.

8.

„Wir waren dort unten völlig ungeschützt“, sagte John und blickte dabei

auf sein Whiskeyglas, in dem die Eiswürfel inzwischen geschmolzen waren.

„Ich wollte mich gerade wieder zur Kellertreppe umdrehen, als ich dieses Fauchen hörte. Es zischte durch den Keller wie ein Teekessel, der kurz davor war zu explodieren. Das Geräusch kaum von der Decke und zunächst dachte ich, dass es sich dabei um ein verstopftes Heizungsrohr handeln musste. Ich leuchtete mit der Taschenlampe zur Kellerdecke und da sah ich ihn.“

Während John erzählte, war seine Stimme immer leiser geworden und ein Zittern hatte sich unbemerkt darin eingeschlichen. Claire spürte, wie Unruhe und Angst in Wellen von dem Mann ausgingen, wie die

lodernde Hitze eines Ofens. Dennoch versuchte ihr Verstand sie davon zu überzeugen, dass nicht Johns Geschichte, sondern der Whiskey für diese Empfindungen verantwortlich war.

„Wen sahen Sie?“

„Den Vampir“, sagte John, „den gottverdammten Dämon. Er schwebte an der Decke und beobachtete uns. Hatte uns wahrscheinlich die ganze Zeit über beobachtet. Seine Augen glühten wie Kohlen in einem Feuer und er hatte die Zähne gebleckt, wie ein Hund. Er knurrte und Geifer troff ihm von den Lippen.“

Claire kam sich vor, wie ein kleines Mädchen, das im Zeltlager einer

Gruselgeschichte lauschte. Dennoch konnte sie die Faszination nicht leugnen, die von Johns Erzählung ausging. Auch wenn sich natürlich herausstellte, dass es sich bei der Geschichte nur um Seemannsgarn der übelsten Sorte handelte, dachte sie, so war sie dennoch zutiefst davon beeindruckt, mit welchem Eifer John sie vortrug. Ein kalter Schauer kroch langsam wie ein Reptil durch ihre Glieder und ließ sie frösteln.

„In diesem Moment schaute auch Jack nach oben und begann zu schreien. Er schrie was seine Lungen hergaben und ich glaube, ich habe auch geschrien. Doch das beeindruckte den Dämon nicht. Er schwebte von der Decke herab und stand uns schließlich gegenüber. Er grinste uns

an und ein Blick bohrte sich mir durch die Augen ins Gehirn, wie ein rostiger Nagel. Wir saßen in der Falle.“

Die Zigarette in Johns Hand war völlig aufgeweicht und Tabakbrösel verteilten sich bei jeder seiner Handbewegungen auf der Tischplatte. Außerdem konnte Claire sehen, wie die Hände des Mannes zitterten. Kaum merklich, aber doch.

„Woher *wussten* Sie, dass es ein Vampir war? Es hätte ebenso gut ein Mann mit einer Maske sein können“, sagte Claire und wunderte sich gleichzeitig über den Blick, mit dem John sie maß. Es war der Blick, mit dem man für gewöhnlich einen Verrückten bedachte, der einem erzählte, dass der Mond aus Käse war.

„Ein Mann mit einer Maske schwebt nicht einfach an der Decke, Darling. Ebenso leuchteten seine Augen rot – so rot wie das Höllenfeuer selbst. Aber das Wichtigste ist: Selbst ein Mann mit einer Maske hält keine drei Schüsse aus, die man ihm aus nächster Nähe mitten in die Brust pumpt. Genau *das* hat Jack nämlich getan: Er hat seinen Revolver gezogen und dreimal abgedrückt. Und ich schwöre beim Grab meiner Mutter, dass alle Kugeln ihr Ziel getroffen haben. Mir sausen immer noch die Ohren von dem Krach.“

„Und was ist dann passiert?“

„*Nichts* ist passiert. Zumindest nicht mit dem Vampir. Er besah die Löcher in

seiner Brust, dann stürzte er auf uns los. Jack leerte die Trommel des Revolvers und dann flüchteten wir aus dem Keller. Doch das Monster ließ sich nicht abwimmeln. Es folgte uns auf die Kellertreppe und jagte knurrend hinter uns her, wie ein tollwütiger Hund. Wir stürmten durch die Gänge des Hauses zurück in die Garage und flohen durch das hochgezogene Tor hinaus ins Sonnenlicht und damit in Sicherheit.“

Claire kannte sich grob mit dem Mythos über Vampire aus und wusste daher von der verheerenden Wirkung, die Sonnenlicht angeblich auf sie hatte.

„Doch es half nichts, er folgte uns hinaus in die Auffahrt. Ins *Sonnenlicht*. Können

Sie sich *das* vorstellen? Ein Vampir, der am helllichten Tag einen Spaziergang macht?“

Claire wusste nicht genau, was sie darauf erwidern sollte. Deswegen machte sie nur einen überraschten Gesichtsausdruck und zog die Schultern ein bisschen hoch.

„Ich auch nicht, aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen.“

John atmete tief durch und lehnte sich im Stuhl zurück.

„War das alles, was Sie mir erzählen wollten?“, fragte Claire schließlich.

John kniff die Augen zusammen und musterte sie eingehend, so wie ein

Schmuckhändler manchmal einen Edelstein mustert, um ihn auf seine Echtheit zu überprüfen.

„Ich habe es gewusst“, sagte er schließlich.

„*Was* haben Sie gewusst?“, fragte Claire.

„Dass Sie nicht *die* sind, die Sie vorgeben zu sein.“

Claire, die sich ohnehin schon wie in einem absurden Theaterstück vorkam, überlegte kurz, ob sie versuchen sollte, den Schein zu wahren. Sie entschied sich dagegen. Ihr kam es vor, als würde es ohnehin keinen Unterschied machen, wer sie *wirklich* war. Dennoch brannte sie

darauf zu erfahren, wie John die Rochade zwischen Amanda und ihr durchschaut hatte.

„Was hat mich verraten?“, fragte sie.

Johns Unterkiefer glitt von einer Seite zur anderen, so als wollte er die Worte erst in mundgerechte Stücke zermahlen, bevor er sie aussprach.

„Sie haben von alledem keine Ahnung. *Das* hat sie verraten. Wer auch immer die Kommentare in das Forum geschrieben hat, war offensichtlich am Rande eines Nervenzusammenbruches. Für *Sie* hingegen sind Vampire nichts weiter als Humbug und Spinnerei. Ich vergeude hier meine Zeit, Lady.“

Auch wenn Johns Worte wohl gewählt waren, so konnte Claire dennoch einen Funken Verbitterung in seinen Augen lesen.

„Verzeihen Sie bitte“, sagte Claire, „ich wollte Sie weder kränken noch anlügen. Bei „Mandy87“ handelt es sich um meine Schwester. Sie hat all die Kommentare in dieses Forum geschrieben und sie ist es auch, die behauptet von einem Vampir gebissen worden zu sein. Es tut mir leid, ich wollte Ihre Zeit nicht vergeuden, sondern herausfinden, was mit meiner Schwester passiert ist.“

„Ihrer Schwester?“

„Ja.“

„Wo ist sie jetzt?“

„Sie ist im ...“

*Nur zu Claire, sag dem Unbekannten wo
sich deine Schwester zur Zeit aufhält!
Vielleicht stattet er ihr dann einen
Besuch ab, um einen Exorzismus an ihr
zu vollführen!*

„...im Krankenhaus. Sie hatte einen
Nervenzusammenbruch oder so etwas in
der Art. Sie wurde eingeliefert.“

„Das haben Ihnen bestimmt die Ärzte
gesagt. Nicht wahr? Das es ein
Nervenzusammenbruch war, meine ich.“

„Ja“, sagte Claire, „sie sagten auch, dass
es ihr mit der richtigen Behandlung

schnell wieder besser gehen würde.“

Johns Augen wurden bei diesen Worten hart und sämtlicher Glanz wich aus ihnen. Claire kam es ungefähr so vor, als würde sich eine dicke Regenwolke vor die Sonne schieben und den Himmel für einige Augenblicke verdunkeln.

„Ihre Schwester wird sterben“, sagte er.

Die Worte trafen Claire unerwartet. Wie brennende Pfeile zischten sie durch die Luft und entzündeten aufs Neue die Angst um Amanda. Es dauerte jedoch nicht lange bis diese Angst in Wut umschlug: Wie konnte sich dieser Mensch erlauben, so etwas zu sagen, dachte sie. Ihre Nasenflügel bebten und sie konnte spüren,

wie ihr das Blut in den Kopf stieg. Ihre Wangen glühten und das Herz hämmerte ihr mit voller Wucht gegen das Brustbein. Sie musste hart mit sich kämpfen, um nicht völlig die Kontrolle über sich zu verlieren.

„Was erlauben Sie sich eigentlich, so über...“, sagte sie.

Doch bevor sie richtig in Fahrt kam, hob John den Zeigefinger, wie ein Lehrer, der einen faulen Schüler ermahnte. Mit dieser simplen Geste schnitt er ihr das Wort ab. Dann wartete er einige Augenblicke, offensichtlich darauf bedacht, dass sich ihr Zorn legte, bevor er weiter sprach.

„Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt. Wie

heißt es so schön: Zürne nicht dem Überbringer der schlechten Nachricht. Deswegen hören Sie sich bitte erst in Ruhe an, was ich zu sagen habe. OK?“

Claire's Wut legte sich. Sie wich zurück in das dunkle Loch, aus dem sie gekrochen war.

Vorerst.

„OK“, sagte sie.

„Gut. Sie können Ihre Schwester noch retten. Falls sie sich nicht verwandelt hat, dann ist es noch nicht zu spät. Aber es wird nicht einfach.“

John griff in die Innentasche seines Jacketts und holte eine silberne Schachtel

hervor. Sie war rechteckig und kaum größer als ein Notizblock. Er legte sie auf die Mitte der Tischplatte, gleich neben den Serviettenhalter, in dem sich das Diktiergerät befand.

„Das wird Ihnen dabei helfen, Ihre Schwester zu retten“, sagte er und blickte dabei auf die Schachtel, die Claire an das Etui erinnerte, in dem ihr Vater für gewöhnlich seine Zigaretten verstaut hatte.

„Was ist *das*?“, fragte Claire.

Anstatt ihr zu antworten, schenkte John ihr ein Lächeln. Dann drückte er auf einen an der Seite der Schachtel eingelassenen Knopf. Der Deckel sprang auf und offenbarte Claire deren Inhalt.

9.

Bishops Zuversicht wuchs, als er sah, dass die Zielpersonen einen Gegenstand austauschten. Es war ein kleines silbernes Behältnis. *So viel* konnte er erkennen.

Auch wenn er nicht wusste, um was es sich bei dessen Inhalt handelte, so konnte er deutlich die Reaktion auf dem Gesicht der Frau sehen: Verwunderung. Ihre Augen weiteten und ihre Gesichtszüge erstarrten in einem Ausdruck theatralischen Unglaubens.

Was es auch war, dachte er, es musste von entscheidender Bedeutung sein.

Erklärungen schwirrten aufgebracht durch seinen Kopf und schließlich glaubte er zu wissen, was der Inhalt der Schachtel war:

Es musste eine Art Belohnung sein. Eine Belohnung *dafür*, dass die Frau ihre Schwester an den Vampir verkauft hatte.

Bishop hatte schon oft davon gehört, dass Vampire ihre Lakaien mit Kostbarkeiten für gewisse Dienste belohnten. In den alten Schriften stand geschrieben, dass es sich bei diesen Geschenken meist um Gold und Juwelen handelte. Manchmal handelte es sich jedoch auch um angebliche Reliquien. Splitter vom Christuskreuz, Knochen von Heiligen und

allerlei andere Dinge, von denen die Diener der Dämonen glaubten, dass ihnen magische Kräfte innewohnten. Die Geschenke dienten meist als Unterpfand, der den Diener bei Laune halten sollte. Zumindest *so* lange, bis ihm sein Meister das ultimative Geschenk machte: Die Unsterblichkeit.

Obwohl Bishop die einschlägige Literatur des Vatikans zu diesem Thema kannte, so war ihm ein derartiger Fall bisher persönlich noch nicht untergekommen. Dennoch erschien ihm diese Erklärung als glaubwürdig.

Denn immerhin war die männliche Zielperson ein Zigeuner. Bishop maß dem Wort *keinerlei* politische oder ideelle

Bedeutung bei. Stattdessen hielt er sich nur an die Fakten, die ihm aus seiner Recherchearbeit bekannt waren. Und aus diesen Fakten ergab sich, dass der Mann eindeutig dem Volk der Roma zugerechnet werden konnte.

Sein Name war Jure Ceres und er stammte aus dem ehemaligen Jugoslawien. Auch wenn er inzwischen mehr als 30 Jahre in den Vereinigten Staaten lebte, so ließ sich seine Spur leicht zurückverfolgen. Bishop war es daher nicht schwer gefallen sein Heimatdorf ausfindig zu machen. Es handelte sich dabei um einen verschlafenen Ort, unweit der rumänisch-serbischen Grenze. Obwohl dieser Ort nur aus einigen wenigen Häusern und einer Kirche bestand, so tauchte sein Name

dennoch vergleichsweise häufig in den Annalen des Vatikans auf. Meist im Zusammenhang mit den Blutsaugern.

Außerdem wusste Bishop, dass gerade die *Roma* ein Volk waren, das trotz ihres vorwiegend christlichen Glaubens, sehr viele Berührungspunkte zur Mystik des Balkans hatten. Für viele der in dieser Region beheimateten Menschen waren daher Vampire und andere Dämonen nach wie vor mindestens *genauso* real, wie die alljährliche Steuererklärung. Viele abergläubische Bräuche waren deshalb noch immer im Alltag dieser Menschen verhaftet, wie dicke Zecken im Fell eines Hundes.

Die Übereinstimmungen zwischen der

Herkunft des Mannes und dem Fall der jungen Frau waren für Bishop zu offensichtlich, als dass es sich dabei um einen Zufall handeln konnte. Deswegen musste er annehmen, dass es sich bei dem Mann, diesem Jure Ceres, um so etwas wie den Unterhändler des Vampirs handelte. Als solcher war er natürlich eine weitaus größere Gefahr, als Bishop bis zu diesem Zeitpunkt angenommen hatte.

Doch das war ein Problem, über das er sich auch später Gedanken machen konnte, dachte er. Jetzt galt es vielmehr herauszufinden, was in der Schachtel war, die der Zigeuner der Frau anvertraut hatte.

10.

Auf den ersten Blick erkannte Claire zwei dünne Glasphiolen und ein Goldkettchen, dessen einziger Anhänger ein gekreuzigter Christus war. Keine der beiden Phiolen war beschriftet, noch gab es einen anderen Hinweis darauf, um was es sich bei der klaren Flüssigkeit handeln konnte, die sie enthielten. Claire betrachtete die Gegenstände einen Moment lang, dann hob sie wieder ihren Blick.

„Was ist das?“

„In den Phiolen befinden sich zwei

unterschiedliche Essenzen. Es sind die beiden *einzigsten* Mittel, von denen ich mit Sicherheit weiß, dass sie Vampire abschrecken.“

„Bei der einen handelt es sich bestimmt um Knoblauch“, sagte Claire, ohne den Blick zu senken.

„Machen Sie sich nicht lächerlich, meine Liebe. Das mit dem Knoblauch ist nur ein Ammenmärchen der Moderne. Einen Vampir kann man genauso wenig mit Knoblauch aufhalten, wie man einen Zug entgleisen lassen kann, indem man eine Münze auf die Schienen legt“, sagte John.

„Die linke Phiole enthält konzentriertes Wildrosenöl und die rechte, Weihwasser

aus dem Petersdom. Man kann beide Mittel auf verschiedene Arten einsetzen. Am besten ist es, dem Opfer täglich einige Tropfen davon zu verabreichen. Das hält den Dämon zwar nicht davon ab zu erscheinen, aber es hindert ihn daran, vom Blut des Opfers zu trinken. Diese Substanzen sind pures Gift für Vampire. Regelmäßig eingesetzt sorgen sie dafür, dass die Macht des Vampirs über das Opfer sinkt und dass es wieder gesund wird. Doch das alles hilft nichts mehr, wenn sich das Opfer bereits verwandelt hat.“

„Und das Kreuz?“, fragte Claire.

„Es ist kein *gewöhnliches* Kreuz. Es wurde vom Papst nach einem

jahrhundertealten Ritus geweiht. Meines Wissens ist das Kreuz die effektivste Waffe gegen die Dämonen. Jemand, der dieses Kreuz trägt, muss keinen Blutsauger fürchten. Einst wurden derartige Kreuze an Exorzisten ausgehändigt, um ausfahrende Dämonen daran zu hindern, von ihnen Besitz zu ergreifen. Am Besten Sie tragen es selbst, wenn Sie bei Ihrer Schwester sind. Es schadet nie, auf Nummer sicher zu gehen.“

John schloss die Schachtel wieder und schob sie auf Claires Seite des Tisches. Ohne darüber nachzudenken, nahm Claire sie und verstaute sie in ihrer Handtasche. Sie wusste nicht, ob es sich bei diesen mysteriösen Gegenständen um ein Geschenk handelte. Insgeheim *ahnte* sie

jedoch, dass sich das Gespräch mit John fortan nur noch um Geld drehen würde. Geld, welches sie ihm wahrscheinlich für seine kostbaren Dienste schuldete.

Eine wirklich tolle Masche. Erst verbreitet er Angst und Schrecken und anschließend kassiert er einen dicken Scheck für sein Gegenmittel.

„Danke John. Was bin ich Ihnen dafür schuldig?“, fragte Claire.

John betrachtete sie mit einem Ausdruck gespielten Kummers. Er verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen und seine Augen schrumpften zu zwei kleinen Schlitzern.

„Sie sind mir nichts schuldig. Ich schenke Ihnen diese Dinge, damit Sie Ihre Schwester aus den Fängen dieser Bestie befreien können.“

Damit hatte Claire nicht gerechnet.

Was er auch will – Geld ist es nicht!

„Sie meinen das ernst?“

„Todernst“, sagte John und erhob sich von seinem Stuhl. Er knöpfte sein Jackett zu und ließ seinen gehetzten Blick ein letztes Mal durch den Coffeeshop schweifen.

„Sie wollen gehen?“

„Ich muss. Mein Flug geht in zehn Minuten.“

Als wollte er das Gesagte unterstreichen, zog er ein Flugticket aus der Seitentasche seines Jacketts.

„Sie verreisen?“

„Ja, zurück in die Heimat. Ich bin hier nicht mehr sicher, nachdem was in Bowery passiert ist.“

Claire wusste nicht, ob es sich bei seinen Worten nicht nur um einen gezielten Schachzug handelte. Eine weitere Finte, die seiner wirren Geschichte den letzten Schliff geben sollte. Flugticket hin oder her.

Deswegen suchte sie sofort nach Ansatzpunkten, klitzekleinen

Ungereimtheiten, mit deren Hilfe sie seine Geschichte gezielt aus den Angeln heben konnte. Es war eine Art Reflex, den sie sich in den vergangenen Jahren antrainiert hatte.

„Und was ist mit Ihrem Partner. Was ist mit Jack? Verreist er auch? Ich kann mir vorstellen, dass die Sache für ihn *noch* brenzlicher ist, als für Sie. Immerhin hat doch er auf den ...na Sie wissen schon...geschossen.“

John reichte Claire die Hand zum Gruß, ohne ihre Frage zu beantworten. Erneut nahm Claire deutlich einen exotischen Geruch wahr, der von den Fingern des Mannes ausging. Doch auch beim zweiten Versuch gelang es ihr nicht, ihn zu

identifizieren.

„Jack ist tot“, sagte John schließlich und ließ Claires Hand los. „Die Ärzte sagen, er sei einem Herzinfarkt gestorben. Aber ich habe genug gesehen, um es besser zu wissen. Außerdem gehört der Vampir inzwischen vielleicht sogar zu meinen kleinsten Problemen. Ich werde beschattet - *irgendjemand* folgt mir auf Schritt und Tritt. Ich weiß zwar nicht, *wer* es ist, aber ich fühle, dass ich in New York nicht mehr sicher bin. Passen Sie gut auf sich auf, meine Liebe. Ich hoffe Sie können Ihre Schwester retten. Leben Sie wohl.“

Er schenkte Claire noch ein letztes Lächeln. Dann verschwand er und ließ sie mit *mehr* Fragen und Zweifeln im

Coffeeshop zurück, als sie bei ihrer Ankunft gehabt hatte.

11.

Als Claire wieder hinter dem Steuer ihres Wagens saß, machte sie in Gedanken eine Bestandsaufnahme des vergangenen Tages.

Es war kurz nach vier Uhr Nachmittags und selbst für *ihre* Verhältnisse hatte sie in den vergangenen Stunden mehr ungewöhnliche Dinge erlebt, als früher in einem ganzen Monat beim New York

Herald.

Trotzdem war sie der Lösung für Amandas Problem kein Stück näher gekommen. Sie hatte ihre Fühler in alle nur erdenklichen Richtungen ausgestreckt. Doch anstatt irgendetwas herauszufinden, war sie inzwischen einzig und allein zu der Erkenntnis gelangt, dass sie noch immer genauso wenig wusste, wie am Anfang des Tages.

Die Inspektion von Amandas Wohnung, das Telefonat mit Dr. James und auch das Treffen mit *John* waren nicht dazu imstande gewesen, etwas daran zu ändern. Vielmehr trug die Verwirrung der letzten Stunden dazu bei, dass sie Amandas Problem noch hilfloser gegenüberstand als

zuvor.

Claire gestand sich ein, dass sie diese verrückte Schnitzeljagd nur veranstaltet hatte, um sich von den Sorgen um ihre Schwester abzulenken, die nach wie vor durch ihren Verstand kreisten, wie eine Meute von Aasgeiern. Jede Spur hatte zu noch mehr Durcheinander geführt – jeder Hinweis zu noch mehr Kopfzerbrechen.

Sie wusste, dass es an der Zeit war, sich ihrem Schicksal zu fügen und darauf zu vertrauen, dass Amanda wieder gesund werden würde. Allein durch die Hilfe von Dr. Harris und seinen Kollegen. Außerdem gab es nichts, was sie tun konnte, um diesen Vorgang zu beschleunigen. Außer für Amanda da zu

sein und ihr dabei zu helfen, ihr Leben wieder auf die Reihe zu bekommen. Vielleicht würde der Weg beschwerlich werden und ihr viele Opfer abverlangen, dachte sie. Aber sie würde keine Mühen scheuen, Amanda wieder auf den rechten Weg zurückzubringen.

Dieser Gedanke war es, der ihr ein Fünkchen Hoffnung zurückgab, dass es Amanda bald wieder besser gehen würde.

Als sie ihren Wagen startete, entschloss sie sich, ihrer Schwester einen Besuch abzustatten und dabei ein paar Worte mit Dr. Harris zu wechseln.

12.

„Gut, dass Sie mich noch erwischen“, sagte Dr. Harris und reichte Claire die Hand, „ich war gerade auf dem Weg nach Hause.“

Claire hätte den Arzt ohne Kittel fast nicht wieder erkannt. Er trug eine Lederjacke, die ihre besten Zeiten längst hinter sich hatte und ein französisches Beret, das tief in die Stirn gezogen war. Auf den ersten Blick wirkte er auf Claire eher wie einer der vielen Straßenkünstler aus Tribeca, als der Leiter der psychiatrischen Abteilung des Hillside Medical Centers.

„Ich wollte Sie nicht aufhalten, Doktor Harris“, sagte Claire.

„Machen Sie sich keine Sorgen, Miss Hagen. So lange ich noch im Gebäude bin, gilt jedes Gespräch als Arbeitszeit – ganz egal, ob es in meinem Büro oder im Eingangsbereich stattfindet.“

Claire, die sich an den trockenen Humor des Arztes zu gewöhnen begann, zwang sich zu einem Lächeln.

„Gut, dann stört es Sie bestimmt nicht, wenn ich Sie nach dem Zustand meiner Schwester frage.“

„Nein, gewiss nicht“, sagte Dr. Harris. Claire konnte am Klang seiner Stimme

erkennen, dass nun sämtlicher Humor daraus gewichen war. Er rückte wieder seine Brille zurecht, so als sei dies eines der vielen Mittel, mit denen er sich für gewöhnlich ein wenig Zeit zu verschaffen pflegte. Zeit, die brauchte, während er im Umgang mit Angehörigen nach den richtigen Worten suchte.

„Der Zustand Ihrer Schwester hat sich verändert, Miss Hagen.“

Verändert! Noch präziser geht's wohl kaum!

„*Verändert?* Ich verstehe nicht ganz. Was bedeutet ‚*verändert*‘? Ist das gut oder schlecht?“

„Na ja, wenn ich ehrlich sein soll: Ich weiß es nicht ... *noch* nicht! Die psychotischen Symptome, die sie bei ihrer Einlieferung gezeigt hat, sind in eine übertriebene Art von Euphorie umgeschlagen. Ich persönlich führe das auf die Wechselwirkung einiger Beruhigungsmittel zurück. Laut einem meiner Kollegen könnte es sich dabei auch um eine klinische Symptomatik handeln. Wir werden es natürlich erst wissen, wenn wir die momentane Medikation absetzen.“

Dr. Harris' Worte durchzogen Claires Verstand, wie dichte Nebelschwaden, ohne jegliche Substanz. In ihrer Karriere als Reporterin hatte sie schon viele Gespräche geführt, in denen es ihren

Gesprächspartnern nur darum gegangen war, *überhaupt* etwas auf ihre Fragen zu erwidern. Die meisten dieser Gespräche hatte sie mit Politikern geführt, deren Antworten manchmal kaum mehr als Ausflüchte gewesen waren. Verbale Platzpatronen, mit denen man sein Gegenüber zu verunsichern versuchte.

„Ich glaube ich kann Ihnen nicht ganz folgen“, sagte Claire. Sie hoffte, dass dieser kleine Wink den Arzt endlich dazu bringen würde, Klartext mit ihr zu reden.

„Nun“, sagte Dr. Harris, „dann will ich es einmal folgendermaßen formulieren: Der Zustand Ihrer Schwester hat sich verändert – aber nicht unbedingt zum Guten. Sie zeigt neuartige Symptome, die nach wie

vor auf ihre anfänglichen Ängste zurückzuführen sind. Das war beispielsweise auch der Grund, warum ich sie verlegt habe.“

„Verlegt? In eine andere Abteilung?“

„Nein, in ein anderes Zimmer.“

„Weshalb?“

„Ihr altes Zimmer war südseitig gelegen. Sie hat behauptet, das viele Sonnenlicht würde sie bei lebendigem Leibe verbrennen. Daraufhin habe ich sie in ein Zimmer verlegt, bei dem man das Fenster mit Vorhängen abdunkeln kann. Seit der Verlegung hat sie sich wieder ein bisschen beruhigt.“

Die Worte des Arztes prasselten auf Claires Verstand ein, wie Insekten gegen die Windschutzscheibe eines Autos bei voller Fahrt. Obwohl sie ihre Bedeutung verstand, weigerte sich ihr Unterbewusstsein, sich den tieferen Sinn des Gesagten, einzugestehen. Gleichzeitig erklangen Johns Worte plötzlich wieder in ihren Gedanken:

...es half nichts, er folgte uns hinaus in die Auffahrt. Ins Sonnenlicht. Können Sie sich das vorstellen...

„Was hat das zu bedeuten?“

„Genau kann ich das noch nicht sagen. Aber es ist wahrscheinlich, dass es sich dabei um einen Auswuchs der Psychose

handelt, unter der Ihre Schwester leidet. Man muss natürlich kein Psychiater sein, um den Zusammenhang zwischen Vampiren und Sonnenlicht zu erkennen, Miss Hagen. Deswegen glaube ich, Ihre Schwester hält sich inzwischen *selbst* für einen Vampir.“

Der Rest des Gespräches mit Dr. Harris bestand nur noch aus Floskeln.

Keine Angst, Miss Hagen. Wir kümmern uns um Ihre Schwester! Es wird alles wieder gut! Wir tun unser Bestes! Sie ist in besten Händen!

Nachdem Dr. Harris seine seelsorgerische Pflicht erfüllt zu haben glaubte, erklärte er ihr, wo sich das Zimmer befand, in das er

Amanda verlegt hatte.

Danach zog er das Beret wieder in die Stirn und verabschiedete sich von ihr.

13.

Eine Krankenschwester führte Claire anschließend zu Amandas neuem Zimmer. Es war in einem anderen Flügel des Hillside Medical Centers untergebracht, in einem der vielen verwinkelten Korridore im dritten Stock.

Nachdem sie das Zimmer erreicht hatten,

öffnete die Schwester die Luke in der Tür und warf einen nervösen Blick in den Raum. Die Geste kam Claire völlig überzogen vor, doch sie sagte nichts. Dennoch drängte sich ihr das Bild eines Tierpflegers auf, der das Gehege einer Bestie überprüfte, bevor er es betrat.

Als sich die Schwester vergewissert hatte, dass mit Amanda alles in Ordnung war, holte sie einen Schlüsselbund aus ihrem Kittel und sperrte die Tür auf.

„Ich bleibe hier stehen, so lange Sie bei ihr drin sind“, sagte sie und schenkte Claire ein Lächeln.

„Ist das denn nötig?“, fragte Claire.

„Das ist Routine“, antwortete die Schwester gleichgültig. Dann öffnete sie die Tür und Claire trat ein. Kaum hatte sie den Raum betreten, ging hinter ihr die Tür wieder zu und sie konnte hören, wie das Schloss mit Klicken zuschnappte.

Das erste, was Claire auffiel, war die Dunkelheit in dem Raum. Die Deckenlampe war ausgeschaltet und nur ein schwacher Schimmer drang durch die zugezogenen Vorhänge in das Innere des Raumes. Claires Augen brauchten einen Augenblick, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Gleich darauf erkannte sie Amandas Silhouette. Sie saß auf ihrem Bett und schaute in Claires Richtung.

„Hallo Claire“, erklang es vom Bett,

„schön dich zu sehen.“

Sehen? Ich erkenne kaum die eigene Hand vor Augen!

„Ja, Schatz. Es ist auch schön *dich* zu sehen“, sagte Claire, „würde es dir etwas ausmachen, wenn ich das Licht anmache?“

„Nur zu, tu dir keinen Zwang an“, sagte Amanda.

Claire wandte sich um und suchte nach einem Lichtschalter neben der Tür. Schließlich ertastete sie zwei Schalter und betätigte beide, da sie nicht wusste, mit welchem von ihnen das Licht angemacht wurde. Im gleichen Augenblick flammten zwei Leuchtstoffröhren an der Decke auf

und tauchten den Raum in den kränklich sterilen Farbton. Einen Farbton, den Claire seit jeher mit Krankenhäusern verband. Nachdem das Licht an war, wandte sie sich zu Amanda um.

Zunächst erkannte Claire, dass Amanda ihre Arme in einer unnatürlichen Weise um den eigenen Oberkörper geschlungen hatte. Noch bevor dieser Eindruck auf den Grund ihres Verstandes gesickert war, begriff sie, dass ihre Schwester eine Zwangsjacke trug. Sie war eng anliegend und umschloss Amandas zierliche Gestalt von der Hüfte bis zum Hals. Ihre Arme waren an den jeweils gegenüberliegenden Seiten ihres Körpers fixiert.

Claire konnte sich beim besten Willen

nicht vorstellen, aus welchem Grund eine *derart* drastische Vorgehensweise angebracht war. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sie geglaubt, dass es sich bei Zwangsjacken um Relikte längst vergangener Tage handelte, die in modernen Kliniken keinerlei Anwendung mehr fanden.

Als ob sie ihre Gedanken gelesen hätte, begann Amanda zu kichern und sagte:

„Keine Angst, Schwesterherz. Die Weste ist nur zu meinem eigenen Schutz. Ich werde dir nichts tun.“

Claire konnte die Bitterkeit hören, die in der Stimme ihrer Schwester mitschwang. Sie presste die Worte förmlich zwischen

den Zähnen hervor. Ihre Augen hingegen fixierten sie ununterbrochen. Sie nagelten Claire geradezu fest.

„Keine Sorge“, sagte Claire, „ist bestimmt nur vorübergehend.“

„Natürlich ist das nur *vorübergehend*. Ich bin die längste Zeit hier gewesen. Sobald die Sonne untergeht, bin ich weg. Das kannst du mir glauben.“

Noch ehe die Worte verklungen waren, spürte Claire, wie leichtgläubig sie im Bezug auf Amandas Zustand gewesen war.

Sobald die Sonne untergeht, bin ich hier weg!

Bevor sie den Raum betreten hatte, hatte

sie darauf vertraut, dass sich Amandas Zustand schnell bessern würde. Sie hatte gehofft, dass die Symptome mit der Zeit abklingen würden, wie bei einer leichten Erkältung. Stattdessen spürte sie inzwischen, dass *das* ein Trugschluss gewesen war. Amanda schien immer weiter in ihre Fantasie abzugleiten und sich in ihren Wahnvorstellungen zu verirren. Diese Erkenntnis versetzte Claires Herzen einen glühenden Stich.

„Ach was, Schatz“, sagte Claire, „du bleibst einfach schön hier, bis es dir wieder besser geht.“

Dann zwang sie sich zu einem Lächeln und durchquerte den Raum. Amanda zeigte keinerlei Regung auf das Gesagte.

Vielmehr saß sie nur da und ließ Claire für keine Sekunde aus den Augen.

„Dir wird es bestimmt bald besser gehen“. fuhr Claire fort, „Doktor Harris ist sehr zuversichtlich. Er tut wirklich alles, was nötig ist, um dir zu helfen.“

Amanda zeigte noch immer keine Regung. Sie saß nur auf der Bettkante und lauschte Claires Worten. Claire schloss daraus, dass sie sich etwas beruhigt hatte. Sie beugte sich zu ihr hinab und strich ihr dabei mit der Hand über die Schulter. Der Leinstoff der Zwangsjacke fühlte sich grob an und kribbelte unter ihren Fingerkuppen.

„Und wenn das alles vorbei ist, dann

machen wir beide einen schönen Urlaub. Irgendwo, wo die Drinks billig und die Männer knackig sind, Liebling. Versprochen.“

Amanda starrte Claire immer noch an, als würde sie durch sie hindurchsehen. Sie zeigte keine Regung, die Claire verraten hätte, dass sie überhaupt ein Wort von dem verstand, was sie zu ihr sagte. Es schien ihr, als hätte sich Amanda plötzlich in sich zurückgezogen, wie eine Schnecke in ihr Haus. Doch Claire ließ sich davon nicht beirren.

Sie beugte sich noch ein Stückchen zu ihrer Schwester hinab und fuhr ihr mit den Fingern durch die Haarsträhnen an der Schläfe. Sie hoffte, dass Amanda

zumindest auf diese Liebkosung reagieren würde, wenn sie schon keine Reaktion mehr auf ihre Worte zeigte.

Amanda zeigte *durchaus* eine Reaktion. Erst neigte sie den Kopf in die Richtung von Claires Hand. Dann erstarrte sie für einen Augenblick. Ihr ganzer Körper verkrampfte sich. Die Sehnen an ihrem Hals schwellen an und traten hervor. Sie riss die Augen auf und bleckte ihre Zähne. Ein Knurren entfuhr ihrer Kehle. Gleich danach folgte ein Fauchen.

Claire war völlig überrumpelt. Noch ehe sie wusste, was vor sich ging, stieg ihr der Geruch verbrannter Haare in die Nase. Die Fingerkuppen, mit denen die Amanda berührt hatte, wurden glühend heiß. Sie

zog die Hand zurück, als hätte sie versehentlich auf eine heiße Herdplatte gegriffen. Im gleichen Augenblick sprang Amanda hoch. Sie zog sich auf das Bett zurück und warf sich mit voller Wucht gegen die Wand.

„Willst du mich etwa umbringen, du *Hure*?“, knurrte sie, „dein eigen *Fleisch und Blut*? Ist es *das*, was du willst?“

Ihre Worte hallten wie Querschläger von den Wänden. Obwohl Claire sie klar und deutlich verstehen konnte, so erkannte sie Amandas Stimme nicht wieder. Es war ein gutturaler Laut, wie das Knurren eines großen Hundes.

Eines Raubtieres!

Instinktiv wich Claire zurück.

Dann blickte sie wieder zu Amanda und für einen Augenblick zweifelte sie an ihren eigenen Sinnen.

Oh mein Gott, das kann nicht sein!

Amanda stand nicht mehr auf dem Bett, sie schwebte. Schwerelos hing sie an der Wand, wie ein Insekt.

Bevor Claire den Anblick verarbeiten konnte, fiel ihr Blick auf Amandas Gesicht. Oder auf *das*, was einst ihr Gesicht gewesen war. Es war nur noch eine Fratze, die keine Ähnlichkeit mit dem Gesicht ihrer Schwester hatte. Alle Schönheit war daraus gewichen. Ebenso

die gesamte Menschlichkeit. Was geblieben war, war der Ausdruck puren Hasses und unbändigen Zorns. Es war das Antlitz einer aufgebrachten Bestie.

Das Weiße in Amandas Augen hatte sich rot verfärbt und ihr Mund war weit aufgerissen. Claires Verstand bekam ein weiteres Mal Schlagseite, als ihr Blick auf Amandas Zähne fiel. Es waren die Zähne eines Raubtiers. Die Eckzähne waren spitz und gezackt...

Oh mein Gott, was geht hier vor sich?

...und ungewöhnlich lang.

An der Stelle, an der Claire Amanda berührt hatte, waren die Haare verbrannt

und die Kopfhaut darunter war verkohlt. Dünne Rauchschwaden kräuselten sich über der Wunde. Claire wich noch einen Schritt zurück und dann noch einen – bis ihr Rücken die Tür berührte, durch die sie zuvor den Raum betreten hatte.

Oh mein Gott! Ich sitze in der Falle!

„Du wolltest mich umbringen, du verdammte *Fotze*“, fauchte Amanda. Sie schwebte immer noch an der Wand, den Kopf zur Seite geneigt und die Zähne gebleckt.

„Mit wem hast du dich eingelassen, Claire? Warum versuchst du mich zu töten?“

Der Anblick von Amanda, die in der Luft schwebte, war zu viel für Claire. Sie spürte, wie sämtliche Kraft aus ihrem Körper wich. Dunkle Flecken begannen vor ihren Augen zu flimmern. Zuerst waren sie klein. Doch mit jedem Herzschlag konnte Claire spüren, wie sich die Dunkelheit immer mehr ausbreitete und Besitz von ihr ergriff.

Sie hörte noch, wie hinter ihr der Schlüssel im Schloss gedreht wurde. Dann legte sich die Dunkelheit endgültig über sie, wie ein Grabtuch, und Schwerelosigkeit bemächtigte sich ihres Körpers und ihrer Gedanken.

Claire widersetzte sich nicht, sondern tauchte ein in diese Gleichgültigkeit.

14.

Als Claire die Augen öffnete, blickte sie in das besorgte Gesicht der Krankenschwester, die sie kurz zuvor zu Amandas Zimmer gebracht hatte.

„Bleiben Sie liegen, bis ich einen Arzt hole. Sie haben sich mächtig den Kopf gestoßen“, sagte die Schwester. Sie strich Claire eine Strähne aus der Stirn und als sie die Hand wieder wegnahm, sah Claire, dass Blut an ihren Fingern war.

„Was ist passiert?“, fragte Claire und

richtete sich auf.

Ihr Schädel pochte und Lichtpunkte schwirrten ihr vor Augen, wie ein aufgebrachter Schwarm Glühwürmchen. Die Erinnerung, an das was geschehen war, ruhte tief in ihrem Verstand, wie auf dem Grund eines zugefrorenen Sees. Es waren nur kleine Fetzen, die Claire ins Bewusstsein stiegen.

Der Geruch von verbranntem Haar.

Füße, die in der Luft schweben.

„Sie haben an der Tür gelehnt, als ich aufschloss“, sagte die Schwester, „die Tür sprang auf und Sie fielen hin. Oh mein Gott, es tut mir so leid. Ich konnte ja nicht

wissen, dass sie gleich hinter der Tür waren.“

„Ist schon gut, mir geht's schon viel besser“, sagte Claire und versuchte aufzustehen.

Ihr war immer noch schwindlig und das Karo des Fliesenbodens, auf dem sie lag, verschwamm vor ihren Augen zu einem verworrenen geometrischen Gewirr. Wenn sie die Augen schloss, um dem Schwindel zu entkommen, sah sie ein neues Bild, von dem sie nicht wusste, was es zu bedeuten hatte.

Feuerrote Augen.

Gleichzeitig erklang Johns Stimme in ihrer

Erinnerung.

Seine Augen glühten wie die Kohlen in einem Feuer...

„Warten Sie, ich helfe Ihnen“, sagte die Schwester. Sie packte Claire an den Oberarmen und zog sie hoch, bis Claire wieder auf eigenen Beinen stand. Sie tat es mit einer Kraft, die Claire ihrem Körperbau nicht zugetraut hätte.

„Können Sie stehen?“, fragte sie schließlich, ohne den Griff zu lockern. Claire konnte spüren, wie sich ihre Fingernägel selbst durch ihren Mantel hindurch in ihre Haut bohrten.

„Ja, ich denke schon“, sagte Claire.

Die Krankenschwester ließ sie los, entfernte sich jedoch kein bisschen von ihr. Claire bedankte sich mit einem verlegenen Lächeln. Dann griff sie sich an die Stirn, um das Ausmaß ihrer Verletzung zu erfühlen. Ihre Finger ertasteten nur einige verklebte Haarsträhnen. Als sie die Hand wieder senkte und ihre Fingerkuppen besah, konnte sie sehen, dass das Blut bereits zu gerinnen begann.

„Es ist halb so schlimm“, sagte die Krankenschwester, „kaum mehr als ein Kratzer. Wunden am Kopf sehen immer schlimmer aus, als sie sind. Trotzdem sollten Sie sich untersuchen lassen.“

Claire's Schwindel legte sich allmählich und ihre Gedanken verließen das

Abstellgleis und nahmen langsam wieder Fahrt auf. Sie wischte das Blut am Mantel ab und im gleichen Moment kehrte die Erinnerung *daran* zurück, was gerade in Amandas Zimmer vorgefallen war.

Zähne. Lange, spitze Zähne. Die Zähne eines Raubtiers.

„Oh mein Gott“, sagte Claire und stürzte zur Tür von Amandas Zimmer. Ihre Schritte waren unsicher und zögerlich, wie die eines Matrosen bei starkem Seegang. Die Krankenschwester versuchte sie festzuhalten, doch Claire schüttelte sie ab. Bei der Tür angekommen, riss sie die Luke auf, durch die man ins Zimmer schauen konnte.

Claire wusste anfangs nicht, welchen Anblick sie erwartet hatte. Dennoch war sie sich sicher, dass es nicht *der* war, der sich ihr bot.

Amanda saß starr und reglos auf der Bettkante. Ihre Augen waren auf Luke gerichtet und ihr Mund war zu einem höhnischen Grinsen verzogen. Ansonsten schien jedoch alles normal zu sein. Claire sah keine feuerroten Augen und auch keine Fangzähne. Selbst die Wunde an Amandas Schläfe war verschwunden. Nur eine leichte Rötung erinnerte noch daran.

Alles war *so*, wie zu dem Zeitpunkt, als Claire das Zimmer betreten hatte. Dennoch hatte Claire keinen Grund, um daran zu zweifeln, was sie gesehen hatte.

Ihre Sinne hatten ihr *keinen* Streich gespielt. Alles war wirklich passiert.

Das was sie jetzt sah, war nichts weiter als eine Scharade. Ein Schauspiel, mit dem die Spuren des Wahnsinns verwischt werden sollten, der noch vor wenigen Augenblicken in dem Zimmer geherrscht hatte.

„Das kann nicht sein“, sagte Claire. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie schloss die Luke und sah sich nach der Krankenschwester um.

„Was ist denn los, Lady? Ist alles in Ordnung“, fragte die Schwester und legte ihren Arm auf Claires Schulter. Indessen ratterten Gedanken durch Claires Kopf,

unbeständig und mühsam, wie ein Wagen mit gebrochener Achse.

Was sollte sie der Krankenschwester sagen? Dass sie glaubte, dass sich Amanda vor ihren Augen in einen Vampir verwandelt hatte? Nein, das war ausgeschlossen. Wenn sie das sagte, dann würden sie ihr wahrscheinlich gleich das Zimmer neben Amanda zurecht machen und sie ebenfalls hier behalten.

Trotz des Durcheinanders, das in ihrem Kopf tobte, gelang es ihr, sich zu beherrschen.

„Es ist alles in Ordnung“, sagte sie,
„es...es tut mir nur leid, meine Schwester

so zu sehen, verstehen Sie?“

„Ach, Sie armes Ding“, sagte die Krankenschwester und umarmte sie kurz, „Ihrer Schwester wird es bestimmt bald wieder besser gehen. Sie ist hier in den besten Händen.“

„Ja, da haben Sie wohl recht. Entschuldigen Sie bitte, dass ich Ihnen einen Schrecken eingejagt habe. Ich hätte mich nicht an die Tür lehnen sollen.“

„Ach, machen Sie sich keine Sorgen deswegen. Es ist ja nichts Schlimmes passiert. Kommen Sie, ich begleite Sie noch auf die Toilette und helfe ihnen dabei, das Blut von Ihrer Stirn zu waschen.“

„Danke, das ist nett von Ihnen.“

15.

Claire war in ihren Wagen gestiegen und losgefahren. *Wohin*, das wusste sie nicht. Sie reihte sich einfach in den Verkehr ein, der sich im Schritttempo durch die Häuserschluchten schlängelte.

Ziellos, von einer roten Ampel zur nächsten. Gas geben, bremsen und dabei darauf achten, keinen der vielen Fahrradkuriere zu überfahren, die sich kreuz und quer durch die verstopften

Fahrspuren drängten.

Ziellos jagten auch die Gedanken durch ihren Kopf. Sie dachte an Amanda, an John, an Dr. Harris und daran, dass sie Zeugin von *etwas* geworden war, das es eigentlich gar nicht geben durfte. Von etwas Übernatürlichem, das jenseits der Grenzen existierte, durch die ihr bisheriges Leben abgesteckt gewesen war.

Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wie sich ihre Schwester in ein Monster verwandelt hatte und sie hatte nicht den Schimmer einer Ahnung, wie sie damit umgehen sollte.

Seitdem sie im Wagen saß, suchte sie nach Erklärungen, um das Geschehene greifbar

zu machen. Doch so sehr sie sich anstrengte, so gelang es ihr nicht, eine vernünftige Ursache für *das* zu finden, was gerade vorgefallen war. Gleichzeitig wusste sie auch, dass es generell nicht leicht werden würde, eine Lösung für Amandas Problem zu finden.

Was für eine Lösung konnte es schon geben, dachte sie. Sollte sie zur Polizei gehen und dort um Hilfe fragen?

Bitte helfen Sie mir, Officer, meine Schwester ist ein...ein Monster!

Nein, das war ausgeschlossen.

Oder sollte sie im Branchenverzeichnis des Telefonbuches nach einem Exorzisten

suchen? War *das* die Lösung für ihr Problem? Gab es überhaupt eine Lösung für dieses Problem? Konnte sie Amanda überhaupt noch helfen? Und *was* würde passieren, wenn sie nichts unternahm?

Claire wusste es nicht.

Mit solchen Gedanken fuhr sie durch die einbrechende Dunkelheit, immer einige Blocks gerade aus und dann nach rechts. Und während ihre Fahrt immer größere Rechtecke beschrieb, drehten sich ihre Gedanken im Kreis.

Mal schneller, mal langsamer.

Schließlich leuchtete die Tankanzeige auf dem Armaturenbrett des Wagens auf und

Claire beschloss an der nächsten Tankstelle anzuhalten und einen starken Kaffee zu trinken. Für gewöhnlich half ihr ein doppelter Espresso...

Nimm gleich einen Dreifachen!

...dabei, sich zu sammeln und zur Ruhe zu kommen.

Bereits einen Block später erblickte sie das Reklameschild einer Shell-Tankstelle. Sie bog von der Straße ab und parkte ihren Wagen gleich neben dem Eingang zum Bistro, das an die Tankstelle angrenzte. Als sie den Motor des Wagens abstellte, hatte sich Dunkelheit über die Stadt gelegt. Es war Nacht geworden, in der Stadt, die niemals schläft.

Als Claire ihre Wagentüre zuschlug, spürte sie ein Brennen und Ziehen in den Fingerkuppen ihrer rechten Hand. Es war die Hand, mit der sie Amanda an der Schläfe berührt hatte, bevor...

...bevor sie sich in ein Monster verwandelt hatte!

Claire betrachtete die Finger im grellen Licht der Gasdampflampe, die die Umgebung rund um ihren Wagen in ein trostloses Orange tauchte. Was sie sah, gefiel ihr gar nicht:

Die Fingerkuppen waren verbrannt. Dicke Blasen waren auf Zeige- und Mittelfinger gewachsen. Sie waren mit klarer Flüssigkeit gefüllt, die im Rhythmus ihres

Herzschlages pulsierte. Am Ringfinger war die Blase bereits aufgerissen und Claire konnte das rohe Fleisch darunter erkennen. Es war rosa und nässte – doch der Schmerz hielt sich in Grenzen.

Claire glaubte, dass der Schock von vorhin dafür verantwortlich war, dass sie die Verletzung bis zu diesem Zeitpunkt nicht wahrgenommen hatte. Trotzdem ging sie zum Heck ihres Wagens, öffnete den Kofferraum und anschließend den Erste Hilfe Kasten. Zuerst desinfizierte sie ihre Finger mit Jod, danach verband sie jeden einzelnen mit Pflastern. Nachdem sie ihre Wunden provisorisch versorgt hatte, schloss sie den Wagen ab und betrat das Bistro.

Obwohl nicht viel los war, setzte sie sich an die Theke, direkt vor den riesigen Flachbildfernseher, der in einiger Höhe an der Wand montiert war. Die Lautstärke des Gerätes war beinahe vollkommen heruntergedreht – dennoch konnte Claire erkennen, dass gerade die 8 Uhr Nachrichten auf Kanal 6 liefen.

Eine gelangweilt aussehende Kellnerin erhob sich von einem Barhocker hinter der Theke und kam auf Claire zu:

„Na, was darf es sein, Schätzchen?“

„Einen Kaffee bitte.“

„Schwarz?“

„So schwarz wie ein fabrikneuer

Autoreifen, wenn's geht.“

Die Kellnerin zeigte ihr ein müdes Lächeln und setzte sich dann gleich in Bewegung.

„So bitteschön“, sagte sie schließlich und stellte die Tasse vor Claire auf die Theke. Dampfschwaden kräuselten sich über dem Tassenrand und erzeugte immer neue Gebilde.

„Danke“, sagte Claire.

„Nichts zu danken, Darling.“

Die Kellnerin ging wieder zurück an ihren Platz hinter der Theke und setzte sich.

Claire nahm einen Schluck von ihrem

Kaffee. Er schmeckte nicht besonders – weder gut, noch schlecht. Dennoch würde er seinen Zweck erfüllen, dachte sie und nahm noch einen Schluck.

Während sie trank blickte sie hinauf zum Fernsehbildschirm, wo der Nachrichtensprecher gerade im Flüsterton über die bevorstehende Bürgermeisterwahl redete.

Als der Beitrag zu Ende war und der nächste anfang, setzte Claires Herz einen Schlag aus. Sie krallte sich an die Tasse, um sie nicht fallen zu lassen. Dennoch schwappte etwas Kaffee über den Rand und ruinierte ihre Bluse. Obwohl es eine Bluse aus reiner Seide war, nahm Claire nichts davon war. Ihre Augen waren

aufgerissen und betrachteten das Bild, das sich ihr auf dem Fernsehbildschirm bot:

John blickte ihr aus dem Fernseher entgegen. Es handelte sich um ein älteres Foto, dennoch erkannte Claire ihn sofort. Die Bildunterschrift lautete:

KLEINKRIMMINELLER AM JFK
AIRPORT ERSCHOSSEN.

„*Schnell*“, rief Claire zur Kellnerin, „stellen Sie den Fernseher lauter!“

Die Kellnerin verzog keine Miene, sondern kramte sofort eine Fernbedienung aus ihrer Schürze hervor, als hätte sie nur auf diesen Befehl gewartet. Dann stellte sie den Fernseher lauter.

Während die Lautstärke anschwell, verfolgte Claire jedes einzelne Wort des Nachrichtensprechers:

„...bei dem Opfer handelt es sich um den der Polizei einschlägig bekannten Kleinganoven Jure Ceres – einen Immigranten aus dem ehemaligen Jugoslawien, der bereits mehrere Haftstrafen in Ryker’s Island und anderen Gefängnissen des Staates New York abgesessen hat.

Aufgrund seiner kriminellen Vergangenheit geht die Polizei inzwischen von einer milieubedingten Straftat aus. Derzeit konzentrieren sich die Ermittlungen jedoch darauf, herauszufinden, wie es dem Täter

überhaupt gelungen ist, eine Schusswaffe in den Sicherheitsbereich des Flughafens zu schmuggeln... “

Der Beitrag wechselte und der Nachrichtensprecher fuhr mit der Geschichte eines Zimmermädchens fort, das in der U-Bahn 35.000 Dollar gefunden hatte. Obwohl Claire noch auf den Bildschirm starrte, nahm sie den Bericht kaum noch wahr.

Ihr Mund war trocken und ihr Herz überschlug sich förmlich.

John war tot, dachte sie. Der *gleiche* John, mit dem sie sich vor ein paar Stunden getroffen hatte. Vielleicht war *sie* die letzte Person gewesen, die ihn lebend

gesehen hatte.

Claire wusste nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Als sie an Johns angsterfüllten Blick dachte, ging ein Schaudern durch ihre Glieder und sie musste die Tasse abstellen, um nicht noch mehr Kaffee zu verschütten.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“, fragte die Kellnerin, ohne sich von ihrem Platz, zu erheben. Claire sah sie nur an, antworte jedoch nicht.

Sie biss die Zähne aufeinander. Sie hatte Angst davor, dass sie schreien musste, wenn sie den Mund aufmachte.

16.

Bishop saß hinter dem Steuer des schwarzen Geländewagens und betrachtete sich im Rückspiegel. Die harten Linien seines Gesichtes ähnelten einer unfertigen Skulptur. Seine Augen hatten die Farbe von ausgewaschenen Jeans und sein Mund war kaum mehr als eine dünne Linie zwischen Nase und Kinn.

Während er sich betrachtete, versuchte er sich daran zu erinnern, wie viele Menschen schon in diese Augen geblickt hatten, während sie ihr Leben aushauchten. Für wie viele Menschen war es der letzte

Anblick ihres Lebens gewesen? Waren es fünfzig? Hundert? Noch mehr? Spielte das überhaupt eine Rolle?

Er wusste es nicht. Das Einzige, was er wusste, war, dass das Töten immer gerechtfertigt gewesen war. Dass er Gefallen daran empfand, änderte nichts daran. Ein wahrer Meister empfand immer Freude, an dem was er tat.

„Was wird *das*? Ein Wettstarren mit sich selbst?“

Die Stimme kam vom Beifahrersitz und riss Bishop aus seinen Gedanken. Er wandte sich zu dem Mann um, der neben ihm im Wagen saß und bedachte ihn mit einem abschätzigen Blick. Der Mann hieß

Whitman und war seit zwei Monaten Bishops Partner.

In all den Jahren, in denen Bishop schon bei der Organisation war, hatte er noch nie einen Partner gehabt. Nicht nur, dass er keinen *gehabt* hatte – er hatte auch noch nie einen gebraucht. Das Einzige, was er bisher gebraucht hatte, waren eine Handvoll Männer, die seine Befehle befolgten und keine Fragen stellten. Mehr nicht. *Gerade* aus diesem Grund empfand er es als Beleidigung und als Demütigung, dass man ihm einen Partner zugeteilt hatte.

Und noch dazu so einen aufgeblasenen Jungspund!

„Kümmern Sie sich um Ihren eigenen

Scheiß“, sagte Bishop. Seine Augen funkelten wie Sterne in einer bitterkalten Nacht.

„Immer mit der Ruhe, Häuptling“, sagte Whitman, „von mir aus können Sie die ganze verfluchte Nacht in den verdammten Rückspiegel starren. Ich wollte nur ein bisschen Konversation betreiben, bevor mir vor Langeweile der Sack abfällt.“

„Wenn Sie nicht bald die Schnauze halten, werden noch viel schlimmere Dinge mit *Ihrem Sack* passieren.“

Whitman verzog das Gesicht zu einem Grinsen.

„Soll das eine *Anmache* sein, Sie alter

Homo? Ich *hätte* es wissen müssen, dass Sie einer von dieser Sorte sind. Ich muss leider passen, mein Lieber. Ich stehe nicht auf alte Knacker wie Sie.“

Bishop wandte seinen Blick ab und biss die Zähne zusammen. Er hatte keine Lust darauf, sich mit diesem Bengel auf einen Streit einzulassen. Stattdessen machte er das Radio an und beendete damit das Gespräch.

Klassische Musik erklang aus den Lautsprechern des Wagens und die wohligen Klänge sorgten schnell dafür, dass er sich wieder beruhigte.

Er starrte hinaus in die Nacht und seine Gedanken verselbstständigten sich

wieder. Er konnte das Gesicht von Jure Ceres vor seinem inneren Auge sehen. In seinen Gedanken erwachte die Erinnerung, an die Geschehnisse am Flughafen.

Er sah alles ganz genau vor sich, so als würde es gerade in diesem Augenblick noch einmal passieren.

7.

Als das Treffen zwischen der Frau und Ceres zu Ende war, musste Bishop eine Entscheidung treffen. Er musste festlegen, *wen* von den beiden er verfolgen sollte.

An den Ausgängen waren zwar noch

einige Männer postiert, dennoch wollte er nichts aus der Hand geben, was er selbst *besser* erledigen konnte. Denn seiner Auffassung nach, bedeutete „*Dinge aus der Hand geben*“ – die Kontrolle über sie zu verlieren.

Und genau *das* galt es wie immer zu vermeiden.

Noch während er darüber nachdachte, zog Ceres ein Flugticket aus der Jackentasche und zeigte es der Frau, die noch immer am Tisch saß. Ohne es zu wissen, nahm er Bishop damit die Entscheidung ab. Denn noch bevor Ceres den Coffeeshop verließ, wusste Bishop ganz genau, *was* er zu tun hatte: Er musste den Mistkerl um jeden Preis aufhalten, bevor er womöglich das

Land verließ und untertauchte.

Deswegen hatte er sich für *ihn* entschieden - und nicht für die Frau. Er hatte eine Minute gewartet, dann hatte er die Verfolgung aufgenommen.

Aus Erfahrung hatte er natürlich gewusst, dass ein Flughafen der ideale Ort war, um jemanden zu observieren. Man konnte in der brodelnden Menschenmenge untertauchen – Menschen, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, als dass sie sonst etwas wahrgenommen hätten. Es war daher ein Kinderspiel Ceres zu verfolgen. Er lief einfach in einiger Entfernung hinter ihm her und ließ ihn dabei nicht aus den Augen.

Schließlich verschwand Ceres in einer der Herrentoiletten, die direkt an den Wartebereich von Gate C angrenzten. Bishop sah sich einen Augenblick lang nach Sicherheitspersonal um – und als er keines erblickte, folgte er ihm. Er betrat die Toilette gerade im richtigen Zeitpunkt, um zu sehen, wie Ceres in einer der letzten Kabinen verschwand.

Bishop wusste, dass es wohl kaum einen günstigeren Zeitpunkt gab, um einen Mann zu überraschen, als mit heruntergelassenen Hosen auf der Toilette. Außer vielleicht im Bett mit einer Frau. Trotzdem war er zufrieden mit der Chance, die sich ihm bot.

Er durchschritt die Toilette und stellte

sich an eines der Waschbecken. Während er vorgab sich die Hände zu waschen, inspizierte er im Spiegel die Kabinen hinter sich. Er hatte Glück: Ceres und er waren allein.

Ohne sich die Hände zu trocknen, griff er nach der Pistole in seinem Hosenbund. Das Waschbecken hatte einen automatischen Sensor, der den Wasserfluss regulierte – und es dauerte einige Augenblicke, bis das Wasser aus dem Hahn versiegte. Das Plätschern dauerte gerade lange genug, um das Geräusch von Bishops Absätzen auf dem gefliesten Boden zu überdecken, während er eiligen Schrittes zu der Kabine huschte, in der Ceres verschwunden war. Im gleichen Augenblick, als das Wasser im

Waschbecken versiegte, trat Bishop die Tür zur Kabine ein.

Ceres saß auf der Kloschüssel, die Hose bis an die Schenkel herunter gelassen und mit einer Zigarette zwischen den Lippen. Seine Augen waren aufgerissen und die glühende Spitze der Zigarette zitterte. Erst dann erkannte er die Pistole in Bishops Hand und die Zigarette fiel ihm aus dem Mund und erlosch zischend in der Kloschüssel.

„Was zum *Teufel* soll das?“, schrie Ceres, ohne den Blick von der Pistole zu nehmen.

„Wer ist dein Meister? Wo kann ich ihn finden?“, fragte Bishop.

„Wovon zum Teufel reden Sie verdammt? Was soll das werden?“

„Ich frage nur noch ein letztes Mal, Jure“, sagte Bishop, „*wo* ist dein Meister?“

Bereits in diesem Augenblick wusste Bishop, dass es unmöglich sein würde, etwas aus Ceres heraus zu bekommen. Er ahnte, dass der Vampir wahrscheinlich bereits genug Macht über Ceres hatte, als dass dieser ihn verraten hätte, um sich selbst zu schützen. Das Ende dieses kleinen Schauspiels zeichnete sich bereits ab.

„Von *was* zum Teufel reden Sie überhaupt? Welcher Meister? Ich habe Ihnen nichts getan. Lassen Sie mich bitte

in Ruhe“, schrie Ceres.

Bishop ließ die Pistole sinken und sah, wie sich Ceres' Körper augenblicklich entspannte. Er liebte dieses Katz- und Mausspiel. Das Spiel, bei dem man dem Opfer einen letzten Funken Hoffnung vorgaukelte, bevor man die Sache endgültig hinter sich brachte. Für ihn war das die Zutat, die einen Auftrag wie diesen, beinahe in so etwas wie ein klassisches Drama verwandelte.

„Eine Sache noch Jure“, sagte Bishop, während sich ein Grinsen auf seinen dünnen Lippen ausbreitete, „auf den Toiletten ist das Rauchen verboten.“

Dann hob er die Waffe und betätigte

dreimal den Abzug, noch bevor Ceres auf irgendeine Art reagieren konnte. Bishop verpasste ihm zwei Kugeln in die Brust und eine in den Kopf, so wie man es nun einmal machte, wenn man auf Nummer sichergehen wollte. Der Schalldämpfer der Pistole sorgte dafür, dass die Schüsse kaum lauter waren, als das Husten eines Babys.

Das Gehirn von Ceres klatschte mit einem nassen Schmatzen gegen den Wasserkasten hinter seinem Kopf und sämtliche Spannung wich aus seinem Körper.

Einen Augenblick lang überlegte Bishop, ob er noch Ceres Puls überprüfen sollte. Er entschied sich dagegen. Wunder gab es zwar immer wieder, dachte er, aber

trotzdem musste Ceres *verdammtes* Glück haben, falls er noch lebte. Immerhin klebte die Hälfte seines Schädels hinter ihm an der Wand. Und drei Viertel seines Gehirns.

Der Mann war tot.

Bishop beschloss kein Risiko einzugehen und sich deswegen letzten Endes noch erwischen zu lassen. Stattdessen überprüfte er nur kurz, ob seine Kleidung etwas von der Sauerei abbekommen hatte. Als er merkte, dass dies nicht der Fall war, schloss er einfach die Tür der Kabine. Dann verstaute er die Pistole wieder im Hosenbund und verließ die Toilette, als sei nichts geschehen.

18.

Die Musik aus den Lautsprechern verstummte und riss Bishop aus der Erinnerung. Als er sich zu Whitman umwandte, sah er, dass dieser gerade das Radio ausgemacht hatte.

„Was soll das?“

„Ich hab keinen Bock mehr auf diesen Klassik-Mist. Was versuchen Sie eigentlich, damit zu bezwecken? Wollen Sie mich etwa in eine romantische Stimmung versetzen? Soll ich uns eine

Flasche Rotwein aufmachen und eine kuschelige Decke auf dem Rücksitz ausbreiten? Ich bin Soldat, verdammte Scheiße, und wenn Sie weiterhin diese beschissene Musik hören wollen, besorgen Sie Kopfhörer zum Teufel noch mal.“

Wieder biss Bishop die Zähne zusammen, anstatt etwas zu erwidern. Am liebsten hätte er Whitman an Ort und Stelle die Gurgel herausgerissen und ihm dabei zugesehen, wie er am eigenen Blut erstickte.

Doch dieser erste Impuls verflog schnell wieder. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass Beherrschung die höchste Form der Disziplin war. Doch für ihn war es noch

weit mehr, als nur reine Disziplin. Ein Mann ohne Beherrschung war in seinen Augen wie ein Edelstein ohne Schliff. Es war einer der fundamentalen Grundsätze, auf denen die Welt beruhte. *Seine* Welt.

Er blickte hinaus in die Dunkelheit und betrachtete den Hauseingang zu Claire Hagens Wohnung. Es war kurz nach neun Uhr abends und er glaubte, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis sie nach Hause kam.

Mit ihr würde er sich länger vergnügen, als mit Ceres, dachte er. Schließlich musste er herausfinden, wo sich der Vampir versteckte, dem er auf der Spur war. Er ahnte, dass vielleicht sogar eine ausführliche Befragung notwendig sein

würde, um an die erforderlichen Informationen zu gelangen. Eine sehr intensive Befragung! Schon bei dem Gedanken daran, bekam Bishop eine riesige Erektion, doch er ließ sich nichts anmerken.

Stattdessen starrte er weiter auf den Hauseingang und musterte jeden Wagen, der daran vorbei fuhr. Er hielt Ausschau nach dem dunkelgrauen Volvo, der laut ihren Unterlagen Claire Hagen gehörte. In Gedanken aber spulte er die Erinnerung an die Szene am Flughafen zurück. Zu dem Zeitpunkt, als er auf Ceres geschossen hatte. Nur, dass ihn dieses Mal statt Ceres, Whitman ungläubig anstarrte, während er ihm mitten ins Gesicht schoss.

Die Gewissheit, dass er Whitman töten würde, breitete sich wie eine wohlige Wärme in seinem Körper aus. In diesem Augenblick wusste er weder *wann*, noch *wie* er es tun würde. Dennoch glaubte er, nein er hoffte, dass sich schon bald eine Gelegenheit ergeben würde, um dem vorlauten Mistkerl die Lichter auszublasen.

Immerhin war es ein gefährliches Business, in dem sie beide beschäftigt waren und Bishop hat im Laufe der Jahre weit bessere Männer als Whitman sterben sehen, ohne dass dabei seitens der Organisation Ermittlungen angestellt worden wären.

In ihrem Geschäft war es leichter einen

Mann abzuschreiben, als ein verdorbenes Stück Butter in einem Supermarkt. Und Whitman war auf dem besten Weg herausfinden, *was* das bedeuten konnte.

19.

Nachdem sich der erste Schrecken gelegt hatte, war Claire aufgestanden und zur Toilette gegangen. Sie versuchte erst gar nicht, den Kaffeeleck auf ihrer Bluse auszuwaschen. Denn sie ahnte bereits, dass Seife aus dem Seifenspende und ein Papiertaschentuch nicht die richtigen

Mittel waren, um ihre Seidenbluse zu retten. Deswegen ließ sie es von vornherein sein und verschwand stattdessen gleich in einer der Kabinen.

Als sie die Spülung betätigte, konnte sie spüren, wie die Brandblase an ihrem Zeigefinger aufplatzte. Es fühlte sich so an, als würde man eine reife Kirsche zwischen den Fingern zerquetschen. Im Gegensatz zu vorhin konnte sie den Schmerz jetzt klar und deutlich spüren. Er schoss durch ihre Hand, direkt bis zum Ellenbogen und ebbte erst an ihrer Schulter ab.

Claire besah das Pflaster an ihrem Zeigefinger. Es war völlig aufgeweicht und blutig. Sie nahm es ab und entsorgte

es in der Kloschüssel. Dann inspizierte sie noch einmal ihren Finger. Sie hielt ihn sich ganz nah vor das Gesicht, um im schwachen Lichtschein der Toilettenkabine überhaupt etwas zu erkennen.

Die Blase war gerissen und hing jetzt schlaff von ihrem letzten Fingerglied, wie ein geplatzter Luftballon, der sich in einem Lattenzaun verfangen hatte. Die Wunde nässte zwar ein wenig, doch Claire glaubte nicht, dass sie sich entzünden würde. Sie wollte die Hand wieder senken, als ihr plötzlich ein vertrauter Geruch in die Nase stieg. Er war schwach und sie nahm ihn kaum wahr. Sie musste die Hand ganz nah unter die Nase halten, ehe sie ihn deutlicher

wahrnahm:

Er war süßlich und schwer – und Claire wusste sofort, dass es keiner der Düfte war, nach denen *ihre* Lotionen und Cremes rochen. Dennoch wusste sie, dass sie ihn schon einmal gerochen hatte.

Vor gar nicht mal allzu langer Zeit.

Sie schnupperte noch einmal an ihrem Finger und die Erinnerung schlich sich plötzlich in ihren Verstand:

John! Es war der süßliche Geruch, der von John ausgegangen war, als er ihr die Hand gereicht hatte. Sie hatte ihn zweimal gerochen: Sowohl bei seiner Ankunft, als auch beim Abschied.

Wahrscheinlich war es nur eine extravagante Handlotion für Männer, dachte Claire und senkte ihre Hand wieder. Doch ihre Gedanken ließen sich nicht mehr mit naheliegenden Erklärungen abspeisen. Vielmehr versuchten sie die Grenzen, durch die ihr Verstand abgesteckt war, zu untergraben, wie ein schlecht erzogener Hund den Zaun zum Nachbarsgrundstück.

Im Laufe eines einzigen Tages war ihr Weltbild ins Wanken geraten. *Mehr* noch: Es lag komplett in Trümmern. Kein Stein war mehr auf dem anderen geblieben und Claire ahnte, dass es verdammt lange dauern würde, bis sie wieder in der Lage sein würde, an irgendetwas zu glauben. *Nichts* war mehr so, wie es auf den ersten

Blick schien. Sie hatte herausgefunden, dass ihre Schwester ein...

...*Vampir*...

...Monster war. Der einzige Mensch, mit dem sie darüber gesprochen hatte, war tot und sie selbst stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch.

Was auch immer es mit dem Geruch auf sich hat, dachte sie, es musste eine tiefere Bedeutung haben.

Doch gerade *diese* wollte sich ihr nicht erschließen. Ganz egal wie sehr sie auch versuchte, die Teile dieses Rätsels zusammenzusetzen, es gelang ihr nicht. Jeder Gedanke warf weitere Fragen auf,

die allesamt in Sackgassen führten:

Wer hatte John ermordet?

Was war mit Amanda passiert?

Würde alles wieder gut werden?

Die Antwort auf all diese Fragen war die gleiche:

Ich weiß es nicht!

Für Claire war es eine bittere Pille sich die Hilflosigkeit der Lage einzugestehen, in der sie sich in diesem Moment befand.

Schließlich verließ sie die Toilettenkabine, wusch sich vorsichtig die Hände und betrachtete sich im Spiegel

über dem Waschbecken: Der vergangene Tag hatte seine Spuren in ihrem Gesicht hinterlassen. Ihre Haut war aschfahl und sie hatte dicke Augenringe.

Nichts was man nicht mit einer Mütze voll Schlaf wieder geradebiegen könnte!

Doch Claire glaubte nicht, dass sie in dieser Nacht überhaupt ein Auge zubekommen würde. Vielmehr ahnte sie, dass sie in absehbarer Zeit nur würde schlafen können, wenn sie die Nachttischlampe neben dem Bett anließ.

Sie verließ die Toilette, bezahlte ihren Kaffee und ging hinaus zu ihrem Wagen. Sie setzte sich hinters Steuer und ließ den Motor an, als erneut die Tankanzeige

aufleuchtete.

Sie hatte vergessen zu tanken.

Schließlich fuhr sie die wenigen Meter zur Selbstbedienungszapfsäule und stieg aus. Sie schob ihre Kreditkarte in den Kartenleser an der Zapfsäule und kurz darauf signalisierte ein grünes Licht, dass mit der Karte alles in Ordnung war.

Claire arretierte den Schlauch an der Tanköffnung und sogleich erklang hinter ihr das Summen der Benzinpumpe.

Ein kalter Wind blies von Osten her über den Parkplatz und ließ sie frösteln. Sie knöpfte ihren Mantel zu und verschränkte die Arme vor der Brust. Dann begann sie

auf und ab zu gehen, um sich ein bisschen zu wärmen. Sie war noch keine drei Schritte weit gekommen, als ihr Blick auf einen schwarzen Geländewagen fiel, der unweit der Zapfsäule parkte.

Auf den Vordersitzen saßen zwei Männer. Claire hatte aus den Augenwinkeln gesehen, dass sie beide genau in ihre Richtung blickten und das war es auch gewesen, was ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Doch als sie zu ihnen hinüber sah, wandten sie sofort ihre Blicke ab und schauten ziellos hinaus in die Dunkelheit. Weder unterhielten sie sich, noch taten sie etwas anderes. Vielmehr schienen sie einzig und allein *damit* beschäftigt, unauffällig auszusehen.

Erneut durchfuhr ein Frösteln Claires Glieder. Doch dieses Mal kam es nicht von dem Wind, der über den Parkplatz fegte.

20.

„Ghost One an Ghost Leader, bitte kommen. Over.“

Das Funkgerät am Armaturenbrett erklang mit einem lauten statischen Rauschen, das in ein verzerrtes Klicken überging. Die letzten Worte klangen in Bishops Ohren so, als hätte man sie durch einen

Fleischwolf gedreht. Er wollte gerade nach dem Funkgerät greifen, doch Whitman kam ihm zuvor.

„Hier ist Ghost Leader. Was gibt's Ghost One?“, fragte Whitman.

„Ich glaube wir sind aufgefliegen. Brechen die Verfolgung der Zielperson ab. Over.“

Bishop kannte die Stimme, die aus den Lautsprechern des Funkgeräts drang. Es war Morales, einer seiner besten Männer.

„Geben Sie mal her“, sagte Bishop und riss Whitman das Funkgerät aus der Hand.

„Seid ihr beiden etwa nicht in der Lage eine gewöhnliche Frau zu verfolgen?“ sprach er ins Funkgerät. Obwohl es in

seinem Inneren brodelte, klang seine Stimme gelassen. Er wusste, dass es nichts bringen würde, Morales und den anderen Mann über Funk Vorwürfe zu machen. Das würde er ein anderes Mal erledigen.

Gründlich!

„Wir können nichts dafür, Sir. Die Zielperson hat uns rein zufällig entdeckt. Es tut uns Leid, Sir. Sollen wir die Verfolgung wieder aufnehmen? Over.“

Bishop überlegte kurz.

„Habt ihr den Sender an ihrem Wagen montiert?“

„Ja, Sir“, sagte Morales, „wir haben ihn

auch schon überprüft. Läuft wie geschmiert. Over.“

Noch während Morales sprach, holte Whitman einen Laptop unter dem Beifahrersitz hervor. Er klappte ihn auf und öffnete ein Programmfenster. Kurz darauf erschien eine Satellitenaufnahme von New York City auf dem Bildschirm. Inmitten des Bildes war ein kleiner grüner Punkt, der sich ostwärts bewegte. Whitman hob den Blick und nickte Bishop zu. Bishop erwiderte die Geste, dann wandte er sich wieder an Morales.

„Gut gemacht, Ghost One. Wir empfangen das Signal klar und deutlich. Verfolgung nicht wieder aufnehmen. Rückzug.“

„Kapiert, Ghost Leader. Ghost One, Over and Out.“

Bishop hakte das Funkgerät in die Befestigung auf dem Armaturenbrett. Dann wandte er sich zu Whitman.

„Wohin fährt sie?“

Whitman öffnete ein Untermenü des Programms und fügte die ihnen bekannten Orte in der Stadt hinzu, an denen sich die Zielperson für gewöhnlich aufhielt. Sofort erschien ein weiterer Punkt auf dem Satellitenbild, der rot blinkte.

„Sie hält auf uns zu. Sie schlägt aber Haken wie ein Karnickel“, sagte Whitman, ohne den Blick vom Bildschirm zu

nehmen. Der schwache Schein, der davon ausging, verlieh seinem Gesicht einen grünlichen Schimmer, „unser Verdacht wäre somit richtig gewesen. Den verdammten Sender hätten wir uns auch sparen können.“

„Ungefähre Ankunftszeit?“, fragte Bishop.

„Wenn nichts dazwischen kommt, ist sie in zwanzig Minuten hier.“

„Ausgezeichnet“, sagte Bishop.

Er griff in die Innentasche seiner Jacke und holte ein Paar schwarze Lederhandschuhe hervor. Während er sie sich überstreifte, wurde das Grinsen auf seinem Gesicht immer breiter.

21.

Claire konnte den Blick nicht vom Rückspiegel nehmen. Alle paar Sekunden huschten ihre Augen zur Seite und hielten Ausschau nach dem schwarzen Geländewagen vom Parkplatz.

Es war inzwischen völlig dunkel und beinahe *jeder* Wagen, den sie sah, kam ihr schwarz vor. Noch dazu waren riesige Geländewagen gerade der letzte Schrei. Jeder zweite Wagen, den Claire erblickte, sah daher so aus, als wäre er besser für

einen verlassenen Schotterweg in den Rockies geeignet, als für die flachen und breiten Straßen von New York City.

Das war es, was Claire die meisten Kopfzerbrechen bereitete: Sie konnte sich keinen Augenblick lang in Sicherheit wähnen. Sie wusste nicht, ob sie verfolgt wurde.

Deswegen änderte sie ständig ihre Route und hielt sich zudem an die kleinen Seitenstraßen. Sie dachte sogar darüber nach, ob es etwas bringen würde, wenn sie die Lichter ausmachte. Doch dann ermahnte sie sich dazu, vernünftig zu bleiben: Sie war in New York City und ganz egal, ob sie nun die Lichter an hätte oder nicht – die Verfolger würden sie

ohnehin sehen. Deswegen vielleicht noch einen Unfall zu provozieren, wäre unverantwortlich gewesen.

Als sie nach einer viertel Stunde endlich in die Straße abbog, in der ihr Appartementhaus lag, fiel die Anspannung allmählich von ihr ab.

Mit einem letzten Blick in den Rückspiegel versicherte sie sich, dass niemand sie verfolgte.

Dann parkte sie den Wagen, stieg aus und rannte zur Haustüre.

Claire schlug die Türe ihrer Wohnung hinter sich zu, sperrte ab und legte sogar die Kette vor. Sie konnte sich nicht mehr daran erinnern, wann sie das Vorhängeschloss zum letzten Mal benutzt hatte, aber in diesem Augenblick schien es ihr die richtige Entscheidung zu sein. Sie überlegte sogar, ob sie einen Stuhl unter die Türklinke klemmen sollte, entschied sich aber dagegen.

Mach dich nicht lächerlich! So etwas funktioniert doch nur in Filmen.

Ohne sich auszuziehen oder das Licht anzumachen durchquerte sie das

Wohnzimmer und ging zum Fenster, von welchem aus, man hinunter auf die Straße schauen konnte. Sie schob die Vorhänge einen Spalt zur Seite und hielt für einen Augenblick Ausschau nach dem dunklen Geländewagen von der Tankstelle.

Ihr Blick huschte die Straße rauf und runter und dann wieder rauf. Doch es war nichts zu sehen. Trotzdem gelang es ihr nicht, sich zu beruhigen. Stattdessen ging sie schnellen Schrittes ins Schlafzimmer, welches direkt ans Wohnzimmer angrenzte.

Sie kniete sich neben die rechte Seite ihres Doppelbettes und tastete mit beiden Händen in der Dunkelheit unter dem Bett herum. Keine Sekunde später, fand sie,

wonach sie gesucht hatte: Ein kleines, raues Plastikköfferchen. Sie zog es heraus und legte es aufs Bett. Dann öffnete sie den Verschluss und holte den Inhalt des Köfferchens heraus.

Der Stahl der Waffe fühlte sich kalt und unwirtlich an. Dennoch war es für Claire ein vertrautes Gefühl, die Waffe in der Hand zu halten. Mehr noch: Es war für sie beruhigend zu wissen, dass sie notfalls *selbst* für ihre eigene Sicherheit sorgen konnte.

Bei der Waffe handelte es sich um eine Ruger, Modell P90. Es war die gleiche Pistole, mit der sie als junges Mädchen in den Wäldern von Rockwell schießen gelernt hatte. Obwohl sie nicht besonders

groß war, war sie sehr präzise und verfügte über eine hohe Durchschlagskraft.

Weil ihr Vater keine Söhne gehabt hatte, hatte er eben immer Claire und Amanda mit auf die Jagd genommen. Für New Yorker Verhältnisse schien das vielleicht etwas abstrus, die eigenen Kinder im Umgang mit Waffen zu schulen. Doch in der ländlichen Provinz von Rockwell war es nichts Ungewöhnliches, Kindern das Schießen beizubringen. Manche der Kinder lernten sogar schießen, noch lange bevor sie lernten Rad zu fahren oder zu lesen.

Claire knipste die Nachttischlampe neben dem Bett an und besah die Pistole, die den

süßlichen Geruch von Waffenöl verströmte. Dann zog sie den Schlitten zurück und lud eine Patrone in die Kammer. Die Pistole war damit entsichert. Das Magazin fasste insgesamt acht Patronen – *genug*, um einem Grizzly im Notfall der Arsch wegzupusten – wie Claires Vater immer gesagt hatte.

Claire legte die Waffe aufs Bett und griff noch einmal in das Köfferchen. Sie brachte zwei geladene Ersatzmagazine und eine Schachtel 9mm-Patronen zum Vorschein. Dann verstaute sie das Köfferchen wieder unter dem Bett.

Als sie sich wieder aufrichtete, zuckte sie vor Schreck zusammen. Ein Schrei entfuhr ihrer Kehle und sämtliche Kraft wich aus

ihrem Körper.

Ein unbekannter Mann stand im Türbogen und starrte sie an.

23.

„Das hat ja wunderbar geklappt, Häuptling“, sagte Whitman, der gerade einen Schalldämpfer auf seine Pistole schraubte.

„Allerdings“, sagte Bishop. Seit der Ankunft der jungen Frau angekommen, ließ er die Fenster ihrer Wohnung nicht mehr

aus den Augen. Der Wagen stand in einer unbeleuchteten Seitenstraße, die schräg zu dem Appartementhaus verlief. Bishop hatte daher einen perfekten Blick auf ihre Wohnung, ohne dabei Gefahr zu laufen, selbst von ihr gesehen zu werden.

Anfangs hatte er geglaubt, dass sie vielleicht durch den Hinterausgang des Hauses verschwunden war, weil die Fenster unbeleuchtet geblieben waren. Doch nach knapp fünf Minuten war ein schwacher Schimmer hinter einem der Fenster erschienen und hatte ihm verraten, dass sie *doch* in ihrer Wohnung war.

Alles lief nach Plan.

„Und was jetzt?“, fragte Whitman.

„*Jetzt* können wir uns Zeit lassen. Sie sitzt in der Falle. Das Haus hat zwei Ausgänge und durch keinen der beiden kann sie uns entwischen. Die Jungs haben am Hinterausgang Stellung bezogen.“

„Sollten wir nicht zugreifen?“

„Nein, wir warten noch“, sagte Bishop, „vielleicht haben wir ein bisschen Glück und ihr Meister kommt zu Besuch. Dann können wir uns den ganzen Mist sparen und beide gleich an Ort und Stelle erledigen. Außerdem sind noch die meisten Leute im Haus wach. Wenn wir da jetzt reingehen und Lärm machen, haben wir schneller mehr Probleme, als uns lieb ist.“

„Gut, dann wecken Sie mich, wenn es losgeht“, sagte Whitman.

Er klappte die Rückenlehne seines Sitzes nach hinten und schloss die Augen, ohne dabei die Waffe aus der Hand zu legen.

24.

Claire zuckte zusammen und ihr blieb die Luft weg. Trotzdem waren ihre Instinkte hellwach. Ohne darüber nachzudenken, griff sie nach der Pistole auf dem Bett. Keine Sekunde später zielte sie schon auf den Unbekannten. Ihre Augen huschten

über die Gestalt im Türbogen und auf den ersten Blick konnte sie erkennen, dass er unbewaffnet war. Trotzdem zitterte der Lauf der Waffe unaufhörlich in ihren Händen.

„*Wer sind Sie? Was wollen Sie*“, schrie sie.

Anstatt zu antworten, hob der Unbekannte langsam die Hände und zeigte sie ihr. Claires erster Eindruck war richtig gewesen: Er war unbewaffnet.

Vielleicht, vielleicht auch nicht!
Vielleicht, will er dich nur ablenken!

„Ich habe Sie etwas gefragt“, zischte Claire. Sie hob die Waffe und zielte damit

auf die Brust des Unbekannten. Der Abstand zwischen ihnen betrug weniger als fünf Meter. Trotz der Aufregung wusste Claire, dass sie ihn auf diese Distanz nicht verfehlen konnte. Bei jeder unerwarteten Bewegung würde sie ihn erschießen.

Du wirst ihm den Arsch wegpusten – genau so, wie Daddy es dir beigebracht hat!

„Sind Sie taub, verdammt noch mal?“

„Ganz ruhig“, sagte der Unbekannte, „ich will Ihnen nichts tun. Ich will nur mit Ihnen reden.“

Seine Stimme klang für Claire zu *ruhig*

für einen Mann, der jederzeit damit rechnen musste, erschossen zu werden.

Viel zu RUHIG!

„Reden? Dann reden Sie. Aber behalten Sie die Hände dort, wo ich sie verdammt noch mal sehen kann.“

Der Unbekannte reagierte mit einem Grinsen auf die Bemerkung. Er starrte Claire über die Waffe hinweg an und sah ihr genau in die Augen. Ihr kam es so vor, als würde er sich überhaupt nicht für die Waffe interessieren, so als sei sie kaum mehr, als die Spritzpistole eines Kindes.

„Warum verfolgen Sie mich?“, fragte er schließlich. Das Grinsen blieb zwar auf

seinem Gesicht, doch seine Augen verfinsterten sich.

„Sie bringen da etwas durcheinander, Freundchen“, sagte Claire, mit dem höchsten Maß an Gelassenheit, zu dem sie sich in dieser Situation durchringen konnte „ich habe verdammt noch mal keine Ahnung, wer Sie überhaupt sind.“

„Ach ja?“

„Ja, zum Teufel.“

„Sie haben sich heute mit dem alten Mann getroffen. Am Flughafen, wissen Sie noch?“

„Mit *John*?“

„War das sein Name? *John*?“

„Worauf wollen Sie hinaus?“, schrie Claire. Ihre Hände verkrampften sich um den Griff der Waffe und sämtliches Blut wich aus ihren Fingern. Wieder meldete sich die Stimme ihres Vaters in ihren Gedanken zu Wort:

Du musst den Abzug ziehen, Baby. Sanft ziehen und nicht REISSEN!

„Was hat er Ihnen über mich erzählt, dieser *John*?“, fragte der Unbekannte. Das Lächeln verschwand völlig von seinen Lippen und seine Augenbrauen zogen sich zusammen. Sein Blick wurde plötzlich stechend und unangenehm. Claire kniff die Augen zusammen, ohne jedoch den Blick

von Kimme und Korn der Waffe zu nehmen.

„Wovon zum Teufel sprechen Sie überhaupt? Wer sind Sie und was haben Sie in meiner Wohnung verloren?“, schrie Claire. Die Muskeln in ihren Unterarmen waren völlig verkrampft und ihre Hände schweißnass. Sie konnte spüren, wie sich die Waffe darin immer glitschiger anfühlte.

„Dieser John? Hat er Sie eingeweiht? Sind Sie auf der Suche nach einer guten Story? Über die Schrecken, die in den Kellern von New York City lauern?“

Die Fragen trommelten auf Claires Verstand ein.

John hatte ihr *tatsächlich* von einem Keller erzählt. Den Keller in Bowery. In dem Haus, in dem er den...

VAMPIR!

...gefunden hatte.

Außerdem schien der Unbekannte sie zu kennen. Vielleicht nicht persönlich, dachte sie, dennoch wusste er, dass sie Reporterin war.

Aber was wusste er noch?

Noch bevor Claire den Gedanken zu Ende denken konnte, überschlugen sich die Ereignisse.

Das Gesicht des Unbekannten begann sich

zu verändern.

Die Augen schrumpften zu zwei feuerroten Punkten, und auf der Nase kräuselten sich plötzlich tiefe Falten, wie auf der Schnauze eines Hundes. Doch das Schlimmste war der Mund. Die Lippen wichen von Gebiss und Zahnfleisch zurück und entblößten die spitzen Zähne eines Raubtieres.

„Was hat er Ihnen erzählt?“, knurrte die Kreatur mit einer derart tiefen Stimme, die Claires gesamten Körper zu durchdringen schien, wie die Bässe in einer Diskothek. Sie konnte spüren, wie ein leichter Schwindel durch ihre Gedanken huschte, wie vorhin im Krankenhaus, als sie ohnmächtig geworden war. Doch obwohl

sie auch dieses Mal nicht auf den Anblick vorbereitet gewesen war, erschien er ihr dank der Waffe weitaus weniger bedrohlich.

Nicht viel, aber immerhin.

Noch bevor der erste Gedanken in ihrem Kopf keimte, nahm ihr Instinkt die Zügel in die Hand. Und ihr Instinkt wusste nur zwei Dinge: Sie war in Gefahr und sie musste handeln!

SCHNELL!

Ohne zu überlegen, zog Claire den Abzug. Der Knall war ohrenbetäubend und das Mündungsfeuer nahm ihr für Sekundenbruchteile die Sicht. Doch Claire

ließ sich nicht davon beirren. Sie drückte nochmal ab und gleich darauf nochmal. Dann senkte sie die Waffe, um den Schaden zu begutachten, den sie angerichtet hatte. Der saure Geruch des Schießpulvers stieg ihr in die Nase und raubte ihr für einen Augenblick den Atem. Doch der Anblick, der sich ihr bot, war noch schlimmer: Er schnürte ihr die Kehle zu.

Die Kreatur stand noch immer im Türrahmen. Sie hatte drei Einschusslöcher in der Brust, aus denen dünne Rauchfäden aufstiegen. Dennoch schien sie völlig unbeeindruckt. Kein einziger Tropfen Blut sickerte aus den Wunden, so als handle es sich bei dem Körper um keinen lebenden Organismus, sondern nur um eine

Schaufensterpuppe. Die Kreatur stand da wie zuvor, ihr Antlitz war eine Maske aus purem Hass: Die Lippen zitterten und die Nasenflügel bebten. Und die Augen...

Oh mein Gott, die Augen!

...waren glühende Lanzen, die Claire durchbohrten.

Claire hob die Waffe erneut und zielte diesmal auf den Kopf der Kreatur. Doch genau in dem Moment, als sie erneut feuern wollte, verschwand die Gestalt. Sie löste sich in Luft auf – mit einer Geschwindigkeit, welche die Kapazitäten von Claires Augen überstieg. In einem Moment war sie noch da, im anderen nicht mehr.

Claire stieß gerade einen Seufzer der Erleichterung aus, als sich plötzlich etwas Kaltes um ihr rechtes Handgelenk schloss und zudrückte. Der erste Sinneseindruck war Kälte, doch kurz danach wurde sie fortgespült, von einer Woge heißen und alles verzehrenden Schmerzes.

Trotz der Tränen in ihren Augen konnte sie die Pranke erkennen, die ihr Handgelenk umschlossen hielt. Es waren die Fänge eines riesigen Raubvogels, dachte sie, mit langen ledrigen Fingern, die in geschwungene, schwarze Klauen ausliefen. Claires Hand verkrampfte sich vor Schmerz und ein weiterer Schuss löste sich aus der Pistole. Sie konnte hören, wie irgendetwas im Wohnzimmer in tausend Stücke zerbarst. Doch der Sinneseindruck

wurde aus ihrem Verstand gefegt, als die Kreatur ihren Arm packte und nach hinten bog.

Ganz weit nach hinten.

Claire wehrte sich, konnte jedoch nichts dagegen ausrichten. Die Pistole fiel ihr aus der Hand und landete mit einem dumpfen Poltern auf dem Schlafzimmerteppich. Dann wurde ihr Arm so weit nach hinten gebogen, bis ihre Hand die Stelle zwischen ihren Schulterblättern berührte. Eine Lawine des Schmerzes rauschte durch ihren ganzen Körper.

„Sie haben mein bestes Jackett ruiniert“, zischte die Kreatur. Claire konnte ihr

Gesicht in ihrem Nacken spüren.
Sämtliche Haare ihres Körpers richteten sich auf.

„Bitte...es tut so weh“, presste sie zwischen den Lippen hervor. Gleich darauf konnte sie spüren, wie sich der Griff um ihren Arm lockerte. Es war nicht viel, doch der Schmerz versiegte schlagartig. Dennoch blieb der Griff so fest, dass sie keine Chance hatte, sich daraus zu befreien.

„Und nun werden Sie mir sagen, was dieser *John* Ihnen erzählt hat. Und ich rate Ihnen, mich nicht anzulügen.“

Claire lauschte der Stimme, die eigentlich keine mehr war. Vielmehr war es ein Laut,

wie wenn man ein Tischtuch in Stücke riss und dadurch versuchte Vokale und Konsonanten zu bilden.

Der Gedanke kam ihr irgendwie witzig vor und trotz allem – der Angst, den Schmerzen und der Gewissheit, dass sie bald sterben würde – huschte ihr ein Grinsen über die Lippen.

25.

Bishop hörte drei Schüsse in kurzer Abfolge. Gleichzeitig sah er das typische Aufflammen des Mündungsfeuers hinter

den Fenstern der Wohnung. Whitman, der neben ihm auf dem Beifahrersitz geschlafen hatte, schreckte auf. Trotz der Hektik entging Bishop nicht, dass er sofort hellwach war. Hellwach und angespannt, wie es sich für einen guten Soldaten gehörte.

„Was zum Teufel geht da vor?“, fragte er.

„Es geht los“, antwortete Bishop und griff zum Funkgerät.

„Ghost Leader an Ghost Two. Zugriff!“

“Verstanden Ghost Leader“, erklang es sofort aus den Lautsprechern, als hätten Morales und die anderen Jungs nur auf diesen Befehl gewartet.

Bishop hängte das Funkgerät wieder zurück an das Armaturenbrett und nickte Whitman zu.

„Räuchern wir sie aus“, sagte er.

„Wird gemacht, Häuptling“, sagte Whitman und wandte sich ab.

Die beiden Männer stiegen zeitgleich aus dem Wagen und gingen zurück zu dessen Heck. Der Kofferraum sprang auf und beide griffen hinein – wohlwissend, was sie suchten.

Bishop holte seine bevorzugte Waffe für derartige Operationen heraus und entsicherte sie. Es war eine deutsche MP7 mit Schalldämpfer und montiertem

Nachtsichtgerät – eine kompakte Waffe mit sehr hoher Durchschlagskraft, die perfekt für den Häuserkampf ausgelegt war.

Whitman hingegen griff zu der Granatenpistole russischer Bauart. Während er sie durchlud, rannte Bishop bereits zum Eingang des Appartementhauses, in dem die Frau wohnte. Seine Silhouette verschmolz dabei mit der Dunkelheit.

Gerade als er die Eingangstüre erreichte, erklang ein weiterer Schuss aus der Wohnung.

26.

Ich werde sterben!

Claire war überrascht, mit welcher Gleichgültigkeit sie diesen Gedanken wahrnahm und ihn akzeptierte. Die Gewissheit des bevorstehenden Todes schien ihr unvermeidlich. Immerhin waren bereits alle Menschen tot, die sich auf diese verrückte Achterbahnfahrt eingelassen hatten. John war tot, ebenso sein Partner Jack, falls John die Wahrheit gesagt hatte. Und sie würde als Nächste sterben.

So einfach war das.

Sie redete sich zwar ein, dass sie toben musste, schreien und betteln, nur um sich zu retten. Doch stattdessen ergab sie sich ihrem Schicksal und hoffte nur, dass es schnell gehen würde. Schnell und möglichst schmerzlos.

Bitte, bitte, lieber Gott! Lass es schnell vorüber sein!

„Was hat er Ihnen erzählt?“, zischte die Kreatur und lockerte den Griff noch weiter.

„Nichts“, sagte Claire, „nur, dass er unten in Bowery einen Vampir aufgescheucht hatte.“

„Warum haben Sie sich mit ihm getroffen?“, fragte die Kreatur. Das Zwischen ihrer Stimme klang nicht mehr so bedrohlich und sie lockerte den Griff um Claires Arm noch weiter. Claire konnte sogar spüren, dass sich die Pranke der Kreatur beinahe wieder menschlich anfühlte. Die Kälte war aus ihr gewichen und sie fühlte sich weicher an.

Ihre Zuversicht wuchs.

„Wegen meiner Schwester. Ich habe mich wegen meiner Schwester mit ihm getroffen.“

„Ihrer Schwester?“ Die Stimme war wieder vollkommen menschlich.

„Ja, sie ist...nun ja, sie ist...“

„Sie ist *was*?“

Claire zögerte einen Augenblick und überlegte, was sie sagen sollte. Der Ausdruck „*Vampir*“ hörte sich trotz der Ereignisse des vergangenen Tages, nach wie vor verrückt an. Gleichzeitig wurde sie sich der Tatsache bewusst, dass die *ganze* Situation verrückt war.

Die ganze verdammte Welt war verrückt geworden!

„Sie ist ein Vampir“, sagte Claire, „meine Schwester ist ein *Vampir*.“

Für einen Moment herrschte absolute Stille im Raum. Das einzige Geräusch, das

Claire wahrnahm, war das aufgebrachte Pochen ihres eigenen Herzens.

„Ein Vampir?“

„Ja“, sagte Claire und hielt einen Augenblick inne, „zumindest ist sie so, wie *Sie* sind. Sie hat sich auch verwandelt. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Ich wollte ihr helfen und John hat mir Hilfe angeboten. Haben Sie ihn umgebracht?“

„Nein“, sagte der Unbekannte, „ich schätze, dass es die Kerle waren, die Ihnen seit dem Flughafen auf den Fersen sind.“

„Die in dem schwarzen Geländewagen?“

„Ja, genau die.“

„Wer sind die?“

„Ich schätze, es sind Jäger“, sagte der Unbekannte und ließ Claires Hand los. Ihre Finger, die inzwischen vollkommen taub geworden waren, begannen zu kribbeln, während langsam wieder Gefühl in sie zurückkehrte. Obwohl die Stimme des Unbekannten weder aufgebracht, noch böse klang, wagte Claire es nicht, sich zu ihm umzudrehen.

Der Gedanke an den eigenen Tod, war zwar ein bisschen aus ihrem Verstand gewichen. Dennoch war er nicht ganz daraus verschwunden. Vielmehr wartete er an der Grenze zu ihrem

Unterbewusstsein, wie ein Footballspieler am Spielfeldrand, der es kaum erwarten konnte, wieder zurück ins Spiel zu kommen.

„Jäger?“, fragte Claire.

„Ja“, sagte der Unbekannte,
„Vampirjäger.“

27.

Trotz der Schüsse, schien das Appartementhaus wie verlassen. Kein neugieriger Nachbar streckte seinen Kopf

in den Hausflur, um zu sehen, was vor sich ging. Niemand war in den Fluren, um herauszufinden, woher die Schüsse kamen. Vielmehr hatten sich sämtliche Bewohner in ihre Wohnungen verkrochen, wie verängstigte Mäuse in ihren Löchern. Nach Bishops Erfahrung folgten sie damit einem ungeschriebenen Gesetz der Großstädter, das besagte: Halt dich aus allem Ärger raus.

Dennoch ließ er sich nicht von dieser Ruhe täuschen. Er wusste, dass inzwischen bestimmt mehrere Streifenwagen der New Yorker Polizei auf dem Weg zum Appartementhaus waren. Denn auch wenn niemand auf dem Gang zu sehen war, so vermutete Bishop dennoch, dass die Telefonleitungen der

nächstgelegenen Polizeistation gerade glühten. Deswegen musste es schnell gehen, dachte er.

Sehr schnell.

Als er die Wohnungstüre erreichte, waren Morales und Jones bereits vor Ort, um die Wohnung der Frau zu stürmen. Sie waren durch den Hintereingang ins Haus gestürmt, so wie sie es zuvor vereinbart hatten. Morales hatte inzwischen eine taktische Sprengladung an der Türklinke angebracht, um die Tür zu öffnen. Er und Jones standen zu beiden Seiten neben der Türe und hatten ihre Waffe im Anschlag.

Bishop konnte die Anspannung beinahe riechen, unter der die Männer standen:

Ihre Augen waren aufgerissen, ihre Gesichtszüge starr. Sie hatten die Köpfe eingezogen und lauschten gespannt auf die gedämpften Geräusche, die aus der Wohnung drangen.

Bishop wusste: Sie warteten nur auf sein Kommando – bereit loszuschlagen und einen regelrechten Sturm zu entfachen, wenn es sein musste.

Er betätigte den Sprechknopf seines Walkie-Talkies und sagte nur ein einziges Wort.

Whitman hatte die Granatpistole mit einer Blendgranate geladen und das Visier aufgeklappt. Anschließend hatte er den Lauf der Waffe auf die Dachkante des Wagens gelegt. Das Abstützen erleichterte das Zielen und verringerte zudem den Rückstoß. Dann nahm er das Zimmer der Wohnung im dritten Stock ins Visier, hinter dem die Schüsse erklingen waren. Er zog den Abzug so weit zurück, bis er den Druckpunkt der Waffe spürte.

Dann wartete er.

Keine Minute später erklang Bishops Stimme aus dem Walkie-Talkie:

„Feuer.“

Kaum war das Wort in seinem Ohr verklungen, zog Whitman den Abzug.

Eine einzelne Granate schoss aus dem Lauf und erzeugte dabei das Geräusch eines Sektkorkens, der unter hohem Druck aus der Flasche sprang.

PLOPP!

Die Granate zog einen leuchtenden Schweif hinter sich her, wie eine Sternschnuppe. Keine Sekunde später donnerte sie mit voller Wucht durch das Fenster, auf das Whitman gezielt hatte. Glasscherben regneten hinein in die Wohnung und hinaus in die Nacht.

29.

Das Fenster zu ihrer Linken zerprang in tausend Stücke. Claire zuckte instinktiv zusammen. Doch sie war zu langsam. Winzige Glassplitter bohrten sich ihr in die linke Körperhälfte und entfachten einen brennenden Schmerz. Der plötzliche Schreck ließ sie für einen Augenblick *sogar* das Ding vergessen, das hinter ihr stand.

Stattdessen galt ihre ganze Aufmerksamkeit, dem *anderen* Ding, das

durch die Fensterscheibe gerauscht war. Das Adrenalin in ihrem Körper schien die Zeit zu verlangsamen. Obwohl alles nur Bruchteile von Sekunden dauerte, waren Claires Sinne scharf wie eine Rasierklinge.

Aus den Augenwinkeln sah sie, wie ein Gegenstand durch das Fenster rauschte, an die gegenüberliegende Wand knallte und anschließend zu Boden fiel. Er war schwarz, rund und kaum größer als ein Mobiltelefon.

Kurz darauf hörte Claire ein Summen, das dem Inneren des unbekannten Dinges entsprang. Gleichzeitig konnte sie erkennen, wie ein gleißender Schimmer von ihm ausging und schlagartig

anschwell.

Noch während sie versuchte die Zusammenhänge zu verstehen, wurde sie von einem Lichtblitz eingehüllt, der so hell war, wie tausend Sonnen.

Gleichzeitig erklang ein Donnergrollen, gefolgt von einer Druckwelle, die sie von den Beinen riss.

Der Lichtblitz war unermesslich und der Knall jenseits der Grenzen dessen, was für Claire bis dahin überhaupt vorstellbar gewesen war. Mit einem Schlag war sie blind und taub zugleich. Ihre ganze Wahrnehmung wurde innerhalb von Sekundenbruchteilen komplett ausgelöscht.

Noch während sie fiel, dachte sie, sie wäre tot.

TOT! Oh mein Gott, ich bin TOT!

Sie war ihrer wichtigsten Sinne beraubt. Das Einzige, was sie wahrnahm, war der brennende Schmerz in ihrer Seite und das wilde Pochen ihres Herzens.

Sie fiel zu Boden, schlug mit dem Kopf gegen die Wand und verlor jegliche Orientierung. Sie hatte den rostigen Geschmack von Blut im Mund und roch den typischen Gestank verbrannten Haars. Außerdem konnte sie spüren, wie ihr die Kleidung an der linken Seite warm am Körper klebte.

Blut, dachte sie, viel Blut.

Doch Claire gab nicht auf. Trotz ihrer Hilflosigkeit und der Panik, keimte in ihr die Gewissheit, dass sie doch noch am Leben war. Es war vor allem der Schmerz, der sie wieder zurück in die Realität holte.

Tote spüren keinen Schmerz, Darling!

Claire reagierte schnell. Sofort huschten ihre Hände über den Schlafzimmerteppich. Keine Sekunde später ertastete sie den kalten Stahl der Waffe. Ihre Finger schlossen sich um Griff und Abzug. Dann begann sie in Richtung des Bettes zu kriechen, um sich darunter zu verstecken.

Sie wusste, dass es wahrscheinlich nichts bringen würde. Aber immerhin hätte sie unter dem Bett zumindest ein bisschen Orientierung. Denn wer auch *immer* ihr das angetan hatte, würde vermutlich nach ihr suchen. Und wenn er kam, und versuchte nach ihr zu greifen, würde sie einfach in seine Richtung schießen. Sie würde das restliche Magazin leeren und hoffen, dass derjenige nicht so resistent gegen Blei war, wie der unbekannte Eindringling von vorhin.

Sie wusste, dass noch fünf Patronen in der Waffe waren. Sie mussten reichen, bis die Polizei eintraf...

Oder ich tot bin!

...dachte sie und kroch weiter. Es war ein Akt purer Verzweiflung, der sie in Richtung des Bettes trieb. Doch es half ihr nichts, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Es war das Einzige, was sie tun konnte. Die Alternative war, sich kampflos ihrem Schicksal zu ergeben. Doch das kam für Claire nicht in Frage. Sie robbte weiter in Richtung des Bettes, so schnell ihre Schmerzen es zuließen.

*Immer weiter, nur nicht stehen bleiben.
Du schaffst es!*

Gerade in dem Moment als sie die Bettkante ertastete, schlang sich von hinten ein Arm um ihre Brust und hob sie auf die Beine. Die unbändige Kraft, mit der das geschah, verschlug Claire den Atem.

Dann riss ihr jemand...

Oder ETWAS!

...die Waffe aus der Hand und nahm ihr jegliche Möglichkeit, sich zu wehren.

30.

Ein Durcheinander verschiedener Geräusche drang durch die Tür in den Flur: Das Klirren der Fensterscheibe, der dumpfe Knall der Granate, die gegen die Wand schlug und gleich darauf die Explosion. Bishop wartete einige

Sekunden, dann gab er Morales den Befehl, die Sprengladung scharfzumachen.

Morales und Jones schmiegt sich zu beiden Seiten der Tür an die Wand, um der Druckwelle zu entgehen. Bishop stand einige Meter dahinter und war außerhalb der Gefahrenzone. Er schirmte lediglich seine Augen mit der flachen Hand ab, um verirrten Splittern und Querschlägern keine Chance zu geben, ihm das Augenlicht zu nehmen. Dann gab er Morales das Kommando und dieser drückte auf den Auslöser der Sprengladung.

Die Explosion riss die Tür aus den Angeln und schleuderte sie quer durch den Raum. Sie knallte mit voller Wucht gegen

die dahinterliegende Wand und zerbrach in mehrere Teile. Zeitgleich zerbarsten wegen der Druckwelle sämtliche Fenster im Raum. Die Vorhänge wehten hinaus in den Nacht, zerfetzt und zerschlissen, wie die Segel eines Geisterschiffes.

Dann ging alles sehr schnell. Morales betrat die Wohnung und Jones folgte ihm. In Sekundenbruchteilen ließen sie die Läufe ihrer Waffen durch den Raum schweifen, bereit auf alles zu schießen, was sich bewegte.

Doch der Raum war leer.

„Sicher“, schrie Morales.

„Sicher“, bestätigte Jones.

Die Luft war rein. Bishop betrat den Raum mit der Waffe im Anschlag. Er wandte sich nach links – in die Richtung des Zimmers, in dem kurz zuvor die Schüsse erklungen waren.

Durch die Optik des Nachtsichtgerätes, verschwamm die Umgebung um ihn herum zu einem Durcheinander von Grüntönen, nahezu ohne jeglichen Kontrast. Er erblickte die Tür, die zum Schlafzimmer führte. Sie stand halb offen und offenbarte ihm den Blick auf die dunklen Konturen, die sich im angrenzenden Raum bewegten. Bishop erkennt die Frau. Und hinter ihr sah er...

„Kontakt. FEUER!“

...ihren *Meister*. Das Mistding war verwandelt und sah ihn so grimmig an, wie der Leibhaftige selbst. Dann wandte es sich zu der Frau und stieß sie mit einem Ruck durch das zertrümmerte Fenster. Bishop sah, wie ihre Füße als Letztes aus seinem Blickfeld verschwanden.

Der Moment schien für einen Augenblick lang in der Luft zu schweben, so als sei die Zeit zum Stillstand gekommen. Dann erklangen hinter ihm die Maschinenpistolen von Morales und Jones. Auch Bishop feuerte zwei kurze Salven durch den Türspalt – direkt in die Brust des Dämons. Es waren tödliche Treffer – immerhin waren sämtliche Kugeln geweiht und mit den heiligen Essenzen behandelt. Sie waren speziell

für die Jagd nach Vampiren ausgelegt.

Der Dämon taumelte einen Schritt zurück, fing sich jedoch gleich wieder. Was dann passierte, hatte Bishop nicht erwartet.

Anstatt auf der Stelle tot umzufallen, hob die Kreatur ihren rechten Arm. Noch ehe Bishop wusste, wie ihm geschah, sah er einen Blitz aufleuchten..

Eine unsichtbare Faust traf ihn seitlich am Kopf und schleuderte ihn zurück. Erst *dann* erklang der Schuss.

Während er rückwärts taumelte, erklangen weitere Schüsse aus dem Schlafzimmer. Bishop konnte hören, wie die Kugeln durch den Raum zischten. Es hörte sich an, wie ein aufgebrachter Schwarm

aufgebrachter Hornissen. Einige davon piffen so nah an ihm vorbei, dass es ihm beinahe so vorkam, als könnte er den Luftzug spüren, den sie im Vorbeifliegen erzeugten.

Schließlich verlor er das Gleichgewicht und stürzte zur Seite. Raus aus der direkten Schusslinie des Monsters im Nebenraum.

Er hatte Glück.

Keine weitere Kugel traf ihn.

Claires Sinne kehrten langsam wieder zurück. Zunächst nahm sie nur Geräusche wahr. Sie waren leise und hörten sich an, als wären ihre Ohren mit Wachs verschlossen. Sie glaubte einen Knall zu hören. Vielleicht ist es auch nur Einbildung, dachte sie und lauschte nach weiteren Geräuschen.

Noch bevor sie etwas hörte, wurde sie gepackt und durch den Rahmen des zertrümmerten Fensters gestoßen. Ihre Beine verhakten sich ineinander, sie verlor das Gleichgewicht und fiel vornüber.

Für einen Augenblick sah sie sich

kopfüber drei...

Oh mein Gott!

...Stockwerke tief fallen und vor dem Gebäude auf dem Bürgersteig aufschlagen.

Stattdessen knallte sie mit der Brust gegen die Brüstung der Feuerleiter, die vor ihrem Schlafzimmerfenster an der Fassade des Hauses angebracht war. Instinktiv krallte sie sich daran fest, um auf Nummer sicher zu gehen.

Kalter Herbstwind umwehte ihren Körper und ließ sie erschauern. Gleichzeitig fegte er auch für einen Augenblick jegliche Angst aus ihren Gedanken. Was auch immer gerade vorgefallen war,

dachte sie, sie hatte es überlebt.

Fast! Du bist noch nicht in Sicherheit!

Die Angst kehrte schlagartig wieder zurück, als sie das dumpfe Knattern von Maschinenpistolen vernahm, das aus dem Schlafzimmer drang. Claire war sich sicher: *Diesmal* war es keine Einbildung – hinter ihr wurde gerade aus allen Rohren geschossen.

Ob auf *sie* geschossen wurde, wusste sie nicht. Dennoch hatte sie keine Lust es herauszufinden. Sie ließ die Brüstung los und kauerte sich an die Hausfassade. Gleich darauf vernahm sie das Geheul von Polizeisirenen, die näher zu kommen schienen. Sie konnte jedoch nicht

abschätzen, wie lange es dauern würde, bis die Rettung eintraf. Ihr Gehörsinn kehrte zwar zurück, doch er tat es langsam und unentschlossen.

Statt sich auf die edlen Ritter in blauen Rüstungen zu verlassen, entschloss sie sich dazu, hinunter auf den Bürgersteig zu klettern.

Obwohl sie noch immer nichts sehen konnte, war sie zuversichtlich, dass sie es schaffen konnte, wenn sie sich konzentrierte und in Gedanken ganz bei der Sache blieb. Sie presste sich an die Hausfassade und tastete mit ihrer rechten Hand nach dem Hebel, mit dem die Leiter herausgefahren werden konnte. Mit der anderen hielt sie ihre Handtasche fest, die

ihr immer noch von der Schulter baumelte. Irgendeine Stimme tief in ihrem Inneren sagte ihr, dass sie aufpassen musste, sie nicht zu verlieren. Obwohl Claire diese Stimme weder zuordnen konnte, noch wusste, *woher* sie kam, hielt sie sich an ihre Vorgabe.

Stück für Stück arbeitete sie vor, auf der Suche nach dem Hebel. Gerade als die Fingerspitzen ihrer rechten Hand ihn berührten, schloss sich wieder ein Arm um ihre Brust.

„Keine Angst“, sagte eine Stimme, die Claire bekannt vorkam.

Was danach folgte, fühlte sich an, als würde sie aus einer Kanone geschossen.

Claire empfand das Gefühl befreiend und aufregend zugleich.

Dann verlor sie das Bewusstsein.

32.

Für einen Augenblick blieb Bishop reglos liegen und wartete auf weitere Schüsse. Als keine erklangen, richtete er sich auf und blickte zur Seite. Ein vertrautes Augenpaar blickte ihn an, mit einem Ausdruck blanken Entsetzens. Es war Morales. Er lag auf der Seite, direkt neben Bishop, und starrte ihn an. Durch das Licht

der Straßenlaternen, das durch das zertrümmerte Fenster in den Raum drang, konnte Bishop auch ohne Nachtsichtgerät jede Einzelheit erkennen:

Auf der Stirn von Morales war ein Krater von der Größe eines Silberdollars, durch den man direkt in das Innere seines Schädels blicken konnte. Dahinter war sein gesamtes Gehirn auf Teppich und Möbeln verteilt. Kleine Haarbüschel klebten vereinzelt an der Wand und erinnerten an eine exotische Art von Moos.

Morales Pupillen waren riesig, so als wollte sie den diesen letzten Anblick aufsaugen, um ihn für die Ewigkeit zu bewahren.

Bishop hatte genug gesehen. Er wandte sich ab und blickte wieder in die Richtung des Schlafzimmers. Es war leer.

„Was ist da oben los, verdammt nochmal“, bellte Whitmans Stimme aus dem Walkie-Talkie.

Doch Bishop nahm sie nur am Rande seines Bewusstseins wahr. Anstatt zu antworten, fuhr er mit der flachen Hand an die Stelle, an der ihn das erste Projektil getroffen hatte. Trotz der Handschuhe konnte er spüren, wie ihm Blut durch die Finger lief, immer und immer wieder, im Takt seines eigenen Herzschlags. Als er die Stelle etwas genauer befühlte, merkte er, dass ihm das halbe linke Ohr fehlte. Die losen Ränder waren völlig zerfranst

und fühlten sich an, als wären sie von einem Hund abgerissen worden. Fleischfetzen glitten schmatzend durch seine behandschuhten Finger.

Doch das war nicht alles. Seine gesamte Kopfhaut war aufgerissen – von der Schläfe bis zum Hinterkopf. Wenn es so etwas wie Glück gab, dachte Bishop, dann hatte er seinen Lebensvorrat genau in diesem Augenblick aufgebraucht. Oder zumindest einen verdammt großen Teil davon.

Das Projektil hatte ihn in einem günstigen Winkel getroffen und war am Schädelknochen entlang gewandert, ohne ihn zu durchschlagen.

Es war das anschwellende Geräusch von Polizeisirenen, das Bishop aus seinen Gedanken riss und zurück in die Realität holte. Er sah auf und erkannte, dass Jones gerade das Schlafzimmer inspizierte. Der schwache Schimmer des Nachtsichtgerätes zauberte gespenstische grüne Konturen auf sein Gesicht.

„Die Bestie ist weg. Durchs Fenster getürmt, wie es aussieht“, sagte Jones.

„Und die Frau?“, fragte Bishop und versuchte sich aufzurichten.

„Die ist auch weg.“

Jones kam auf ihn zu, packte ihn am Kragen und half ihm auf die Beine. Die

Polizeisirenen wurden immer lauter.

„Wir müssen hier weg, Boss“, sagte Jones.

„Los, Abzug“, sagte Whitman.

„Und was ist mit Morales?“

Bishop warf noch einen letzten Blick auf den Leichnam zu seinen Füßen, der einst einer seiner besten Männer gewesen war. Und vielleicht auch so etwas, wie ein Freund.

Dann wandte er sich ab.

„Lass die Toten ihre Toten begraben“, sagte er und stürzte hinaus aus der Wohnung.

Jones folgte ihm.

33.

Dunkelheit.

Claires Verstand versank in Dunkelheit. Die Schwärze der Ohnmacht hatte sich über ihren Verstand gelegt, wie ein Grabtuch.

Gedanken flackerten darin auf, ohne Sinn und Zusammenhang, wie Glühwürmchen in einer lauen Sommernacht. Bilder kreisten durch ihren Verstand, wie in

einem Karussell. Viel zu schnell, um sie zu erkennen. Kaum mehr als Farbkleckse, ohne jegliche Konturen.

Doch auch *das* ging vorbei.

Als sie die Augen öffnete, stand sie mitten in einem Wald. Sie spürte den Waldboden unter ihren Füßen und atmete den erdigen Geruch, den sie aus ihrer Kindheit kannte.

Riesige Kiefern drängten sich dicht an dicht, mit knorrigen Stämmen und ineinander verschlungenen Wurzeln. Dazwischen wucherten Krüppelfichten, mit knochigen schwarzen Ästen, die aussahen wie die Gebeine längst verblichener Alpträume.

Es war totenstill.

Das einzige Geräusch, das Claire wahrnahm, war das dumpfe Pochen des Herzens in ihrer Brust.

Sie schaute sich um, suchte nach Hinweisen *darauf*, wo sie war. Doch sie erkannte die Gegend nicht und fand auch keinen Anhaltspunkt, um sich zu orientieren. Dennoch wusste sie *plötzlich* ganz genau, wo sie war.

Die Gewissheit kam einer Eingebung gleich:

Du bist in den Rockwell Heights!

Claire hatte keinen Grund daran zu zweifeln. Sie war wirklich in den

Rockwell Heights, einem verlassenen Landstrich zwischen der Stadt Rockwell und der kanadischen Grenze. Es war ein naturbelassenes Gebiet, ohne Straßen und Siedlungen. Ein Gebiet, in das weder die Papierfabriken, noch die Sägewerke vorgedrungen waren.

Es gab nicht viele Menschen, die diese Gegend kannten. Nur ein paar Einheimische aus Rockwell und Umgebung nutzten sie in den Herbstmonaten zur Jagd. Touristen hingegen blieben ihr meist gänzlich fern. Die Reise dorthin war zu beschwerlich. Der letzte Highway endete 17 Meilen vor den Heights. Von da an war man auf versteckte Trampelpfade angewiesen, über welche die Schlepper zur Zeit der

Prohibition Whiskey über die Grenze geschmuggelt hatten.

In den Frühlingsmonaten, unmittelbar nach der Schneeschmelze, waren dann auch die Schmugglerpfade nicht mehr passierbar. Und den gesamten Sommer über stürzten sich Schwärme von Moskitos auf alles und jeden, der noch einen Tropfen Blut im Körper hatte.

Doch Claire *kannte* die Gegend. Die Erinnerung daran, war zwar etwas eingestaubt, doch je länger sie die Waldluft atmete, umso klarer wurde sie. Der kühle Atem des Waldes fegte den Staub des Vergessens aus ihrem Verstand.

In dieser Gegend war sie früher mit ihrem

Vater jagen gewesen. In diesem Landstrich hatte sie schießen gelernt. Inmitten dieser Wälder hatte sie ihren ersten Waschbären gefangen und ihr erstes Reh geschossen.

Mit Daddy.

Ein Glücksgefühl durchströmte plötzlich ihren Körper und ihre Gedanken. Doch es verflog genauso schnell, wie es gekommen war. Danach drängte sich eine andere Vorstellung in ihren Verstand.

Du musst die Blockhütte erreichen, bevor es dunkel wird! Nachts ist es gefährlich im Wald!

Die Stimme des Traumgesichtes klang

ängstlich und besorgt. Unruhe keimte in Claire. Sie wollte gerade auf ihr Handgelenk blicken, um die Uhrzeit abzulesen, als sie erkannte, dass sie ihre Arme nicht bewegen konnte. Sie blickte an sich selbst hinab und sah, dass sie eine Zwangsjacke trug. Ihre Arme umschlangen ihren Körper, unfähig sich auch nur einen Millimeter weit zu bewegen. Claire zerrte und rüttelte daran, doch es gelang ihr nicht, sich zu befreien.

Wieder erklang die Stimme in ihrem Kopf.

Du musst zur Blockhütte. Im Wald ist es nicht mehr sicher, wenn es dunkel wird!

Schnell!

Claires Besorgnis wuchs mit jedem Wort. Sie wusste, dass sie zur Hütte musste. Doch sie hatte keine Ahnung, *wo* die Hütte war. Die Erinnerung daran begann zu verblassen und der Wald verlor plötzlich jegliches Gefühl von Vertrautheit. Gleichzeitig wurde es immer dunkler. Claire wusste nicht, wie viel Zeit ihr noch blieb, bevor es ganz dunkel wurde. Sie schaute hoch zum Himmel, um sich am Stand der Sonne zu orientieren. Einen Augenblick lang war sie wie erstarrt und konnte ihren Augen nicht glauben.

Der Himmel war...

Oh Gott!

...ein wogendes Meer aus Blut. Riesige

Brecher rauschten darüber hinweg und hinterließen rostig rote Schaumkronen. Wellenberge türmten sich hoch, überschlugen sich mit einem Donnerknall, der den Boden unter Claires Füßen zum Erbeben brachte.

Nur mit Mühe gelang es ihr, sich von dem Anblick zu lösen. Sie atmete tief durch und erkannte, dass auch der Waldgeruch verschwunden war. Nein, nicht verschwunden – er hatte sich verwandelt. Jetzt war es der Geruch eines frisch geöffneten Grabes, der ihr in die Nase stieg. Je mehr sie davon einatmete, umso stärker wurde das Gefühl von Panik in ihren Gedanken.

Claire begann zu laufen. Erst langsam,

dann immer schneller. Sie sprang über Wurzeln und brach durchs Unterholz. Je weiter sie rannte, umso enger standen die Bäume beieinander. Dornen bohrten sich in ihre Schenkel, rissen ihre Haut auf und schnitten sie in Fetzen. Doch Claire ließ sich nicht beirren und lief weiter. Immer weiter, auf der Suche nach der Blockhütte ihres Vaters. Doch je weiter sie kam, umso fremder wurde der Wald.

Über ihr wogte und brodelte das Meer aus Blut. Ein Sturm braute sich zusammen, dachte sie, und beschleunigte ihren Schritt.

Hinter ihr erklang ein Rascheln im Unterholz, doch sie wagte es nicht, sich umzudrehen.

Immer weiter, immer weiter...du schaffst es!

Gleich darauf vernahm sie ein Lachen zur ihrer Rechten. Es war ein hoher, scharfer Laut. Er ging ihr durch Mark und Bein.

Claire beschleunigte ihren Schritt noch weiter, obwohl sie wusste, dass sie dieses Tempo nicht lange würde halten können. Da sie ihre Arme nicht bewegen konnte, musste sie mit weit aufgerichtetem Oberkörper laufen. Nur so gelang es ihr, das Gleichgewicht zu halten. Doch gleichzeitig war es auch sehr anstrengend, sich so fortzubewegen. Seitenstechen bohrte sich wie eine Klinge in ihre Brust und nahm ihr allmählich den Atem. Übelkeit stieg in ihr hoch und ließ sie

würgen. Ein bitterer Geschmack breitete sich in ihrem Mund aus und ihre Zunge war taub und klebte ihr am Gaumen.

Sie wollte gerade über ein Gewirr aus Wurzeln springen, als ihre Kräfte schwanden. Der Sprung war zu kurz. Ihr rechter Knöchel verhakte sich in den Wurzeln und ließ sie taumeln. Sie verlor das Gleichgewicht, fiel vornüber und landete mit dem Gesicht auf dem Waldboden.

Hinter ihr erklang wieder das Lachen. Es schien näher zu sein, als beim letzten Mal.

Claire rappelte sich auf und versuchte aufzustehen. Da sie sich nicht mit den Armen abstützen konnte, gelang es ihr

nicht. Sie rollte nur von einer Seite zur anderen, wie ein Käfer, den man auf den Rücken gelegt hatte. Ihre Füße gruben sich in den Waldboden, fanden jedoch nicht genügend Halt. Sie wollte es gerade ein weiteres Mal versuchen, als sie eine Gestalt erblickte, die hinter einer der Fichten hervor kam. Es war eine Silhouette, kaum mehr als ein Schatten.

„Hallo Claire“, sagte die Gestalt mit weiblicher Stimme.

Obwohl Claire sie nicht sehen konnte, wusste sie *sofort*, wer es war:

Amanda.

„Was machst du denn hier so ganz allein

im Wald, Schwesterherz?“, fragte Amanda und kam ein Stück näher an Claire heran, ohne den Schatten der Bäume zu verlassen. Inzwischen schien für Claire die gesamte Welt nur noch aus Schatten zu bestehen. Nur ein schwacher rötlicher Schimmer gab den Dingen noch Konturen. Über ihr durchzuckte der erste Blitz den blutigen Himmel, gefolgt von einem Donnerschlag, der die gesamte Welt erbeben ließ.

„Hast du dich verlaufen, du armes Ding?“, fragte Amanda. Wieder kam sie einen Schritt näher. Claire konnte trotz der Dunkelheit erkennen, dass ihre Füße den Waldboden nicht berührten.

Oh, mein Gott. Sie schwebt!

Panik umschlang Claires Brust und erschwerte ihr das Atmen. Sie rang nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen. Als sie dann zu der Gestalt emporblickte, sah sie zwei feuerrote Punkte, dort wo eigentlich die Augen sein sollten.

„Warte, ich helfe dir“, sagte Amanda und trat aus den Schatten, bis Claire sie genau erkennen konnte.

Claire blickte in die Augen ihrer Schwester. Sie funkelten...

...wie glühende Kohlen in einem Lagerfeuer.

Darunter rahmten die dünnen Lippen das hässliche Grinsen. Die Zähne waren

gezackt und erinnerten an eine rostige Bärenfalle. Sie waren lang und nach innen gebogen.

Wieder zischte ein Blitz über den blutigen Himmel und tauchte Amandas Antlitz kurz in grelles Licht. Die ganze Welt verblasste für Sekundenbruchteile, doch Amandas Augen glühten dabei nur noch mehr.

„Komm, steh auf“, sagte Amanda. Ihr Gesicht bestand nur noch aus Augen und Zähnen. Dicker Geifer quoll zwischen den Zähnen hervor und lief ihr übers Kinn.

Sie beugte sich zu Claire hinab und hob den Arm. Es war eine Pranke, mit langen schwarzen Krallen. Die Finger sahen auf den ersten Blick aus wie vertrocknete

Zweige. Die Haut war hell, nahezu völlig weiß. Als ein weiterer Blitz über den Himmel sauste, wurde sie fast durchsichtig. Und darunter zeichnete sich ein Gewirr von schwarzen Adern ab, in denen das Blut längst aufgehört hatte zu zirkulieren.

Claire's Füße scharrten immer noch über Waldboden – unfähig genügend Halt zu finden. Noch bevor es ihr gelang, packte sie die Pranke an der Schulter und hob sie auf die Beine. Claire stand der Kreatur, die einst mal ihre Schwester gewesen war, direkt gegenüber.

„Ich habe doch gesagt, ich werde dir helfen“, sagte Amanda.

Noch bevor Claire etwas entgegen konnte, packte sie eine zweite Pranke am Hinterkopf und vergrub sich in ihren Haaren. Dann wurde ihr Kopf nach hinten gerissen.

Claire versuchte, sich zu wehren. Ihr gesamter Körper verkrampfte sich. Sie versuchte mit den Beinen nach der Kreatur zu treten. Versuchte sich von dem Griff zu befreien. Versuchte...

...irgendwas.

Doch es half alles nichts.

Anstatt sich zu befreien, starrte sie nur mit weit aufgerissenen Augen hinauf in das Meer aus Blut, das über ihr am Himmel

wogte.

„Ich werde dir helfen, Schwesterherz“, sagte die Kreatur. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Knurren. Dann beugte sie sich vor und grub ihre Zähne in Claires Hals.

Obwohl es ein Traum war...

Oh bitte, lieber Gott, bitte lass es nur einen Traum sein!

...konnte Claire jede Einzelheit ganz genau spüren:

Sie spürte die Kälte, die von der Kreatur ausging. Spürte, wie die Zähne ihre Haut durchbohrten. Sie konnte sogar fühlen, wie das Blut in warmen Wogen und im

Takt ihres Herzens aus ihrem Hals strömte – direkt in den saugenden und schmatzenden Schlund der Kreatur.

Doch da das war nicht alles. Da war noch eine Empfindung. Eine, die weit schlimmer war - viel schlimmer, als alle anderen zusammen. Ein Gefühl, das sich weit entfernt von ihrem Hals abspielte, inmitten ihrer...

...weiblichen Regionen...

...wie ihre Großmutter es immer umschrieben hatte. Es war ein immer stärker werdendes Prickeln, das in warmen Wogen durch ihren Körper strömte.

Claire gab sich dem Gefühl hin und hörte auf, sich gegen die Kreatur zu wehren. Sie schloss sogar die Augen.

Ihr Körper entspannte sich und sämtliche Muskeln erschlafften, während...

34.

„Das wird jetzt verdammt wehtun, Boss“, sagte Jones.

In der linken Hand hielt er eine Operationsklemme und in der rechten ein Skalpell. Seine Hände sahen riesig aus, so

als wären ihm die Einweghandschuhe mindestens zwei Nummern zu klein. Doch Bishop hatte keine Wahl. Er konnte sich entweder von Jones zusammenflicken lassen oder verbluten.

Ein Krankenhaus oder einen Arzt aufzusuchen, kam nach der Schießerei in der Wohnung nicht infrage. Denn laut geltender Vorschrift, mussten sämtliche Krankenanstalten im Staat New York jede Verletzung der Polizei melden, wenn sie darauf hindeutete, dass sie einer Person im Zusammenhang mit einer Straftat zugefügt wurde.

Genauso gut konnte er daher ins nächstgelegene Polizeirevier gehen und die diensthabenden Beamten fragen, ob *sie*

ihm das Ohr verarzten.

Stattdessen musste er sich mit dem zufriedengeben, was er hatte. Und das, was er hatte, war Jones – ein ehemaliger Fremdenlegionär, der eine spezielle Ausbildung zum Sanitäter absolviert hatte. Und statt eines sterilen Operationssaals, hatte er ein heruntergekommenes Doppelzimmer in einem Motel im Herzen der Bronx. Mit Tapeten, die in den Ecken wie Lametta von den Wänden hingen. Und einem Teppich, der aussah, als hätte man unlängst eine Kuhherde durchs Zimmer getrieben.

Dennoch wusste Bishop, dass er sich glücklich schätzen konnte. Während er noch total vom Schock benebelt gewesen

war, hatte Jones sofort den Ernst der Lage erkannt. Gleich nachdem sie zurück im Wagen waren, hatte er die Wunde provisorisch mit Sekundenkleber geschlossen und ihm anschließend einen Druckverband angelegt. Hätte er das *nicht* getan, wäre Bishop wohlmöglich auf dem Rücksitz des Wagens verblutet.

„Nun mach schon, ich habe nicht die ganze Nacht Zeit“, knurrte Bishop und presste die Zähne zusammen. Seine Kiefermuskeln traten hervor und gleich darauf schoss ein weiterer Blutschwall aus seinem Ohr. Oder *dem*, was davon noch übrig war.

Jones ließ sich davon nicht beirren. Er klemmte das verbliebene Stück des Ohres mit der Klemme ab, dann schnitt er die

überstehenden Fetzen davon ab.

Bishop verzog dabei keine Miene. Stattdessen starrte er nur auf einen fettigen Fleck an der Wand über dem verstaubten Fernsehapparat. Währenddessen fraß sich der Schmerz durch seine Gedanken, wie ein Schwarm Termiten, durch einen morschen Türstock.

Kurz darauf hatte er das Schlimmste hinter sich.

Als Jones schließlich die Hände wieder von seinem Kopf nahm, konnte Bishop das Ausmaß der Amputation erkennen: Fast die gesamte Ohrmuschel baumelte zwischen Jones Zeigefinger und Daumen.

„Tut es sehr weh?“, fragte Jones.

„Wie ein abgerissener Schwanz“, sagte Bishop.

Anschließend wickelte Jones das abgetrennte Stück von Bishops Ohr in eine Mullbinde und entsorgte es im Papierkorb neben dem Bett. Dann kehrte er wieder zu Bishop zurück und besah ein weiteres Mal das Ausmaß der Verletzung.

Als er sich vergewissert hatte, dass die Amputation ausreichend war, setzte er sich auf die Bettkante und kramte das Nähzeug aus seinem Sanitärerkoffer hervor.

„Ich werde jetzt das Ohr und die Wunde

an Ihrem Kopf nähen“, sagte Jones.

„Du brauchst es mir nicht zu erklären“,
presste Bishop zwischen den Zähnen
hervor, „mach’s einfach!“

„OK, Boss“, sagte Jones. Gleich darauf
setzte er den ersten Stich. Verglichen mit
den Schmerzen der Amputation, war das
Nähen für Bishop eine reine Wohltat – er
nahm die einzelnen Stiche kaum wahr.
Seine Gedanken gewannen wieder an
Substanz und mit ihnen kamen auch die
Fragen zurück, die ihm seit der Schießerei
nicht mehr aus dem Kopf gingen.

Während Jones bedächtig einen Stich nach
dem anderen setzte, wanderten Bishops
Augen zu Whitman. Er saß auf einem Stuhl

direkt neben der Eingangstür des Hotelzimmers und hielt eine Waffe mit Schalldämpfer in der Hand.

Sicher war sicher.

Während Bishop seinen Partner beobachtete, gingen ihm allerhand Gedanken durch den Kopf. Gedanken, die sich so klar und deutlich abzeichneten, wie Kiesel auf dem Grund eines kristallklaren Bergsees. Und nahezu jeder dieser Gedanken, warf weitere Fragen auf.

Es waren Fragen, die Bishop einfach keine Ruhe ließen.

„Haben Sie die Frau gesehen, als sie auf

der Feuerleiter war?“, fragte er.

„Reden Sie mit mir, Häuptling?“, fragte Whitman und wandte sich um.

„Ja, verdammt noch mal. Und jetzt beantworten Sie meine Frage.“

„Immer mit der Ruhe“, sagte Whitman. Er erhob sich von seinem Stuhl, durchquerte den Raum und stellte sich neben Jones.

„Ja, ich *habe* die Frau gesehen“, sagte er schließlich.

„Warum haben Sie nicht auf sie geschossen? Sie hatten freies Schussfeld“, fragte Bishop.

„Freies Schussfeld? Sie bringen da etwas

durcheinander, Häuptling. Sie, Morales und Jones waren der Sturmtrupp. Es war *Ihre* Aufgabe, die Frau und den Vampir zur Strecke zu bringen. Ich war nur die Rückendeckung, genau wie die restlichen Männer am Hintereingang des Hauses.“

„Rückendeckung hin oder her, Sie hätten schießen können“, knurrte Bishop. Er wandte sich zu Whitman um und bedachte ihn mit einem funkelnden Blick, „aber Sie haben es nicht getan. Ich will wissen, warum?“

„Stillhalten, Boss. Sie reißen ja die gesamte Naht auf“, sagte Jones und rückte Bishops Kopf wieder zurecht.

„Warum? Ich werde Ihnen sagen, *warum*“,

sagte Whitman, „die Frau stand direkt vor dem Fenster. Ich konnte hören, dass genau hinter ihr in der Wohnung geschossen wurde und die einzige Waffe, die ich am Körper trug, war die, *die* ich gerade in der Hand halte. Eine Pistole vom Kaliber 9 Millimeter.“

„Worauf wollen Sie hinaus?“

„Ich will darauf hinaus, dass man mit einer Pistole dieses Kalibers auf *diese* Distanz keinen präzisen Schuss abgeben kann. Genauso gut hätte ich die Frau verfehlen und Sie oder einen der anderen Jungs treffen können. Die Gefahr war zu groß. *Deswegen* habe ich nicht geschossen. Es war eine reine Vorsichtsmaßnahme.“

Bishop antwortete nicht. Er wusste nicht, was er von Whitmans Worten halten sollte. *Natürlich* hatte Whitman Recht, was das Kaliber der Waffe und die Distanz anbelangte. Dennoch war er mit seiner Antwort nicht zufrieden. Die Operation war nicht so gelaufen, wie geplant. Ein Mann war tot, er war verwundet und der Vampir und die kleine Schlampe liefen immer noch frei herum. Nüchtern betrachtet war die Operation sogar ein totaler Reinfall gewesen.

„Warum haben Sie nicht das Gewehr genommen?“, fragte er und wandte sich wieder zu Whitman.

Jones hatte es inzwischen aufgegeben, Bishop zum Stillhalten zu bewegen.

Stattdessen nähte er einfach weiter, so als sei nichts geschehen.

„Natürlich wollte ich das Gewehr holen, Häuptling. Doch kaum habe ich mich umgedreht, war die Show auch schon zu Ende. Die Frau und die Bestie waren weg.“

„Haben Sie den Vampir gesehen?“, fragte Bishop.

„Ja“, antwortete Whitman, „war ein verdammt hässliches Mistding. Es hat die Frau gepackt und ist dann mit einem Satz auf dem Dach verschwunden, noch bevor ich das Gewehr im Anschlag hatte.“

Jones zog gerade die letzte Naht straff,

verknotete den Faden und schnitt ihn ab. Dann streifte er die Einweghandschuhe ab und warf sie ebenfalls in den Müllkorb neben dem Bett. Er blickte einmal abwechselnd von Bishop zu Whitman.

„Ist was, Jonsey?“, fragte Whitman.

„Nun ja“, sagte Jones, „*vielleicht*, vielleicht aber auch nicht!“

„Raus mit der Sprache“, sagte Whitman.

„Nun, da ist eine Sache, die mir einfach nicht aus dem Kopf geht.“

„Und die wäre?“

„Morales ist tot, der Boss ist verletzt und ich hatte wahrscheinlich einfach nur

Glück, dass das Magazin in der Pistole leer war, bevor die Bestie mich auch erwischen konnte. Dennoch lief die Operation wie am Schnürchen, wenn Sie mich fragen.“

„Wie am Schnürchen?“, knurrte Bishop, „wir haben einen unserer besten Männer verloren. In der Wohnung lief nichts wie am Schnürchen. Rein gar nichts!“

Jones schaute abwechselnd zu Bishop und Whitman. Dabei mahlte sein Unterkiefer, so als wollte er die Worte, die ihm auf der Zunge brannten, zerkleinern, um möglichst wenig Schaden damit anzurichten.

„Ich muss Ihnen widersprechen, Sir“, sagte er schließlich, „der Angriff war

perfekt ausgeführt. Wir haben das Überraschungsmoment optimal genutzt, wir waren in der Überzahl und wir haben schnell und richtig gehandelt.“

„Komm endlich zur Sache, Jonsey“, sagte Whitman.

„Nun ja“, sagte Jones, „es ging alles sehr schnell und die Lichtverhältnisse waren alles andere als optimal. Aber dennoch könnte ich auf das Grab meiner Mutter schwören, dass ich den Dämon tödlich erwischt habe. Morales hat ihn auch getroffen und der Boss auch. Wir alle haben ihn getroffen. Trotzdem ist er vollkommen unversehrt aus der Wohnung spaziert. Und ich glaube nicht, dass das Mistding eine kugelsichere Weste trug –

sie etwa Boss?“

„Nein“, sagte Bishop, „bestimmt nicht.“

Er wusste natürlich, dass er den Dämon getroffen hatte. Dass sie ihn alle getroffen hatten. Trotz des Schocks, der Verletzung und des Schmerzes, konnte er sich noch deutlich an seine durchsiebte Brust erinnern.

Dennoch hätte er es vorgezogen, diese Information für sich zu behalten. Zumindest *so* lange, bis alle Eventualitäten geklärt waren. Denn in seinem Business waren es gerade die *Eventualitäten*, die sich einem manchmal wie ein Strick um den Hals legen konnten.

Deswegen musste natürlich erst die verbliebene Munition in den Gewehren überprüft werden. Denn selbst wenn man für den Vatikan in den Krieg zog, war man vor Fehlern nicht gefeit.

Vielleicht waren die Patronen nicht für den Kampf mit Vampiren präpariert worden. Ebenso gut konnte es zu einer Verwechslung gekommen sein. Statt einer präparierten Munitionskiste hat vielleicht einer der Kardinäle oder vielleicht sogar ein betrunkenener Schweizer Gardist, eine unbehandelte Kiste in die Staaten verschifft.

Diese beiden Möglichkeiten würden natürlich erklären, warum die Schüsse auf den Dämon keinerlei Wirkung gezeigt

hatten. Erst *nachdem* sie geklärt und endgültig aus der Welt geschafft waren, durfte er sich der letzten Möglichkeit hingeben, die sich ihm bot.

Der Möglichkeit, dass es sich bei dem Vampir aus der Wohnung, um einen der Hybriden handelte. Ein Mischwesen, nach dem die Organisation bereits seit mehr als 50 Jahre suchte und mit dessen Hilfe die Vampirseuche ein für alle Mal aus der Welt geschafft werden konnte.

Aus irgendeinem Grund hatte ihn genau diese Ahnung bereits am Flughafen beschlichen. Die Ahnung, dass es sich bei diesem Dämon, um einen ganz besonderen handeln würde. Der Gedanke hatte in seinem Verstand gekeimt und seine

Sprossen in alle Richtungen gereckt. Und jetzt, nach dem Ausgang der Schießerei war aus der Ahnung beinahe so etwas wie Gewissheit geworden.

„Was halten Sie davon, Häuptling?“, fragte Whitman, „haben wir es mit einer von diesen Laborratten der Nazis zu tun?“

Bishop kam es so vor, als hätte Whitman seine Gedanken gelesen. Er schaute zu ihm auf, ohne eine Miene zu verziehen.

„Das ist sehr unwahrscheinlich“, log er, „sehr, sehr unwahrscheinlich. Immerhin handelt es sich dabei um nichts weiter, als um einen Mythos. Wir sollten lieber die Munition überprüfen, statt Hirngespinsten hinterher zu jagen.“

Er hielt einen Augenblick inne und ordnete seine Gedanken. Dann fuhr er fort:

„Ich glaube es hat bei der Organisation eine Verwechslung gegeben. Fordern Sie sofort neue Munition für sämtliche Waffen an.“

Bishop konnte eine Regung auf Whitmans Gesicht erkennen. Es war nur ein kurzes Aufblitzen. Ein kleiner Riss, in seiner sonst so kühlen und teilnahmslosen Maske der Gleichgültigkeit.

Dennoch war er sich sicher:

Es war Unglauben, was auf Whitmans Gesicht aufblitzte. Whitman glaubte ihm nicht. Doch das war nicht alles. Vielleicht

führt er sogar etwas im Schilde, dachte Bishop und der Gedanke daran mahnte ihn zur Vorsicht.

Für den Bruchteil einer Sekunden kreuzten sich ihre Blicke, wie die Klingen bei einem Duell. Dann wandte sich Whitman ab und bezog wieder Posten auf dem Stuhl neben der Zimmertür.

Bishop hingegen kehrte in Gedanken zu den Geschehnissen am Flughafen zurück. Zurück zu dem Augenblick, als er Ceres die Lichter ausgeblasen hatte.

Und *wieder* dauerte es nicht lange, bis das Gesicht von Ceres in seiner Vorstellung verschwand und durch Whitmans Gesicht ersetzt wurde.

Beim Gedanken daran, Whitman zu töten, ging ein fiebriger Schauer durch seinen Körper.

Trotzdem durfte er nichts überstürzen, sondern musste auf eine günstige Gelegenheit warten.

Und so, wie sich die Dinge inzwischen entwickelt hatten, ahnte Bishop, dass seine Chance wahrscheinlich schon bald kommen würde.

Sehr bald.

...während ein Orgasmus durch Claires Körper rauschte. Das Gefühl war so intensiv und überragend, dass es sämtliche Gedanken aus ihrem Kopf spülte. Und mit ihnen auch die Angst.

Im gleichen Augenblick, in dem sie sich dieser Empfindung bewusst wurde, begann sich das wogende Meer über ihr zu verändern. Zuerst bekam es kleine Risse, die sich jedoch schnell ausbreiteten. Auch die Farben verblassten mit jedem Herzschlag und der Anblick wurde erst durchsichtig und verschwand dann völlig.

Claire wachte auf.

Das Erste, was sie wahrnahm, war, dass sie in einem Bett lag und mit einem Laken zugedeckt war. Gleich darauf schoss ihr ein zweiter Gedanken durch den Kopf und erfüllte sie mit Freude:

Ich kann sehen. Oh, mein Gott, ich kann wieder sehen!

Was auch immer es gewesen war, das ihr die Seekraft geraubt hatte – es war weg. Es kam ihr noch immer so vor, als würde sie die Welt um sich herum durch einen milchigen Schleier wahrnehmen. Aber sie ahnte, dass auch das bald vorüber sein würde.

Sie richtete sich auf und besah den Raum, in dem sie war. Es war dunkel und roch

staubig. Der Raum hatte keine Fenster und lieferte ihr auch ansonsten keine Anhaltspunkte dafür, *wo* sie sich befand. Eine nackte Glühbirne, die an einem Kabel von der Decke hing, war die einzige Lichtquelle. Claire blickte sich weiter um und erkannte, dass nur eine einzige Tür von dem Raum abführte.

Die anfängliche Freude über die zurückgekehrte Sehkraft wich der Angst davor, dass sie womöglich gegen ihren Willen festgehalten wurde. An einem Ort, den sie nicht kannte. Von jemandem, der ihr, angesichts der Ereignisse der vergangenen Nacht, bestimmt nicht wohlgesonnen war.

Du musst versuchen abzuhausen!

Dieser Impuls war es, der ihr Denken wieder in Schwung brachte. Sie musste versuchen zu fliehen. Und die einzige Möglichkeit, das zu schaffen, war es, den Raum so schnell wie möglich zu inspizieren und sich vielleicht dadurch einen Vorteil zu verschaffen. Denn wer auch immer sie dort festhielt, würde bestimmt bald wieder zurückkommen.

Und dann wäre es besser, nicht mit leeren Händen dazustehen, dachte sie. Sie musste irgendetwas finden, mit dem sie sich verteidigen konnte.

Claire wollte gerade aufstehen, als das Laken von ihrem Körper glitt und sie merkte, dass sie vollkommen nackt war. Gleichzeitig erkannte sie, dass ihre

gesamte linke Körperhälfte mit Wunden übersät war. Schnitte, Kratzer und Schürfwunden überzogen ihre Flanke und auf den ersten Blick konnte sie erkennen, dass es ihren Arm am schlimmsten erwischt hatte. Doch obwohl die Wunden sehr frisch aussahen, spürte sie keinen Schmerz. Nicht einmal das kleinste Ziehen oder Ziepen.

Als sie daraufhin ihren Arm etwas genauer untersuchte, konnte sie erkennen, dass einige der Wunden genäht worden waren. Fachmännisch und sehr präzise. Die Einstiche waren sauber und ordentlich ausgeführt. Die Enden professionell verknotet...

„Keine Angst“, erklang eine

Männerstimme, „es werden keine Narben zurückbleiben.“

Claire zuckte zusammen, zog aber trotz des Schrecks instinktiv das Laken hoch, um ihre Blöße zu verbergen. Erst *dann* blickte sie in die Richtung, aus der die Stimme erklungen war.

Sie sah, dass die Tür offen stand und dass ein unbekannter Mann den fensterlosen Raum betreten hatte. Doch je länger sie ihn ansah, umso mehr glaubte sie zu wissen, dass sie sein Gesicht bereits zuvor gesehen hatte. Die Sekunden verstrichen...

Denk nach! Denk nach!

...und dann kehrte die Erinnerung zurück.

*In deiner Wohnung! Das ist der
Unbekannte aus der Wohnung!*

„Was wollen Sie von mir?“, fragte Claire. Die Selbstsicherheit war völlig aus ihrer Stimme gewichen. Sie war den Tränen nahe.

„Ich wollte Ihnen Frühstück bringen“, sagte der Unbekannte und hob die Arme. Erst dann erkannte Claire, dass er ein Tablett trug, auf dem allerlei Dinge standen.

Anstatt auf irgendeine Regung von ihr zu warten, durchquerte der Unbekannte den Raum und setzte das Tablett auf dem

Nachttisch neben dem Bett ab. Claire erkannte darauf eine Karaffe Orangensaft, frische Brötchen und Spiegeleier mit Speck. Auch Besteck lag in eine Serviette gewickelt neben dem Teller. Eine Gabel und ein Brotmesser. Claire besah die Klinge des Messers und fragte sich, ob es sich als Waffe eignen würde.

Besser als nichts!

„Sie haben doch Hunger, oder?“, fragte der Unbekannte und schenkte ihr ein Lächeln.

„Aber vielleicht wollen Sie sich auch erst anziehen“, fuhr er fort, „Ihre Kleidung war nicht mehr zu retten. Aber ich habe ihnen frische Sachen dort auf die Kommode

gelegt. Ich hoffe sie passen Ihnen. So auf die Schnelle habe ich natürlich keine Zeit gehabt, Ihre Konfektionsgröße zu nehmen. Aber ich denke, es sollte halbwegs passen.“

Er deutete mit der Hand auf die andere Seite des Bettes, in Richtung einer Kommode, die an der Wand stand. Claire blickte rasch hin und erkannte tatsächlich einen gebügelten Stapel Kleidung, ihre Handtasche und was vielleicht das Wichtigste war...

Gott sei Dank!

...ihre Pistole.

Instinktiv fuhr ihre Hand unter dem Laken

hervor und schloss sich um den Griff der Waffe. Sekundenbruchteile später zielte sie bereits auf den Kopf des Unbekannten. Dieser zeigte keinerlei Regung, sondern stand einfach nur da und musterte sie.

Doch kaum hatte Claire auf ihn angelegt, erinnerte sie sich auch an die Geschehnisse von vergangener Nacht. Sie hatte mehrmals auf ihn geschossen und es hatte nichts gebracht. Absolut nichts.

Stattdessen...

...hat er sich in ein verdammtes Monster verwandelt!

Claire senkte die Pistole und legte sie neben sich aufs Bett. Es kostete sie einiges

an Überwindung die Waffe zu senken. Dennoch ahnte sie, dass sie damit kaum etwas ausrichten konnte, um ihre Lage zu verbessern. Den Unbekannten grundlos zu verärgern hingegen, würde ihre Lage bestimmt nicht verbessern.

In ein verdammtes Monster!

„Verzeihen Sie bitte“, sagte sie mit gefasster Stimme, „ich habe vergessen, dass Sie immun gegen Blei sind.“

Der Unbekannte lächelte wieder und verschränkte dann die Arme vor der Brust.

„Immun nicht gerade“, sagte er, „es verursacht fast immer ein leichtes Kitzeln und zudem ruiniert es mir meine komplette

Garderobe.“

Claire zwang sich ebenfalls zu einem Lächeln.

„Ich werde Sie jetzt allein lassen“, fuhr der Unbekannte fort, „ziehen Sie sich an und essen Sie einen Happen. Dann müssen wir einiges bereden.“

Claire war überrascht von der Leichtigkeit, mit der er mit ihr sprach. Es kam ihr für einen Augenblick beinahe so vor, als würde sie nicht gegen ihren Willen in einem Verlies festgehalten. Vielmehr erinnerte sie die Situation an einen Besuch bei Freunden, die sich um einen sorgten.

„Ach, verzeihen Sie bitte meine Unhöflichkeit“, sagte der Unbekannte und beugte sich zu Claire hinab, „mein Name ist George. George Powell.“

Er streckte Claire die Hand hin. Sie hielt einen Augenblick inne und besah sie. Erst nachdem sie sich vergewissert hatte, dass sich die Hand nicht in eine Klaue verwandeln würde, griff sie danach.

„Claire“, sagte sie, „Claire Hagen.“

„Ich weiß“, sagte er, „ich kenne Ihre Kolumne.“

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, wandte er sich ab und verließ den Raum. Er schloss zwar die Tür hinter sich, doch

Claire konnte nicht hören, dass ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde.

Vielmehr war das einzige Geräusch, das sie vernahm, das Klappern von Absätzen, die sich hinter der Tür entfernten.

36.

„Und?“, fragte Bishop.

Seine Stimme hörte sich müde an. Er hatte die ganze Nacht nicht geschlafen, sondern war nur auf dem Doppelbett gelegen, hatte an die Wand gestarrt und überlegt.

Der Blutverlust hatte dafür gesorgt, dass er unentwegt Durst hatte und deswegen nicht zur Ruhe kam. Für Bishop war das nichts Neues. Er war schon mehrmals angeschossen worden und *wusste* daher, dass der Körper dadurch versuchte, den Flüssigkeitshaushalt wieder auf Vordermann zu bringen.

„Nichts“, sagte Whitman.

„Gar nichts?“

„Nun ja, zumindest wissen wir, in *welche* Richtung die Frau geflüchtet ist. Unser Informant bei *AT&T* hat mir die Auszüge der Verbindungsprotokolle für den Großraum New York City geschickt. Daraus ist ersichtlich, wann und von

welchem Standort sie ihr Mobiltelefon benützt hat. Außerdem habe ich mich mithilfe eines Generalpasswortes auf dem Zentralserver eingeklinkt. Von nun an empfangen wir jedes Signal in Echtzeit.“

„*Hat* sie es denn benützt?“, fragte Bishop und richtete sich im Bett auf, „ihr Mobiltelefon, meine ich.“

„Nein, sie hat nicht damit telefoniert, wenn Sie das meinen, Häuptling.“

„*Aber?*“

„Aber der aktive Aufbau von Verbindungen ist nur ein Teil der Protokolle, die ein Mobilfunkanbieter vorübergehend speichert“, sagte Whitman

und wandte sich zu Bishop um, „darüber hinaus wird auch gespeichert, bei *welchem* Sendemast sich das Mobiltelefon einwählt. Dadurch lässt sich ein Bewegungsmuster rekonstruieren.“

„Mit Datum und Uhrzeit?“, fragte Bishop.

„Ja, alles sogar auf die Sekunde genau und mit exakten GPS-Daten versehen.“

Trotz der Müdigkeit huschte ein Lächeln über Bishops Lippen.

„Wo ist die Frau *jetzt*?“, fragte er und erhob sich vom Bett. Er durchquerte den Raum und stellte sich neben Whitman, der am Schreibtisch saß. Dann beugte er sich hinab und warf einen flüchtigen Blick auf

den Bildschirm des Laptops, an dem Whitman arbeitete. Dicht gedrängte Zahlenkolonnen huschten über den Bildschirm, ohne, dass Bishop darin ein Muster erkennen konnte. Dann richtete er sich wieder auf.

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Häuptling. Sie ist jedenfalls nach Norden geflüchtet. Anfangs hat sich ihr Mobiltelefon sporadisch bei vielen unterschiedlichen Masten eingewählt. Sie hat, wenn Sie so wollen, eine nahezu gerade Linie auf der Landkarte beschrieben.“

Das Grinsen auf Bishops Gesicht wurde immer breiter.

„Sie sind *geflogen*“, sagte er, „über die Dächer.“

Obwohl er Whitman jede Information förmlich aus der Nase ziehen musste, hielt sich sein Unmut darüber in Grenzen. Vielmehr war es inzwischen die keimende Zuversicht, die seine Gedanken beherrschte. Die Zuversicht *darüber*, dass sie wieder eine Spur hatten.

Vielleicht nur eine kleine, aber immerhin.

„Das sehe ich auch so“, sagte Whitman, „aber nicht lange. Nach etwa drei Minuten müssen sie ihre Flucht in einem Fahrzeug fortgesetzt haben. Das Bewegungsmuster entspricht in etwa dem Schachbrettmuster der Straßenkarten.“

„Verstehe“, sagte Bishop, „wie lange sind sie gefahren?“

„Ungefähr eine halbe Stunde.“

„Und dann?“

„Tja“, seufzte Whitman, „dann ging das Signal verloren. Von einer Sekunde auf die andere.“

„Sie hat das Mobiltelefon ausgeschaltet?“

„Nein, das glaube ich nicht. Ein Mobiltelefon, das ausgeschaltet wird, sendet noch einen letzten Impuls an den Mobilfunkmast, bei dem es eingewählt ist. Sie müssen sich das ungefähr so vorstellen, wie einen Arbeiter, der kurz pissen geht und sich bei seinem

Vorgesetzten abmeldet. Das war hier nicht der Fall. Das Signal ist einfach abgerissen.“

„Was hat das zu bedeuten?“

„Das kann zweierlei bedeuten“, sagte Whitman, „entweder sie hat das Mobiltelefon zerstört worden oder...“

„Oder?“

„...sie hat ein Gebäude betreten, in dem sie keinen Empfang mehr hatte.“

Bishop wandte sich ab und verschränkte die Hände hinter dem Kopf.

Währenddessen wirbelten unzählige Gedanken durch seinen Verstand. Er wusste, dass die Spur nicht gerade

vielversprechend war. Immerhin konnte die Frau inzwischen bereits über alle Berge sein. Und der Vampir auch. Trotzdem konnten sie jetzt nicht aufgeben, dachte er. Es stand zu viel auf dem Spiel.

Bishop ging zum Fenster, zog die Vorhänge beiseite und warf einen Blick hinunter auf die Straße. Zwei schwarze Geländewagen parkten auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Vier Männer standen davor, rauchten und unterhielten sich. Einer davon war Jones. Er war zu den anderen Jungs hinausgegangen, um sich ein bisschen die Beine zu vertreten. Immer wieder blickte er zum Fenster des Zimmers hoch, so als wollte er sich vergewissern, dass alles in Ordnung war. Als er Bishop am Fenster

erblickte, nickte er ihm zu. Bishop nickte zurück. Die Geste bedeutete, dass alles in Ordnung war.

Doch *nichts* war in Ordnung, dachte Bishop und wandte sich vom Fenster ab. Morales war tot, er war verwundet und die Frau und der Vampir waren ihnen durch die Lappen gegangen. Sie mussten handeln, bevor selbst diese kleine Spur bis zur Unkenntlichkeit verwischt wurde.

„Was machen wir jetzt?“, fragte Whitman.

„Wie groß ist das Gebiet, das von diesen Sendemasten abgedeckt wird?“

„Ein Mast hat Kapazitäten für eine Fläche von etwa 100 Metern Durchmesser. In

abgelegenen Gegenden sind die Kapazitäten natürlich höher. Aber da wir uns praktisch am Bauchnabel der freien Welt befinden, gibt es keine einzigen Straßenzug mehr, der nicht über mindestens einen eigenen Mast verfügt.“

„Wissen Sie bei welchem Sendemast sie als letztes eingewählt war?“

„Ja, ein Mast im Norden der Stadt, auf der anderen Seite des Flusses.“

„Bowery?“

Whitman warf einen Blick auf den Bildschirm des Laptops, auf dem der Stadtplan von New York City zu sehen war.

„Ja“, sagte er, „Bowery.“

37.

Claires Hunger regte sich erst, als sie den ersten Bissen von den Spiegeleiern nahm. Kurz huschte ihr der Gedanke durch den Kopf, dass das Essen vielleicht vergiftet war. Sie hielt einen Moment inne – den Mund voller Spiegeleier und ein Brötchen in der Hand. Dann kaute sie weiter. Warum hätte sich der Unbekannte...

George!

... die Mühe machen sollen, sie zu verarzten, wenn er ohnehin vorhatte, sie zu vergiften?

Das macht keinen Sinn!

Dieser Gedanke klang plausibel, selbst für eine derart verängstigte Frau, wie sie. Von da an, schlang sie fast, ohne zu kauen. Sie hatte den gesamten letzten Tag nur von Kaffee und Kaugummis gelebt und es tat verdammt gut, wieder etwas Warmes zwischen den Zähnen zu haben.

Als sie das letzte Stück Brot gegessen hatte, trank sie das Glas mit dem Orangensaft in einem Zug leer. Dann schenkte sie sich ein weiteres Glas ein und trank auch dieses zur Hälfte.

Anschließend stellte sie das Tablett zurück auf das Nachtkästchen und wandte sich zu den Klamotten auf der Kommode um.

Sie schlüpfte unter dem Laken hervor und begann sich anzuziehen. Obwohl George, wie er selbst gesagt hatte, ihre Konfektionsgröße nicht gekannt hatte, so passten die Sachen dennoch ziemlich gut. Selbst ein Höschen und ein BH waren dabei. Darüber trug sie eine Jeans, ein T-Shirt und darüber wiederum ein Flanellhemd, das einen sehr männlichen Schnitt hatte. Es war ihr ein bisschen zu groß. Deswegen knöpfte sie es nicht zu, sondern krepelte die Ärmel hoch, damit sie nicht störten.

Nachdem sie angezogen war, griff sie nach ihrer Handtasche und warf einen Blick auf ihr Mobiltelefon. Sie erkannte sofort, dass sie kein Netz hatte, und verstaute es wieder. Ihre Hand streifte etwas Kühles. Sie griff danach und holte es heraus. Es war die silberne Schachtel, die John ihr am Flughafen gegeben hatte. Beim Gedanken *daran*, was mit John passiert war, krampfte sich ihr Herz einen Augenblick zusammen und sie bekam ein flaues Gefühl im Magen.

Claire betätigte den Druckknopf an der Seite der Schachtel. Der Deckel sprang auf und offenbarte ihr den Blick auf die beiden Phiolen und das goldene Kettchen mit dem gekreuzigten Christus.

Gleich darauf schlich sich Johns Stimme in Claires Gedanken. Sie konnte sie klar und deutlich hören, so als würde sie in diesem Augenblick von Angesicht zu Angesicht mit ihm sprechen:

...die linke Phiole enthält konzentriertes Wildrosenöl und die rechte Weihwasser aus dem Petersdom...

Und gleich darauf:

...das sind die beiden einzigen Mittel, von denen ich sicher weiß, dass sie Vampire abschrecken...

Claire wusste noch *immer* nicht, was sie davon halten sollte. Dennoch übte der Inhalt der Schachtel plötzlich einen

besonderen Reiz auf sie aus. Weniger die Phiolen, als das goldene Kettchen mit dem Anhänger.

Sie wickelte das Ende des Kettchens um ihren Zeigefinger und zog es vorsichtig aus der Schachtel. Dann ließ sie den Anhänger einige Augenblicke vor ihren Augen baumeln.

Das Kettchen sah auf den ersten Blick in keiner Weise besonders aus. Es war eine gewöhnliche Halskette mit einem ebenso gewöhnlichen Anhänger. Derartige Halsketten musste es millionenfach geben, dachte sie.

Wieder erklang Johns Stimme, so als wollte sie Claire gleich eines Besseren

belehren.

...meines Wissens ist das Kreuz die effektivste Waffe gegen die Dämonen...

Es war zwar nur eine Erinnerung – doch die Intensität, mit der sie kam, war beunruhigend. Ein Schauer ergriff Claire und ihre Nackenhaare sträubten sich. Für einen Augenblick stand sie wie erstarrt da. Das Kreuz baumelte vor ihrem Gesicht, wie das Pendel einer Wahrsagerin. Ein schwacher Schimmer überzog das Gesicht des Heilands und plötzlich überkam sie ein Impuls. Er entsprang den Tiefen ihres Unterbewusstseins – einem Ort, der für Verstand und Vernunft gleichermaßen ein weißer Fleck auf der Landkarte war.

Claire folgte ihm.

Sie nahm das Kettchen von ihrem Finger, öffnete den Verschluss und legte es um den Hals. Nachdem der Verschluss wieder zugeschnappt war, schob sie den Anhänger unter das T-Shirt, um ihn zu verstecken. Das Metall fühlte sich kalt auf ihrer Haut an, erwärmte sich aber schnell. Bald spürte sie es gar nicht mehr.

Anschließend schloss sie die silberne Schachtel und verstaute sie wieder in ihrer Handtasche.

Im gleichen Augenblick ging hinter ihr die Tür auf und George betrat den Raum.

38.

Bishop saß auf dem Beifahrersitz des Wagens. Jones fuhr und Whitman gab vom Rücksitz aus die Fahrtrichtung durch.

Es war kurz nach neun Uhr morgens und die Straßen begannen sich allmählich wieder zu lichten. Dennoch ging die Fahrt nur langsam voran.

„Gibt es denn keine andere Route?“, fragte Bishop und wandte sich zu Whitman.

„Klar *gibt* es die“, sagte Whitman, „aber auf der Brooklyn Bridge hat es einen

Unfall gegeben. Der Verkehr staut sich dort bis nach Downtown. Schneller geht's nicht, Häuptling.“

Bishop wandte sich wieder ab und starrte durch die Windschutzscheibe in das Gewühl auf der Straße. Hupen hallten durch die Häuserschluchten, Fahrradkuriere schlängelten sich zwischen den Fahrzeugen hindurch und ein nicht versiegender Strom von Fußgängern ergoss sich über die Gehwege und Zebrastreifen.

Er konnte nicht begreifen, warum in aller Welt so viele Menschen unbedingt hier in diesem Moloch leben wollten. Inmitten einer schmutzigen und stinkenden Betonwüste. New York City erinnerte ihn

seit jeher an eine hässliche Frau, die zu viel Make-up trug, um ihre Makel zu kaschieren. All die blinkenden Lichter, die protzigen Glastürme und die Edelboutiquen waren für ihn nichts weiter, als eine Maske, hinter der sich die ekelerregende Fratze dieses pulsierenden Monsters zu verstecken suchte.

Schwindel fegte durch seine Gedanken und ließ die Welt vor seinen Augen für einen Augenblick verschwimmen. Er wusste, dass es sich dabei um eine Nebenwirkung der Schmerzmittel handelte und nicht um die körperlichen Symptome seiner Abneigung gegen die Stadt. Dennoch schloss er kurz die Augen und wartete darauf, dass sich das Durcheinander in seinem Kopf legte. Er

sperrte die Welt für einen Moment aus und schlug ihr die Tür vor der Nase zu, wie einem lästigen Staubsaugervertreter.

„Ich denke wir haben ein Problem, Häuptling“, sagte Whitman.

„Was gibt's?“, fragte Bishop, ohne die Augen zu öffnen.

„Das müssen Sie sich ansehen!“

Bishop zögerte einen Augenblick. Dann öffnete er die Augen. Der Schwindel hatte sich gelegt. Er wandte sich zu Whitman um, der einen Laptop auf seinem Schoß liegen hatte. Er hatte den Bildschirm inzwischen zu ihm umgedreht.

Das Erste, was Bishop darauf erkannte,

war ein Artikel. Die Überschrift lautete:
„VERDÄCHTIGER IM
FLUGHAFENMORD AUF
ÜBERWACHUNGSKAMERA
FESTGEHALTEN.“

Das Zweite, was er sah, war sein eigenes
Antlitz. Es war eine grobkörnige
Fotografie und sah aus, wie das Standbild
einer Videoaufzeichnung. Dennoch war er
gut darauf zu erkennen. Außerdem lieferte
es ihm einen Hinweis darauf, *wann* und
wo das Bild aufgenommen worden war.
Hinter sich auf dem Foto erkannte er die
Toilettentür auf dem Flughafen. Es musste
daher unmittelbar dann aufgenommen
worden sein, nachdem er mit Ceres
abgerechnet hatte.

Bishop blickte von dem Bildschirm auf und sah Whitman an.

„Wie viel wissen Sie?“, fragte er.

„Nicht viel“, antwortete Whitman, „bis auf dieses Bild, haben sie nichts in der Hand. Die Mission ist nicht gefährdet, wenn Sie das meinen. Wir sollten von nun an nur möglichst wenig Aufsehen erregen.“

„Gut“, sagte Bishop und wandte sich wieder ab, „sehr gut sogar.“

Insgeheim hatte er damit gerechnet, dass sein Gesicht früher oder später mit der Tat in Verbindung gebracht werden würde. Immerhin wurden die Flughäfen in den

Vereinigten Staaten sehr gut überwacht. Es gab nahezu keinen Millimeter, der nicht von Kameras abgedeckt wurde. Daher war es nur logisch, dass man ihn beim Verlassen der Toilette gefilmt hatte.

Wahrscheinlich auch davor und danach. Mit Sicherheit sogar.

Dennoch redete er sich ein, dass er keine andere Wahl gehabt hatte. Immerhin wollte Ceres verschwinden und eine Gefangennahme kam aufgrund des Ortes nicht in Frage. Er hatte das einzig Richtige getan, dachte er.

Das einzig RICHTIGE, verdammt noch mal!

Dieser Gedanke fegte sämtliche Zweifel aus seinem Verstand und sorgte dafür, dass er sich entspannte.

„Wie weit ist es noch?“, fragte er.

Er schloss wieder seine Augen und lehnte sich im Sitz zurück.

„Kommt auf den Verkehr an“, sagte Whitman, „es dürfte aber nicht länger als eine halbe Stunde dauern.“

„Ausgezeichnet“, sagte Bishop.

„Setzen Sie sich“, sagte George.

Sie hatten das Zimmer verlassen, in dem Claire aufgewacht war, und waren anschließend eine Treppe hinaufgegangen. George war vorangegangen und Claire war ihm gefolgt – wenn auch ein bisschen zögerlich.

Anschließend hatten sie einen sonnendurchfluteten Flur durchquert, dessen Fenster ihr einen Ausblick auf ein riesiges Grundstück gewährten, das zu allen Seiten von hohen Bäumen umgeben war. Erst zu diesem Zeitpunkt wurde Claire klar, dass sich der Raum, in dem sie wieder zu sich gekommen war, im

Keller befunden haben musste.

Deswegen hattest du auch kein Netz!

„...trinken Sie ihn am liebsten?“, fragte George und riss Claire aus ihren Gedanken. Sie hatte inzwischen an dem runden Küchentisch Platz genommen und ihre Arme auf der Tischplatte verschränkt.

„Wie bitte?“, fragte Claire.

„Ich wollte wissen, wie Sie Ihren Kaffee am liebsten trinken“, sagte George, der neben der blubbernden Kaffeemaschine stand.

„Schwarz“, sagte Claire und zwang sich zu einem Lächeln.

George nickte. Dann wandte er sich wieder von ihr ab und wartete darauf, dass die Kaffeemaschine fertig wurde.

In der Zwischenzeit blickte sich Claire in dem Raum um, der aufgrund der Ausstattung offensichtlich die Küche des Hauses war.

Alles was sie sah, deutete auf einen erlesenen Geschmack hin. Die Küchengeräte waren alle von teuren ausländischen Herstellern, die Anrichte sah auf den ersten Blick aus, wie schwarzer Marmor und die Maserung der Küchenzeile und der restlichen Möbel, erinnerte Claire an eine ganz besondere Art von Holz. Ein Holz, dessen Name ihr jedoch beim besten Willen nicht einfallen

wollte.

Nein, kein Mahagoni...aber vielleicht ist es Teak?

Doch trotz all der schönen und teuren Gegenstände, erkannte Claire sofort, dass etwas in dem Raum nicht stimmte. So waren beispielsweise sämtliche Wände mit Rechtecken überzogen, die sich farblich von dem Rest der Wand abhoben. Sie waren heller und zudem ragte an der Oberseite eines jeden Rechteckes ein Nagel aus der Wand.

Die Eingebung kam schlagartig und mit ihr auch die Gewissheit darüber, wo sie sich befand.

Bowery!

Sie war in dem Haus in Bowery. Dem Haus, das John ausgeraubt hatte. Die hellen Rechtecke deuteten auf die Bilder hin, die John und sein Partner hier abgestaubt hatten. Wieder schlich Johns Stimme auf leisen Sohlen in Claires Verstand:

...das Haus war eine echte Goldgrube. Überall Gemälde, teurer Schnickschnack und kostbare Teppiche...

Doch das war nicht alles. Erst auf den zweiten Blick merkte Claire, dass auch einige Geräte in der Küchenzeile fehlten. Dort wo wahrscheinlich die Mikrowelle hätte sein müssen, klaffte ein schwarzes

Loch, aus dem ein Kabel hing, wie eine Zunge aus einem zahnlosen Mund.

Claire war sich sicher: Sie *war* in dem Haus, von dem John erzählt hatte. Im Haus des...

...Vampirs!

Die Kaffeemaschine hörte auf zu blubbern. George goss zwei Tassen ein und setzte sich zu Claire an den Tisch.

„Danke“, sagte Claire.

„Gern geschehen“, antwortete George.

Dann saßen sie einige Augenblicke lang nur da und blickten stumm auf die Tassen. Schließlich blickte Claire auf. George

ebenfalls. Ihre Blicke trafen sich.

„Wir müssen reden“, sagte sie.

„Allerdings“. sagte George.

Claire nahm den ersten Schluck von ihrem Kaffee. Über den Rand ihrer Tasse hinweg betrachtete sie ihren Gastgeber. Zum ersten Mal, seit sie ihn gesehen hatte, nahm sie ihn als reale Person wahr. Und nicht als...

...Monster...

...Unbekannten, der sie in ihrer Wohnung überfallen hatte.

Das erste, was Claire auffiel, war, dass sie Mühe damit hatte, sein Alter zu

schätzen. Auf den ersten Blick sah er aus, wie Mitte dreißig. Doch wenn sie genauer hinsah, merkte sie, dass das unmöglich stimmen konnte. Seine Haut war zu glatt und die Augen zu lebendig. Trotz des Dreitagebartes, konnte sie sehen, dass er kaum Falten hatte. Weder um den Mund, noch auf der Stirn. Keine Krähenfüßchen. Dichtes Haar. Perfekte Zähne. Sie wurde einfach nicht schlau aus dem, was sie sah. Sein Gesicht kam ihr vor, wie eine optische Täuschung – ein Anblick, der Augen und Verstand gleichermaßen verwirrte.

„Was wollen Sie wissen?“, fragte George, ohne den Blick von seiner Tasse zu nehmen. Vielmehr starrte er in die aufsteigenden Dampfschwaden, so als

versuchte er eine versteckte Botschaft darin zu erkennen, die nur ihm zugänglich war.

Claire zögerte einen Augenblick und versuchte ihre Gedanken zu ordnen. Als sie merkte, dass es ihr nicht gelang, fing sie mit der erstbesten Frage an, die ihr auf der Zunge lag:

„Wer sind Sie?“

„George Powell.“

„Ich bin nicht zu Scherzen aufgelegt, Mister Powell.“

„Ich auch nicht – das können Sie mir glauben.“

„Nun...“, sagte Claire und hielt einen Augenblick lang inne, „...*was* sind Sie?“

George seufzte, dann verschränkte er die Arme vor der Brust.

„Ich bin...“, sagte er, „...es ist kompliziert, müssen Sie wissen.“

„Nur zu, Mister Powell. Ich habe Zeit.“

George blickte ihr tief in die Augen, so als versuchte er ihre Gedanken zu ergründen.

„Ich war ein Mensch“, sagte er schließlich, „dann wurde ich zu einem Vampir und jetzt bin ich eine Laune der Natur, wenn Sie so wollen. Ich bin eine Art *Zwischending*. In der Zoologie bezeichnet man so etwas als hybride

Lebensform und ich denke, dass die wissenschaftliche Definition sehr gut zu dem passt, was ich bin.“

„Dann sind Sie so etwas wie ein Maultier? Verstehe ich das richtig?“

Der Sarkasmus in Claires Frage schien ihm keineswegs entgangen zu sein. Ein Grinsen erblühte auf seinem Gesicht und offenbarte ihr einen Blick auf seine makellosen Zähne. Es waren die Zähne eines Menschen, der offensichtlich viel Wert darauf legte, gepflegt auszusehen. Dennoch konnte sich Claire noch sehr gut daran erinnern, wie diese Zähne ausgesehen hatten, nachdem er sich verwandelt hatte.

...wie eine rostige Bärenfalle!

Allein beim Gedanken daran jagte ein Schauer durch ihre Glieder und ließ sie frösteln.

„Ja, im Prinzip bin ich so etwas wie ein Maultier“, fuhr George fort, „der einzige Unterschied besteht jedoch darin, dass ich nicht so zur Welt gekommen bin. Auch ich wurde als ganz gewöhnlicher Mensch geboren. Die Dinge, die danach passiert sind, haben mich zu dem gemacht, was ich heute bin.“

Claire nahm noch einen Schluck von ihrem Kaffee und ließ seine Worte auf sich wirken. Tief in ihren Gedanken konnte sie eine leise Stimme hören, die sie bis dahin

noch nicht gekannt hatte. Sie entsprang den Tiefen ihres Unterbewusstseins und stieg nur häppchenweise in ihre Gedanken empor.

*Die ganze Welt ist verrückt geworden,
Claire! Die ganze verdammte Welt!*

Doch trotz dieser Zweifel, versuchte sie sich auf das Gespräch zu konzentrieren. Versuchte zu ergründen, was hinter Georges Worten verborgen lag.

„Sie meinen das ernst?“, fragte sie schließlich, „dass Sie ein Vampir sind, meine ich.“

„Natürlich“, sagte George, „und ich frage mich, wie lange Sie sich noch dagegen

sträuben werden, bevor Sie sich eingestehen, dass es Dinge auf der Welt gibt, von denen Sie bis vor Kurzem keine Ahnung hatten. Schreckliche Dinge, die über Jahrhunderte hinweg von Menschen, Nationen und Religionen totgeschwiegen wurden.“

Claire war begeistert von der plötzlichen Wendung, die das Gespräch nahm. Insgeheim bereute sie es, dass sie ihr Diktiergerät nicht griffbereit hatte. Die Sensationsmagazine des gesamten Landes hätten sich wahrscheinlich um die Abschrift dieses verrückten Gesprächs gerissen.

„Sie wollen mir also *wirklich* weismachen, dass Sie ein Vampir sind

und dass es noch mehr von Ihrer Sorte gibt?“, fragte sie.

„Das brauche ich Ihnen nicht weiszumachen, meine Liebe. Sie wissen doch, was in Ihrer Wohnung passiert ist. Sie haben alles gesehen! *Wie* wollen Sie sich das erklären?“

„Keine Ahnung“, sagt Claire, „vielleicht haben Sie nur eine Maske getragen und ein kugelsichere Weste. Und den Rest hat sich mein Gehirn in dieser Stresssituation zusammengereimt.“

Noch ehe sie zu Ende sprach, kamen ihr ihre eigenen Worte wie Lügen vor. Wie eine Barriere, die sie Stück für Stück zu errichten versuchte, um sich vor *dem* zu

schützen, was für ihren Verstand längst offensichtlich war.

Gespannt wartete sie darauf, was George entgegenen würde. Doch statt etwas zu sagen, blickte er sie nur an, während seine Hände langsam begannen, einen Knopf seines Hemdes nach dem anderen zu öffnen.

Als das Hemd offen war, zog er es auf beiseite und offenbarte ihr einen freien Blick auf seinen nackten Oberkörper.

„Sieht das für Sie etwa aus, als hätte ich eine kugelsichere Weste getragen?“, fragte er.

Claire starrte auf seine Brust, die von

einem Dutzend Einschusslöchern übersäht war. Jedes der Löcher war etwa fingerdick und hatte schwarze, verschorfte Ränder. Dahinter konnte Claire rohes Fleisch erkennen. Trotz der Größe der Wunden, war kein einziger Tropfen Blut zu sehen.

Der Anblick traf Claire mit der Wucht eines Erdbebens. Die Barrieren, die sie in Gedanken aufgebaut hatte, fielen schlagartig in sich zusammen. Was blieb, war die unerschütterliche Erkenntnis, dass der Mann, der mit ihr am Tisch saß, wirklich ein Vampir war.

Gleich darauf dachte sie an ihre Schwester. Die Angst um Amanda hatte sich in der Zwischenzeit gelegt und tief in

ihrem Unterbewusstsein geschwelt,
heimlich und verborgen. Doch in diesem
Augenblick flammte sie erneut auf. Die
Wildheit, mit der Erinnerung, raubte
Claire den Atem und schnürte ihr die
Kehle zu. Vor ihrem geistigen Auge sah
sie wieder, wie Amanda sich in ein
Monster verwandelte. Sie sah ihre
grimmigen, hasserfüllten Augen und den
gierigen Schlund, der einst ihr Mund
gewesen war.

*Amanda, oh mein Gott! Ich muss ihr
helfen!*

„Schöne Gegend“, sagte Jones.

Er parkte den Wagen am Straßenrand und stellte den Motor ab.

Whitman schaute kurz vom Laptop auf, besah die imposanten Häuser und die gepflegten Vorgärten. Dann senkte er wieder den Blick.

„Nicht schlecht“, sagte er, während er auf die Tastatur hämmerte, „hier könnte ich meinen Ruhestand verbringen.“

Bishop hingegen hatte keinen Sinn für die Pracht und die Schönheit, die ihn umgaben. Die Gegend war verlassen und die Grundstücke lagen weit auseinander.

Die Häuser, die darauf standen, waren nahezu alle im gleichen viktorianischen Pastellton gehalten und sahen aus, wie die ausgebleichten Gebeine einer längst untergegangenen Epoche.

Jedes Haus, auf das er blickte, konnte der Unterschlupf des Dämons sein. *Jedes* der Fenster, die auf die Straße zeigten, war ein möglicher Aussichtspunkt, an dem die Bestie vielleicht Wache schob und sie beobachtete. Nirgends brannte Licht und auch ansonsten war kein Lebenszeichen zu erkennen. Die dunkeln Fenster sahen aus, wie die Augenhöhlen eines Totenkopfes – ohne Ausdruck und Leben.

„Empfangen Sie ein Signal?“, fragte er, ohne sich zu Whitman umzuwenden.

„Nein“, sagte Whitman, „aber ungefähr hier war die letzte Ortung ihres Mobiltelefons.“

„Können Sie herausfinden, in welches der Häuser sie verschwunden ist?“

„Nein, keine Chance. Ich kann *nur* sagen, dass es sich um eines der Häuser im Umkreis von etwa 100 Metern handeln müsste.“

„Wie viele Häuser sind das insgesamt?“

„Mehr als 20“, sagte Whitman.

Bishop überlegte. Systematisch kreisten seine Gedanken die übrig gebliebenen Möglichkeiten ein, wie ein guter Hirtenhund eine verängstigte Schafherde.

Dann zogen sie allmählich immer engere Kreise und begannen die übrig gebliebenen Optionen zu filtern. Eine nach der anderen spielte er durch und wog sie auf ihre Erfolgsaussichten ab. Es war ein Spiel, das in vielerlei Hinsicht, mehr mit Glück, als mit Verstand zu tun hatte, aber dennoch erstaunlich oft zum Ziel führte.

„Was ist mit dem Grundbuch der Stadt? Können Sie vielleicht über die Eintragungen im Grundbuch einen Hinweis darauf finden, wem die Häuser gehören? Vielleicht gibt es dort eine Unregelmäßigkeit, die uns weiterhelfen könnte?“

Sofort erklang aufgebrachtes Tippen vom Rücksitz des Wagens.

„Das ist auch nicht möglich“, sagte Whitman nach einer Weile, „die meisten Häuser hier gehören Firmen, die ihre Hauptniederlassung im Ausland haben. Auf den Caymans, in Monte Carlo und in Hongkong. Die reichen Säcke hier aus der Gegend versuchen dadurch wohl Steuern zu sparen, indem sie ihre eigenen Immobilien von Postkastenfirmen auf der gesamten Welt mieten.“

Bishop gefiel die Antwort nicht. Dennoch hatte er das Gefühl, dass die Spur, der sie gefolgt waren, immer noch warm war. Vielleicht hatte sie sich ein bisschen verlaufen, dachte er, aber sie waren auf dem richtigen Weg. Diese grenzenlose Zuversicht war schon immer die eine treibende Kraft hinter all seinen Taten

gewesen. Deswegen hoffte er, dass sie auch dieses Mal zum Erfolg führen würde.

„Was schlagen Sie vor, Häuptling?“, fragte Whitman.

Bishop dachte nach. Jedoch nur kurz.

„Wir werden warten“, sagte er, „schließlich kann sie sich nicht ewig verstecken. Außerdem haben wir das Überraschungsmoment auf unserer Seite. Ich glaube nämlich nicht, dass Miss Hagen auch nur *ahnt*, wie dicht wir ihr auf den Fersen sind. Früher oder später wird sie aus ihrem Versteck kommen und das Signal ihres Mobiltelefons wird sie verraten. *Dann* schlagen wir zu und schnappen sie uns.“

Kaum hatte Bishop geendet, erklang der schrille Signalton des Funkgerätes am Armaturenbrett – gefolgt von der Stimme eines der Männer, die mit dem anderen Wagen zum Frachthafen gefahren waren, um neue Munition zu holen.

„Ghost One an Ghost Leader. Bitte Kommen.“

Bishop nahm das Funkgerät in die Hand und drückte die Sprechaste.

„Hier Ghost Leader, was gibt's Ghost One?“

„Wir haben die Munitionskisten abgeholt. Die Jungs vom Zoll haben ein Auge zugeedrückt, wie immer. Es war ein

Kinderspiel. Erbitten weitere Anweisungen, Ghost Leader.“

Bishop dachte einen Augenblick lang darüber nach, ob es sinnvoll wäre, auch die restlichen Männer an der Operation zu beteiligen.

Obwohl er ihre Rückendeckung und wohlmöglich auch ihre Feuerkraft dringend gebraucht hätte, entschied er sich dagegen. Zum einen wären zwei schwarze Geländewagen inmitten einer ruhigen Wohngegend zu auffällig gewesen. Und zum anderen brauchte er dringend ein paar Männer, die sich zur Basis zurückzogen und dort alles für die Befragung der Frau vorbereiteten, was nötig war. Denn ganz egal wie die Dinge liefen – sie würden

nicht viel Zeit haben, um die nötigen Informationen aus ihr heraus zu bekommen.

Außerdem war die Frau in gewisser Weise gar nicht mehr so wichtig, dachte Bishop. Viel wichtiger war es, den Vampir dingfest zu machen. Denn wenn seine Vermutung *richtig* war, dann hatten sie es tatsächlich mit einer der Versuchsratten der Nazis zu tun. Und *wenn* dem so war, dann könnte sich diese Mission zu einer der wichtigsten entwickeln, an der er jemals teilgenommen hatte. Mehr noch: Es könnte die wichtigste Mission in der Geschichte der gesamten Organisation werden. Denn wenn der Vampir wirklich ein Hybrid war, dann würde...

„Ghost Leader, sind sie noch da? Bitte kommen.“

„Hier Ghost Leader“, sagte Bishop,
„Rückzug zum Ghost House. Bereitet alles
vor, wir bringen wahrscheinlich Gäste
mit. Code Blau!“

„Verstanden, Ghost Leader. Over and
Out.“

Dann überschlugen sich die Ereignisse.

Aus den Lautsprechern von Whitmans
Laptop erklang ein durchdringender
Piepton. Whitman und Jones wandten sich
zu ihm um.

„Was ist los?“, fragte Bishop.

Whitman hob den Kopf und Bishop konnte deutlich ein Grinsen auf seinem Gesicht erkennen.

„Jackpot“, sagte er.

„Jackpot? Was zum Teufel bedeutet *Jackpot*?“, knurrte Bishop.

„Ich habe ein Signal.“

Bishops riss die Augen auf. Auch wenn er zuversichtlich gewesen war, dass sie die Frau erwischen würden, so hatte er dennoch nicht ahnen können, dass es so schnell gehen würde.

„Von wo kommt es?“

„Von dem Haus da vorne“, sagte Whitman

und zeigte durch die Windschutzscheibe zu einem der Häuser vor ihnen. Es stand in knapp 50 Metern Entfernung auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Das Grundstück war von meterhohen Zypressen umgeben und nur der vordere Dachgiebel des Hauses ragte darüber empor. Ansonsten war weder vom Haus, noch vom Grundstück etwas zu erkennen.

„Lexingtonstreet Nummer 80“, sagte Whitman, „sie hält sich im Haus auf. Wenn ich die Signatur des Signals richtig interpretiere, dann wählt sie gerade eine Nummer in der Stadt.“

„Was sollen wir tun?“, fragte Jones und blickte abwechselnd zwischen den beiden anderen Männern hin und her, als wisse er

nicht genau, wer von ihnen *wirklich* das Sagen hatte. Sie waren beide seine Vorgesetzte und bekleideten auch denselben Rang innerhalb der Organisation.

„Wir holen Sie uns“, sagte Bishop.

Er griff unter den Beifahrersitz, holte seine Maschinenpistole hervor und entsicherte sie. Auf dem Rücksitz tat Whitman dasselbe. Er klappte den Laptop zu, griff über die Rückbank hinweg in den Kofferraum des Wagens und holte ein Gewehr hervor. Nur Jones saß immer noch untätig auf dem Fahrersitz und umklammerte das Lenkrad.

„Los“, sagte Bishop, „stürmen wir die

Bude.“

„Ja Sir“, bellte Jones. Er ließ den Wagen an und trat mit solcher Wucht aufs Gaspedal, dass die Reifen quietschend durchdrehten.

41.

Noch ehe George reagieren konnte, war Claire aufgestanden und in den Keller gestürmt - zurück in den Raum, in dem sie zu sich gekommen war. Sie hatte nicht lange darüber nachgedacht, sondern war einer Eingebung gefolgt. Einer *Eingebung*,

die ihr gesagt hatte, dass sie zumindest das Überraschungsmoment auf ihrer Seite hatte, falls ihr Gastgeber versuchen sollte, sie aufzuhalten. Eiligen Schrittes war sie durch den Korridor gerannt und war die Kellertreppe hinabgestürzt.

Nachdem sie es in den Raum geschafft hatte, hatte sie ihre Handtasche von der Kommode genommen und hatte dann sofort den Rückweg angetreten. Kaum hatte sie das die Treppe erklimmen, wählte sie auch schon die Nummer des Hillside Medical Centers, in dem Amanda behandelt wurde.

Das Klingeln am anderen Ende der Leitung verriet ihr, dass sie wieder Netz hatte.

Eine Woge der Erleichterung durchströmte ihre Gedanken, als sich am anderen Ende eine Frauenstimme meldete:

„Hillside Medical Center, New York City – Sie sprechen mit der Auskunft - mit wem darf ich Sie verbinden?“

Claire wollte die Frau bitten, sie mit Dr. Harris zu verbinden. Doch plötzlich schloss sich eine Hand um *den* Arm, mit dem sie das Telefon hielt.

Sie wandte sich um und sah in das finstere Gesicht von George. Wut schimmerte in seinen Augen, wie ein Ölfleck auf nassem Asphalt. Noch bevor sie etwas sagen konnte, drückte er zu. *So* fest, dass brennender Schmerz durch ihren Arm fuhr.

Der Schmerz war zwar nicht so intensiv, wie in der Nacht zuvor, aber dennoch stark genug, um sie am Telefonieren zu hindern.

„Aua, Sie tun mir weh, verdammt“, zischte Claire.

„Her damit“, schrie George. Gleichzeitig versuchte, er ihr das Mobiltelefon zu entreißen. Doch Claire wehrte sich. Sie versuchte sich aus seinem Griff zu winden, schlug ihm mit der Hand gegen die Brust und mit dem Fuß gegen die Schienbeine. Es waren alles Methoden, die sie im Kurs für Selbstverteidigung gelernt hatte. Und all diese Tricks hatten in diesem Augenblick eines gemeinsam: Sie waren völlig wirkungslos.

„Sie verstehen das nicht“, sagte sie, „es geht um meine Schwester. Ich muss ihr helfen.“

„*Sie* verstehen nicht“, schrie George, „die Leute, die hinter Ihnen her sind, überwachen wahrscheinlich Ihr Mobiltelefon. Sie werden uns finden!“

Genau in diesem Augenblick gelang es ihm, Claire das Telefon aus der Hand zu reißen. Noch ehe sie reagieren konnte, ballte er die Hand zur Faust. Als er gleich darauf die Hand wieder öffnete, prasselten die Überreste des Telefons lautstark auf den gefliesten Boden. Er hatte es zerstört.

Claire konnte spüren, wie Wut in ihr

hochstieg. Sie wollte ihn beschimpfen und ihn fragen, warum zum Teufel er das gemacht hatte. Sie spitzte gerade ihre Lippen, um die ersten Worte zu formen...

Sie verdammtes Arschloch...

...die ihr auf der Zunge lagen, als sie von draußen einen schrillen Laut vernahm. Es klang fast wie ein Schrei.

Für einen Augenblick stand sie reglos da, während ihr Gehirn den Sinneseindruck verarbeitete. Kurz darauf erkannte sie das Geräusch und identifizierte es als das, was es *wirklich* war: Das Quietschen von durchdrehenden Autoreifen.

Da hat es wohl jemand verdammt eilig.

Sie blickte zu George, der ebenfalls aufmerksam lauschte. Während sie sich ansahen, konnte Claire klar und deutlich das Heulen eines Motors hören. Das Geräusch schwoll an und kam mit jeder Sekunde näher.

George wandte sich ab, lief zum Ende des Korridors und warf einen Blick aus dem Küchenfenster, das hinaus auf die Straße zeigte. Claire folgte ihm. Währenddessen wurde das Geräusch immer lauter. Es klang bedrohlich, wie das Brummen eines tief fliegenden Bombers.

Claire blickte durch das Fenster, über den Vorgarten hinweg, auf die Straße. Im gleichen Augenblick schoss von rechts ein schwarzer Geländewagen in ihr Blickfeld.

Kurz darauf erklang erneut das Quietschen von Reifen. Die Räder des Wagens blockierten, er verlor an Geschwindigkeit, drehte sich in ihre Richtung und kam knapp vor dem Bordstein zum Stehen.

Claire stand reglos da und war fasziniert von dem Schauspiel, das sich ihr bot. Sie konnte gerade erkennen, dass die Türen des Wagens aufgingen, als George sie am Arm packte und mit sich zog. Sie wandte sich nicht vom Fenster ab, weil sie sehen wollte, *wer* aus dem Wagen steigen würde. Doch bevor sie jemanden erkennen konnte, verschwand das Fenster aus ihrem Blickfeld.

George zog und zerrte und lotste sie durch die Küche. Dann öffnete er eine Tür und

kurz darauf fand sich Claire in der Garage wieder, in der zwei Fahrzeuge standen.

„Los einsteigen“, sagte George und deutete auf den linken der beiden Wagen. Es war ein schwarzer Audi, so viel konnte Claire erkennen, bevor sie einstieg.

George nahm am Fahrersitz Platz, schlug die Tür zu und startete den Motor.

„Wer sind diese Leute?“, fragte Claire. Sie sah ihn mit angsterfüllten Augen an. George nahm davon jedoch keine Notiz. Stattdessen holte er eine Fernbedienung aus der Mittelkonsole und drückte den einzigen Knopf, der sich darauf befand. Im gleichen Augenblick setzte sich das Garagentor in Bewegung.

„Los, schnallen Sie sich an“, sagte er und ließ einmal den Motor aufheulen, „und gehen Sie in Deckung.“

Das Garagentor war jetzt zu einem Drittel geöffnet. Claire konnte bereits den Großteil der Ausfahrt erkennen, ebenso den Rasen des Vorgartens und den Kühlergrill des Geländewagens, der am Bordstein parkte.

„Wer sind diese Leute, verdammt nochmal?“, fragte Claire ein weiteres Mal, während sie den Sicherheitsgurt befestigte.

„Das erkläre ich Ihnen später. Jetzt müssen wir zusehen, dass wir von hier verschwinden.“

Kaum hatte sie sich angeschnallt, trat George das Gaspedal durch. Der Wagen setzte sich mit einer solchen Wucht in Bewegung, wie ein Rennpferd beim Kentucky Derby, das aus seinem Gatter schoss. Claires Oberkörper schnellte schlagartig zurück und wurde in den Sitz gedrückt. Adrenalin schoss durch ihren Körper und ihr Herz raste. Trotz der Aufregung erkannte sie jedoch gleich, dass das Garagentor erst zur Hälfte geöffnet war und dass es für den Wagen unmöglich sein würde, unbeschadet darunter hindurch zu schlüpfen.

Oh mein Gott, wir werden es rammen!

Das war ihr letzter klarer Gedanke. Sie schrie und verschränkte die Arme vor dem

Gesicht. Dann rauschte der Wagen mit gegen das Garagentor.

42.

Als der Wagen zum Stehen kam, riss Bishop die Beifahrertüre auf und stürzte hinaus auf die Straße. Whitman und Jones folgten ihm. Dann blieben sie einen Augenblick lang hinter den aufgerissenen Türen stehen, um sich zu vergewissern, dass keine unmittelbare Gefahr drohte. Ihre Augen huschten über das gesamte Grundstück – von einem Winkel zum

anderen.

„Ich sehe nichts“, sagte Whitman.

„Gut“, sagte Bishop. Er hatte die Maschinenpistole im Anschlag, bereit auf alles zu schießen, was sich hinter den Fenstern bewegte. Doch das Haus lag noch immer verlassen da: Hinter keinem der Fenster brannte Licht und es war auch nicht die kleinste Bewegung zu erkennen.

„Jones“, sagte Bishop, „du nimmst die rechte Flanke, ich gehe durch die Vordertür.“

„Und ich Häuptling?“, fragte Whitman, ohne das Gewehr zu senken.

„Sie bleiben hier und geben uns

Rückendeckung. Und vermasseln Sie es nicht, so wie das letzte Mal.“

„Aye Aye, Captain“, sagte Whitman mit einem spöttischen Unterton.

„Los geht's“, sagte Bishop und setzte sich in Bewegung. Jones tat das Gleiche. Sie rannten über den Bordstein und anschließend über den Vorgarten. Beide hatten die Köpfe eingezogen und die Waffen im Anschlag.

Bishop hatte die Hälfte des Weges hinter sich gebracht, als er aus den Augenwinkeln erkannte, wie sich das Garagentor des Hauses in Bewegung setzte. Gleich darauf vernahm er auch das Geräusch quietschender Scharniere, die

lange nicht mehr geölt worden waren.

Er blieb stehen und schaute zu Jones. Dieser wandte sich ebenfalls zu ihm um. Sein Gesicht hatte einen fragenden Ausdruck, so als wüsste er nicht, wie er sich verhalten sollte. Die Parameter für den Einsatz hatten sich gerade geändert und er erwartete neue Anweisungen von seinem Vorgesetzten. Bishop konnte ihm die Frage beinahe von seinem Gesicht ablesen. Als Jones jedoch erkannte, dass es keine neuen Befehle gab, setzte er seinen Weg zur Flanke des Hauses fort.

Er überquerte gerade die Auffahrt, als das Garagentor mit einem lauten Knall aus der Verankerung gerissen wurde. Von einem Augenblick auf den anderen hatte es seine

Form verloren. Es war verbogen und gebläht, wie das Segel eines Einmasters, bei einer steifen Brise. Gleichzeitig schoss ein schwarzer Wagen aus der Dunkelheit der Garage hervor und raste auf Jones zu.

Bishop wollte ihm noch zurufen, dass er in Deckung gehen solle. Doch es geschah alles viel zu schnell. Er konnte nur hilflos mit ansehen, was sich innerhalb von Sekundenbruchteilen abspielte.

Als *Jones* die Gefahr erkannte, war es schon zu spät. Der Wagen traf ihn mit voller Wucht und riss die Beine unter ihm weg. Die Kraft des Aufpralls schleuderte ihn hoch in die Luft und wirbelte ihn herum. Ein unkontrollierter Schuss löste

sich aus seiner Waffe und pfiff über Bishops Kopf hinweg in den Herbsthimmel. Gleich darauf knallte Jones mit dem Kopf gegen die Windschutzscheibe des Wagens und ein hässlicher, dumpfer Laut hallte über den Vorgarten.

Währenddessen setzte der Wagen seinen Weg unbeirrt fort. Jones' lebloser Körper flog über das Wagendach und landete in der Einfahrt. Er blieb reglos liegen. Trotz der Geschwindigkeit, mit der alles passierte, konnte Bishop ganz genau die Blutlache erkennen, die sich unter ihm auszubreiten begann.

Dennoch riss er sich zusammen, hob die Maschinenpistole und zog noch im

gleichen Augenblick den Abzug. Die Waffe in seinen Händen begann aufgebracht zu zischen und ein konstanter Regen von ausgeworfenen Patronenhülsen flatterte durch die Luft.

Die erste Salve durchsiebte die gesamte Flanke des Wagens und zerschoss die hinteren Fenster auf der Beifahrerseite. Ein Sprühregen aus Glasscherben wirbelte durch die Luft und funkelte in der Mittagssonne. Doch der Wagen blieb nicht stehen, sondern nahm weiter an Fahrt auf. Bishop musste handeln.

Er zielte ein weiteres Mal und drückte in dem Augenblick ab, als der Wagen von der Auffahrt auf die Straße bog. Das Hinterrad auf der Beifahrerseite

explodierte mit einem lauten Knall. Zerfetzte Gummistücke flogen aufgebracht in alle Richtungen – unförmig und schwarz, wie ein aufgescheuchter Schwarm Fledermäuse. Dennoch wurde der Wagen nicht langsamer. Er schoss nach links aus der Ausfahrt und beschleunigte weiter.

Im gleichen Augenblick erklang Whitmans Gewehr. Es war ein halbautomatischer Karabiner mit großem Kaliber. Die Schüsse kamen in regelmäßigen Abständen – ohrenbetäubend, wie schweres Donnergrollen.

Bishop erkannte sofort, dass jeder einzelne Schuss seines Partners saß. Die ersten beiden Kugeln schlugen in der

Heckscheibe ein. Der erste durchschlug die Scheibe und pflanzte ein spinnennetzartiges Muster darauf. Der zweite zertrümmerte sie endgültig und durchschlug anschließend auch die Windschutzscheibe. Obwohl sich der Wagen immer weiter entfernte, konnte Bishop niemanden auf den Sitzen erkennen. Sie müssen sich geduckt haben, dachte er und schob ein volles Magazin in seine Maschinenpistole.

Währenddessen schoss Whitman unbeirrt weiter. Eine Kugel nach der anderen schlug knapp unter dem Kofferraumdeckel ein und hinterließ riesige Einschusslöcher. Trotz der Entfernung von beinahe fünfzig Metern konnte Bishop sie mit freiem Auge erkennen. Und er wusste auch, was

Whitman vorhatte:

Er wollte den Tank des Wagens treffen. Zwar würde der Wagen dadurch nicht in Flammen aufgehen, wie es in Filmen meist der Fall war, aber dennoch reagierten die meisten Fahrzeuge sehr allergisch darauf, wenn der Tank von einer großkalibrigen Kugel in Stücke gerissen wurde. Der schlagartige Druckabfall in den Benzinleitungen sorgte meist dafür, dass der Motor ins Stottern kam und abstarb.

Whitman schoss weiter, einen Schuss nach dem anderen, ohne dass sich die Insassen des Wagens dagegen zur Wehr setzen konnten. Die Straße war zu eng, um Haken zu schlagen und den Schüssen auszuweichen. Deswegen schien der

Fahrer auf Geschwindigkeit zu setzen, um sich aus der brenzligen Situation zu befreien.

Bishop hatte die Waffe gerade wieder in Anschlag gebracht, um die gesamte Rückseite des Wagens ordentlich mit Blei einzudecken, als das Fahrzeug mit quietschenden Reifen ausscherte. Es bog nach rechts ab und verschwand aus seinem Blickfeld.

Er senkte die Waffe und blickte zu Whitman.

„Wir müssen verschwinden“, rief Bishop und setzte sich in Bewegung. Mit einigen wenigen Schritten hatte er den Vorgarten Richtung Auffahrt überquert, wo Jones mit

verdrehtem Oberkörper auf dem Boden lag. Seine Waffe lag neben ihm auf dem Boden, die Mündung war auf Bishop gerichtet.

„Ist er noch am Leben?“, rief Whitman.

Bishop wusste es nicht. Er beugte sich zu Jones hinab, packte ihn am Kragen und drehte ihn auf den Rücken. Erst dann erkannte er das Ausmaß seiner Verletzung:

Seine Stirn war komplett eingedrückt und sah beinahe so aus, wie ein aufgeschlitzter Basketball. Knochensplitter und Gehirnmasse ragten aus der Delle hervor. Knapp darunter baumelte sein linkes Auge, an Nerven und Blutgefäßen hängend, aus dem Schädel.

Für den kann ich nichts mehr tun, dachte Bishop und wollte sich gerade abwenden. Doch im gleichen Augenblick erklang Jones' Stimme. Sie war kaum mehr als ein Flüstern.

„Hilfe.“

Bishop fuhr herum und blickte auf den Boden hinab. Jones' intaktes Auge war aufgerissen und starrte ihn an. Dann folgte dem ersten Wort ein Zweites.

„Bitte!“

Jones starrte ihn immer noch an. Das Auge weit aufgerissen, der Körper geschunden und verdreht. Bishop erwiderte den Blick, während er überlegte. Er wusste, dass für

Jones bereits jede Hilfe zu spät kam. Auch wenn in diesem Augenblick ein Arzt samt Ausrüstung an Ort und Stelle gewesen wäre, hätte er wahrscheinlich nichts mehr für ihn tun können. Zumindest nicht mehr, als ihm die Hand zu halten und darauf zu warten, dass es mit ihm zu Ende ging. Was zum Teufel konnte er dann überhaupt noch machen, dachte er.

Der Augenblick hing in der Luft, die eine Schneeflocke bei Tauwetter.

Währenddessen blickten sich die beiden Männer direkt an. Die Sekunden verstrichen.

Dann endlich hatte Bishop eine Entscheidung getroffen. Erneut beugte er sich zu Jones hinab.

„Jonsey, hörst du mich?“

„Ja. Bitte. Hilfe“, seufzte Jones. Ein Schwall Blut schoss ihm aus dem Mund und erstickte für einen Augenblick seine Stimme.

„Kannst du deinen rechten Arm bewegen, mein Freund?“, fragte Bishop. Dass er den linken Arm mit *Sicherheit* nicht bewegen konnte, hatte Bishop bereits auf den ersten Blick gesehen. Der Arm war an mehreren Stellen gebrochen und stand in einem unnatürlichen Winkel vom Körper ab.

„Ja, denke schon“, sagte Jones.

So als wollte er es gleich unter Beweis stellen, bewegte Jones seinen Arm ein

stückweit, hob ihn schließlich und wollte nach Bishop greifen. Es war eine schmerzerfüllte Geste. Aber Bishop vermutete, dass es dennoch für das ausreichen würde, was er vorhatte.

„Hilfe“, sagte Jones ein letztes Mal. Er ballte den erhobenen Arm zur Faust, dann öffnete er ihn wieder.

„Hilf dir selbst“, sagte Bishop.

Dann nahm er die Pistole, die neben Jones in der Einfahrt gelegen hatte, und drückte sie ihm in die Hand. Er bedachte ihn mit einem letzten Blick, dann wandte er sich ab und lief zurück zum Wagen.

„Hilfe. Bitte“, rief Jones. Seine Stimme

war nur noch ein Schluchzen. Immer und immer wieder wiederholte er diese flehende Litanei, die aus lose zusammengewürfelten Wörtern bestand:

„Bitte, Boss. Hilfe. Bitte, bitte, bitte.“

Doch Bishop ließ sich davon nicht beirren. Er kehrte zum Wagen zurück, stieg ein und schlug die Türe hinter sich zu. Whitman saß auf dem Fahrersitz und hatte den Motor bereits angelassen.

„Ich glaube der ist hinüber“, sagte Bishop.

„Wie schlimm ist es?“, fragte Whitman und trat langsam auf das Gaspedal. Der Wagen setzte sich gurgelnd in Bewegung.

„War nichts mehr zu machen“, sagte

Bishop.

„Ist er tot?“

Hinter ihnen auf der Einfahrt erklang ein einziger Schuss. Danach kehrte wieder Ruhe ein.

„Jetzt ist er tot“, sagte Bishop.

43.

Claire sah die Welt, wie durch einen dichten Nebel. Kugeln pfffen ihr um die Ohren, Querschläger zischten durch den

Wagen und Glassplitter prasselten auf sie herab, wie ein scharfkantiger Regenguss.

Immer wieder zuckte sie zusammen und wartete darauf, dass irgendwo in ihrem Körper ein rasender Schmerz entbrannte. Ein Schmerz, der ihr sagte, dass sie getroffen war. Es war nur eine Frage der Zeit, dachte sie, bis sie eine der Kugeln traf und ihr das Rückgrat zerschmetterte oder die Lunge zerfetzte.

Als die ersten Schüsse erklangen waren, hatte sie sich nach vorne gebeugt und ihren Kopf zwischen den Knien vergraben. Sie hatte sich tief in den Sitz gedrückt und die Zähne zusammengebissen.

Dennoch glaubte sie nicht, dass es ihr

helfen würde, heil aus dieser Situation zu kommen. Die Gewissheit des bevorstehenden Todes war *so* stark, dass sich ihr Herz vor Angst verkrampfte.

Gleich ist es so weit! Gleich werde ich sterben.

Sie versuchte nicht daran zu denken, wie schrecklich die Schmerzen sein würden. Sie versuchte auch nicht daran zu denken, ob sie auf der Stelle tot sein oder erst langsam verbluten würde. Sie erstickte jeden Gedanken an *das*, was ihr wahrscheinlich bevorstand, im Keim. Stattdessen biss sie die Zähne nur noch fester zusammen und lauschte tief in sich hinein.

Für einen Moment war ihr Verstand im Leerlauf und ihre Gedanken ruhten.

Dann begannen plötzlich Bilder durch ihren Verstand zu schwirren, wie buntes Laub in einem Herbststurm. Es waren Bilder aus der Kindheit, Bilder aus der Studienzeit – Bilder von Amanda.

Vor allem waren es Bilder von Amanda.

Wer würde sich um Amanda kümmern, wenn sie starb, dachte sie. Wer würde ihr helfen...

Oh bitte Gott, nein!

Tränen stiegen ihr in die Augen, liefen ihr über die Nase und tropften auf die Gummimatte zu ihren Füßen. Die

Verzweiflung schnürte ihr die Kehle zu und ließ sie nach Luft ringen.

Noch immer wartete sie, unfähig sich zu regen. Wartete darauf getroffen zu werden. Kugeln schlugen im Sekudentakt in den Wagen ein, wie die dumpfen Hiebe unsichtbarer Fäuste.

Die Sekunden verstrichen.

Doch nichts geschah.

Der Wagen fraß Meter um Meter und beschleunigte immer weiter. Claire konnte hören, wie der Motor aufheulte, konnte spüren, wie die Geschwindigkeit stieg. Und mit jedem Meter, mit dem sie sich weiter aus der Gefahrensituation

entfernten, konnte sie hören, dass das Donnern des Gewehres mit jedem Schuss leiser wurde.

Ein letzter Schuss erklang. Nahezu zeitgleich schlug ein weiteres Projektil zischend in das Heck des Wagens. Dann riss George endlich das Lenkrad herum und fuhr eine scharfe Rechtskurve. Die Reifen quietschten und Claire wurde in den Sicherheitsgurt gedrückt.

„Sie können hochkommen“, sagte George ohne den Blick von der Straße zu nehmen, „fürs Erste haben wir sie abgehängt.“

Eine Verfolgungsjagd kam für Bishop nicht infrage. Sein Bild war zur Fahndung ausgeschrieben und das Letzte, was er jetzt brauchen konnte, war es, wegen einer Unachtsamkeit, verhaftet zu werden. In diesem Fall, würde selbst die Organisation nichts mehr für ihn tun können. Sie würden sich einfach von ihm abwenden, jeglichen Kontakt zu ihm leugnen und darauf warten, dass er eines Tages tot in seiner Zelle aufgefunden wurde. So lautete nämlich die oberste Direktive bei der Gefangennahme eines Agenten, dachte Bishop:

Selbstmord!

Deswegen war es natürlich seine oberste Priorität gewesen, so schnell wie möglich vom Schauplatz der Schießerei zu verschwinden und unterzutauchen.

Und genau *das* hatten sie auch getan. Whitman hatte den Wagen zurück in die Stadt gelenkt und sie waren mit dem schier endlosen Strom von Fahrzeugen verschmolzen, der die Straßen verstopfte und die Luft verpestete.

Nein, eine Verfolgungsjagd kam wirklich nicht infrage.

Doch trotz dieser vernünftigen Argumentation war Bishop nicht

zufrieden. Es schien ihm vielmehr, als versuchte sein Gehirn, Ausflüchte zu finden, um das Versagen zu rechtfertigen.

Dass sie versagt hatten, lag auf der Hand: Sie hatten innerhalb eines einzigen Tages zwei Männer verloren und auch *er* war dem Tod nur mit einer ordentlichen Portion Glück von der Schippe gesprungen.

Einer verdamnten Wagenladung Glück.

Als wäre das nicht schon genug gewesen, so standen sie erneut mit leeren Händen da. Die Frau war weg und der Vampir auch. Sie hatten nichts vorzuweisen, außer zwei kompletten Reinfällen und einer vermässelten Liquidierung am Flughafen.

Bishop wusste, dass ein derartiger Fehlschlag selbst für *ihn* nicht ohne Konsequenzen bleiben würde. Insgeheim schielte er immer wieder zum Funkgerät, so als rechnete er jeden Augenblick damit, dass irgendein ranghoher Vorgesetzter anrief, um ihm die Leviten zu lesen.

Das Funkgerät war an ein Satellitentelefon gekoppelt und konnte daher, von jedem Punkt auf dem Globus, erreicht werden. Für einen Moment versuchte er zu berechnen, wie spät es zu diesem Augenblick im Vatikan war. Gleich darauf verwarf er den Gedanken, weil er wusste, dass es nicht darauf ankam, wie spät es war.

Die Einsatzleitung arbeitete rund um die

Uhr und es würde für sie keinen Unterschied machen, ob es vier Uhr nachmittags oder vier Uhr morgens war. Wenn sie ihm den Arsch bis zu den Schultern aufzureißen wollten, würden sie es tun – ganz egal, wie spät es war. Schlimmstenfalls musste er sogar damit rechnen, von diesem Einsatz abgezogen zu werden.

Nein, Bishop war *wirklich* nicht zufrieden.

Doch trotz der Gefahr Whitman endgültig das Feld räumen zu müssen, gab es noch etwas anderes, was ihm Kopfzerbrechen bereitete. *Etwas*, das schon die ganze Zeit über an seinem Verstand zerrte, wie ein böser Hund an seiner Kette.

Als der Wagen aus der Garage gerast kam, hatte er für einen Sekundenbruchteil die Möglichkeit gehabt, ins Innere zu blicken. Und das, was er gesehen hatte, ließ ihm keine Ruhe.

Klar, die Frau war im Wagen gewesen, daran bestand kein Zweifel. Sie war auf dem Beifahrersitz gesessen und hatte die Hände vor dem Gesicht verschränkt. Doch *das* war es nicht, das ihm derart grübeln ließ. Vielmehr war es der Umstand, dass der *Vampir* den Wagen gefahren hatte.

Er hatte ihn zuvor zwar nur ein einziges Mal gesehen und selbst da war das Mistding verwandelt gewesen. Doch selbst die schlimmste Verwandlung reichte meist nicht aus, um Dämonen

völlig unkenntlich zu machen. Das Gesicht nahm zwar bestialische Züge an, dennoch konnte man den Menschen dahinter für gewöhnlich noch recht gut erkennen.

Und genau *das* hatte Bishop getan: Er hatte den Mann am Steuer erkannt. Deswegen wusste er mit absoluter Gewissheit, dass es sich bei ihm um das Monster aus der Wohnung der Frau handelte. *Das Monster*, das Morales erschossen und ihn selbst verwundet hatte. Und genau *das* war es, was ihm keine Ruhe ließ.

Denn als der Wagen aus der Garage brauste, war es helllichter Tag gewesen und die Sonne hatte geschienen. Ein gewöhnlicher Vampir hätte innerhalb von Sekunden in Flammen aufgehen müssen.

Er hätte lodern müssen, wie eine Fackel verdammt.

Hat er aber nicht, dachte Bishop. Das Mistding hat einfach aufs Gas gedrückt und war davongebraust. So, als würde ihm das Sonnenlicht überhaupt nichts ausmachen.

Je näher der Wagen dem Versteck in der Bronx kam, umso mehr verdichteten sich Bishops Gedanken. Was zuvor nur eine gewagte Theorie gewesen war, nahm inzwischen immer mehr Form an und wurde greifbar. So *sehr*, bis es nicht mehr von der Hand zu weisen war:

Bei dem Vampir handelte es sich um einen der Hybriden.

Eine verdamnte Laborratte der Nazis.

Mit Sicherheit sogar, dachte Bishop. Die Anspannung wich von seinen Schultern und die Wogen seiner Aufregung glätteten sich.

Falls er mit seiner Vermutung wirklich Recht hatte, bestand inzwischen eine gute Chance, die Mission doch noch zu retten. Mehr noch: Falls er sich nicht irrte, dann könnte es vielleicht sogar den endgültigen Sieg über die Dämonen bedeuten. Einen Sieg, der so groß war, dass er für alle Zeiten in die Chroniken eingehen würde.

Für alle Zeiten!

Ein Grinsen breitete sich auf seinem

Gesicht aus und seine Augen funkelten.

45.

Der Gebrauchtwagenhändler stellte keine Fragen. Das Einzige, was ihn interessierte, war Claires Kreditkarte. Er beäugte sie, ließ sie durch die Finger gleiten und schob sie anschließend in das Lesegerät. Dann bedachte er Claire mit einem gespielt freundlichen Lächeln, während er auf das OK der Kreditkartengesellschaft wartete. Die Zeit zog sich in die Länge, und mit jeder

Sekunde, die verstrich, wurde Claire das Warten unangenehmer.

„Die Karte hat einen Rahmen von fünfzehn Tausend Dollar“, sagte sie, „Sie können mir vertrauen.“

Obwohl die Schießerei und die Flucht inzwischen mehrere Stunden her waren, saß der Schock darüber nach wie vor tief. Ihr Herz ratterte noch immer wie eine alte Nähmaschine und ein Schauer nach dem anderen jagte durch ihren Körper.

Dennoch versuchte sie, sich nichts davon anmerken zu lassen, um den Händler nicht misstrauisch zu machen.

Aber wahrscheinlich war er das *ohnehin* schon, dachte sie. Wer sonst kaufte schon

derart überstürzt einen Gebrauchtwagen und bestand dabei nicht einmal darauf, eine Probefahrt zu machen? Wer blätterte sieben tausend Dollar hin, ohne auch nur ein einziges Mal den Motor zu starten?

„Vertrauen ist gut“, sagte der Händler, als hätte er nur auf sein Stichwort gewartet, „aber Kontrolle ist besser.“

„Sie sind der erste Gebrauchtwagenhändler, den ich *je* gesehen habe, der Lenin zitiert“, sagte George, der neben Claire in einem der abgewetzten Ledersessel saß.

„*Lenin*? Mark Lenin?“, fragte der Händler, „hat der nicht letztes Jahr für die Mavericks gespielt?“

„Ach, vergessen Sie es“, sagte George. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück und verschränkte die Arme vor der Brust.

Kurz darauf erklang ein Piepen aus dem Lesegerät und die Anzeige begann zu blinken. Claire schaute den Händler erwartungsvoll an.

„Und? Ist alles in Ordnung mit meiner Karte?“

„Alles bestens.“

„Ich habe es Ihnen doch gesagt“, sagte Claire.

„Ja, meine Liebe, was denken *Sie*, wie oft hier alle möglichen Menschen versuchen, mich über den Tisch zu ziehen? Wenn ich

nicht so misstrauisch wäre, dann würden meine Kinder in Kartoffelsäcken gekleidet zur Schule gehen. Außerdem müsste meine Frau wahrscheinlich eine Niere verkaufen, um sich all ihre teuren Cremes leisten zu können.“

„Verzeihung, Mr. ...“, sagte Claire.

„Krozlovsky“, sagte der Händler, „Hank Krozlovsky.“

Er beugte sich über den Tisch und reichte zuerst Claire und anschließend auch George die Hand.

„So, Miss Hagen“, sagte Krozlovsky, nachdem er die erforderlichen Unterlagen durch seinen Nadeldrucker gejagt hatte,

„brauchen Sie Überführungskennzeichen für den Wagen oder haben Sie Ihre eigenen mitgebracht?“

„Nein, wir haben keine mitgebracht.“

„Das kostet Sie dann zweihundert Piepen extra“, sagte Hank, ohne sich vom Computerbildschirm abzuwenden.

„Gut“, sagte Claire, „setzen Sie es einfach auf die Rechnung.“

„Nichts leichter, als das“, sagte Krozlovsky.

Keine zehn Minuten später war der Kauf unter Dach und Fach und sie waren auf dem Weg raus aus der Stadt. George saß am Steuer des himmelblauen Subaru,

Claire auf dem Beifahrersitz.

„Es war eine gute Idee, den anderen Wagen in einer Parkgarage abzustellen“, sagte Claire, „es dürfte Tage dauern, bis jemand darauf aufmerksam wird.“

„Das will ich hoffen“, sagte George, „je länger es dauert, umso besser für uns. Das verschafft uns Zeit.“

Die Entschlossenheit, mit der George alles erledigt hatte, beeindruckte Claire ungemein. Noch während sie mit dem Schock und der Angst gerungen hatte, hatte er bereits einen Plan ausgearbeitet. Er hatte dafür gesorgt, dass der Wagen mit den Einschusslöchern verschwand und hatte sich anschließend gleich um einen

neuen gekümmert.

Die Leichtigkeit mit der das getan hatte, zeugte in Claires Augen beinahe von Routine. Es kam ihr so vor, als sei der Mann, der neben ihr im Wagen saß, schon seit langem auf eine Flucht vorbereitet gewesen.

„Haben Sie das schon einmal gemacht? Eine derartige Flucht, meine ich?“, fragte sie, so als wollte sie den eigenen Verdacht endgültig untermauern.

„Nein, in dieser Form noch nicht. Das war bisher auch nicht nötig“, sagte George. Er wandte sich kurz von der Straße ab und maß Claire mit einem vorwurfsvollen Blick.

„Es tut mir leid“, sagte Claire schließlich.

„*Was* tut Ihnen leid?“

„Alles, was passiert ist. Ich möchte, dass Sie wissen, dass ich absolut nichts dafür kann. Ich weiß nicht, was das für Leute waren und warum sie es auf mich abgesehen haben.“

Für einen Augenblick herrschte Stille im Wagen. George sah hinaus auf den Verkehr und schien zu überlegen.

„Es braucht Ihnen nicht leidzutun“, sagte er nach einer Weile, „ich kenne die Methoden dieser Leute und ich weiß, *was* alles passieren kann, wenn man sich mit ihnen anlegt.“

„Aber ich habe mich nicht mit ihnen angelegt“, sagte Claire, „ich weiß doch nicht einmal, wer die sind.“

„Das habe ich Ihnen doch schon gesagt. Es sind Jäger.“

„Vampirjäger?“

„Ja Vampirjäger. Sie gehören zu einem religiösen Kult, der sich seit dem Mittelalter der Jagd nach Vampiren verschrieben hat. Inzwischen operieren sie weltweit, soviel ich weiß. Was ich jedoch nicht verstehe, ist, was Sie damit zu tun haben.“

Claire zögerte einen Augenblick lang und dachte darüber nach, was sie ihm erzählen

sollte. Immerhin war der Mann, der neben ihr am Steuer saß, noch immer völlig fremd. Sie wusste weder *wer*, noch *was* er war. *Genauso* wenig wusste sie, was er vorhatte.

Das Schicksal hatte sie durch Zufall aneinander gekettet, wie zwei Sklaven auf einer Galeere. Dass sie jetzt in die gleiche Richtung ruderten, hatte nicht zu bedeuten, dass sie auch das Gleiche im Sinn hatten. Streng genommen...

...hatte es rein gar nichts zu bedeuten!

Noch bevor ihre Zweifel überhandnehmen konnten, besann sie sich darauf, dass George ihr an diesem Tag wahrscheinlich das Leben gerettet hatte. Nicht nur an

diesem Tag, sondern auch am Abend zuvor, als die bewaffneten Männer in ihre Wohnung gestürmt waren und das Feuer eröffnet hatten. Doch als wäre das allein nicht schon genug gewesen, so hatte er sogar ihre Wunden verarztet und ihr Frühstück gemacht. Für einen *völlig* Fremden, macht er sich ganz gut, dachte Claire.

Schuldgefühle begannen an ihr zu nagen. Mit scharfen Rattenzähnen bahnten sie sich ihren Weg aus ihrem Unterbewusstsein. Und mit ihnen kam auch die Erkenntnis, dass sie von George – Fremder oder nicht – nichts zu befürchten hatte. Diese Eingebung war es, die ihre Zunge lockerte und ihr ein bisschen die Angst nahm.

„Ich glaube es ist wegen meiner Schwester“, sagte sie, „meine Schwester ist ein Vampir. Ich glaube *sie* ist der Schlüssel zu dem ganzen Schlamassel.“

Zu Claires eigener Verwunderung hatten die Worte ein bisschen von ihrem Wahnsinn verloren.

Vampir.

Das Wort ging ihr mittlerweile so leicht über die Lippen, dass es ihr Angst machte. Insgeheim fragte sie sich, ob das vielleicht bedeuten könnte, dass nicht die gesamte Welt wahnsinnig geworden war, sondern nur sie selbst. Der Gedanke daran schürte neue Angst und ließ sie frösteln.

„Woher wissen Sie, dass ihre Schwester ein Vampir ist?“, fragte George, ohne den Blick vom Verkehr zu nehmen.

„Sie hat sich verwandelt“, sagte Claire, „gestern Abend, als ich sie im Krankenhaus besucht habe. Sie sah aus wie ein Monster und sie schwebte einige Augenblicke lang an der Decke.“

„Das mag vielleicht sein. Aber ich glaube trotzdem nicht, dass sie ein Vampir ist. Jedenfalls *noch* nicht.“

„Aber ich habe es mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich in ein Monster verwandelt hat.“

Claire überlegte kurz, dann erzählte sie

George alles, was mit Amanda vorgefallen war. Sie begann damit, dass sie mitten in der Nacht von zwei Polizeibeamten aufgeweckt worden war, die ihr mitteilten, dass Amanda eingeliefert worden war und endete mit der Schilderung der Ereignisse in Amandas Zimmer, kurz bevor sie das Bewusstsein verloren hatten.

Die Geschichte rund um John ließ sie gänzlich aus, weil sie vermutete, dass George ohnehin nicht gut auf ihn zu sprechen war. Stattdessen konzentrierte sie sich auf all die Kleinigkeiten, die sie in Amandas Wohnung gefunden hatte und schilderte zudem sämtliche Details ihrer Verwandlung.

Es dauerte fast eine halbe Stunde, bis sie George alles erzählt hatte. Während der ganzen Zeit tat er nichts weiter als auf den Verkehr zu achten und ihr zuzuhören.

Claire kam es beinahe so vor, als *wüsste* er, dass es ihr ein bisschen Linderung verschaffen würde, wenn sie sich endlich alles von der Seele redete. Doch auch wenn er es *nicht* wusste, dachte Claire, tat es ihr dennoch gut, mit jemandem über all die Vorkommnisse zu sprechen.

Ihr kam es mit jedem Wort mehr so vor, als verlören sämtliche Vorfälle des letzten Tages ein bisschen von ihrem Schrecken. Ihre Aufregung legte sich und die Angst verkroch sich zurück in das dunkle Loch in ihrem Unterbewusstsein, aus dem sie

gekommen war.

Nachdem sie geendet hatte, blieb George zunächst still und sagte nichts. Claire kam es so vor, als müsste er das Erzählte erst überdenken, bevor er sich eine Meinung dazu bildete.

„Und? Was denken Sie darüber?“, fragte sie schließlich nach einer Weile und brach das Schweigen.

„Ich *bleibe* bei meinem Standpunkt“, sagte George, “ich glaube immer noch nicht, dass Ihre Schwester ein Vampir ist. Mag sein, dass sie gebissen wurde und infiziert ist, aber meiner Erfahrung nach, ist der Vorgang noch nicht abgeschlossen. Und wissen Sie warum?“

Claire überlegte einen Augenblick und suchte nach der richtigen Antwort. Doch sie hatte keinen blassen Schimmer, worauf George überhaupt hinaus wollte. Deswegen gab sie es auf.

„Keine Ahnung“, sagte sie, „raus damit.“

„Na ja“, sagte George, „wenn die Verwandlung abgeschlossen wäre, wäre Ihre Schwester längst über alle Berge. Einen Vampir kann man nicht ohne Weiteres an einem Ort festhalten. Ihre Schwester wäre innerhalb kürzester Zeit ausgebrochen und verschwunden. Stattdessen ist sie aber geblieben. Das ist der *eine* Grund, warum ich glaube, dass sie noch immer nicht ganz verloren ist.“

„Und was ist der andere Grund?“, fragte Claire.

„Der andere ist...“, sagte George und hielt dann inne. Er wandte sich kurz zu Claire um und ihre Blicke trafen sich. Der Ausdruck in seinen Augen entfachte Claires Angst aufs Neue.

„Los, raus mit der Sprache“, sagte sie.

„Der andere Grund ist, dass Sie wohl kaum noch am Leben wären, wenn Ihre Schwester ein Vampir wäre. Wäre die Verwandlung abgeschlossen gewesen, hätte sie Sie mit Sicherheit sofort getötet. *Sie* und jeden anderen, der ihr zu nahe gekommen wäre.“

46.

„Wie sieht es aus?“, fragte Bishop.

Er saß auf dem Doppelbett des heruntergekommenen Hotelzimmers und war damit beschäftigt, seine Waffe zu reinigen. Der Vorgang dauerte eigentlich nie länger als eine halbe Stunde, selbst wenn er sich dabei Zeit ließ.

Doch dieses Mal war er schon über zwei Stunden darin vertieft, sämtliche Einzelteile zu reinigen und zu ölen. Er musste Zeit totschiessen und er wusste,

dass ihm das am besten mit einer eintönigen Beschäftigung gelingen würde. Andernfalls müsste er tatenlos zusehen, wie Whitman versuchte der Frau und dem Vampir auf die Spur zu kommen und er wusste, dass ihn das verrückt machen würde.

„Ich glaube wir haben eine Spur“, sagte Whitman.

„Geht es auch ein bisschen konkreter?“

„Eine Kreditkartenabbuchung über einen Betrag von knapp sieben tausend Dollar“, sagte Whitman, ohne den Blick vom Laptop zu heben.

„Wo?“

„Bei einem Gebrauchtwagenhändler an der nördlichen Stadtgrenze. So wie es aussieht, haben sie das Fahrzeug gewechselt.“

„Wann?“

„Ungefähr drei Stunden nach ihrer Flucht aus dem Haus. Wir könnten zwei Männer hinschicken. Vielleicht weiß der Händler, wohin die beiden verschwunden sind.“

„Reine Zeitverschwendung“, sagte Bishop, „ich glaube nicht, dass sie es ihm gesagt haben. Und selbst wenn, dann *nur*, um uns zu täuschen.“

Whitman erhob sich von seinem Stuhl, streckte sich und lief dann zweimal quer

durch den Raum. Schließlich blieb er neben dem Bett stehen und überlegte.

„Sonst können wir nichts tun, außer darauf zu warten, dass sie die Kreditkarte oder das Mobiltelefon wieder benützt“, sagte er.

„Das ist nicht ganz richtig“, sagte Bishop, „wir wissen jetzt zumindest, dass sie vorhaben, aus der Stadt zu verschwinden. Sonst hätten sie wohl kaum derart überstürzt einen Wagen gekauft.“

„Wir könnten zumindest versuchen den Fahrzeugtyp herauszubekommen.“

„Um *was* zu tun?“, unterbrach ihn Bishop, „um anschließend nach einer Nadel im

Heuhaufen zu suchen? Ist es *das*, was Sie wollen?“

Whitman erwiderte nichts.

Bishop wandte sich wieder der Waffe zu, die er in Händen hielt, und schob den letzten Stift in die Abdeckung.

Anschließend repetierte er sie mehrmals, um sich davon zu überzeugen, dass keines der Bauteile klemmte. Als auch *das* erledigt war, schob er ein volles Magazin ein und legte sie auf die Kommode neben dem Bett. Dann blickte er zu Whitman empor, der noch immer mit verschränkten Armen neben dem Bett stand.

„Ich habe eine Idee“, sagte er und erhob sich vom Bett. Der Raum war erfüllt vom

Geruch des Waffenöls und den Gestank von Zigarettenrauch, der sich im Laufe der Jahre in sämtlichen Möbeln abgelagert hatte.

„Ich brauche zwei Männer“, sagte er, „und wir müssen uns beeilen. Sie bleiben in der Zwischenzeit hier und überprüfen weiterhin die Kreditkarten und das Mobiltelefon. Und versuchen Sie herauszufinden, wem das Haus in Bowery gehört. Vielleicht hilft uns das weiter.“

Er nahm seinen Mantel vom Bett, zog ihn an und schob anschließend die Waffe in das Schulterhalfter.

„Wird gemacht, Häuptling. Aber was haben Sie vor, zum Teufel?“, fragte

Whitman.

Bishop grinste ihn an, ohne etwas zu sagen und machte sich auf den Weg. Erst nachdem er die Tür aufgeschlossen hatte, wandte er sich um und sagte:

„Lassen Sie sich überraschen.“

Dann verschwand er.

47.

Die Ausläufer der Stadt reckten sich in Hinterland, wie die Fangarme eines

Kraken. Doch mit jeder Stunde, die verging, ließen sie den grauen Moloch weiter hinter sich zurück.

Die Städte wurden kleiner und die Straßen enger. Die Gebäude ragten nicht mehr ganz so hoch in den blassen Herbsthimmel und immer wieder drangen ländliche Gerüche über die Lüftung ins Wageninnere.

George hatte es abgelehnt, über den Highway zu fahren. Dadurch wollte er es verhindern, angehalten zu werden, hatte er gesagt. Stattdessen fuhren sie über Nebenstraßen, quer durch etliche namenlose Städte und Dörfer.

Immer wieder bogen sie ab und schlugen

Haken, um die unsichtbaren Verfolger zu verwirren. Deswegen kamen sie nur langsam voran, auf ihrem Weg ins Landesinnere. Und erst als im Osten bereits der Abend dämmerte, überquerten sie die Staatsgrenze zu Massachusetts.

Im Westen waren die ersten Ausläufer der Appalachen zu erkennen. Wie schwarze Riesen ragten sie am Horizont auf, mit weißen Gipfeln, über denen sich die Wolken türmten.

Die ganze Fahrt über rauschte ein Wechselspiel der Gefühle durch Claires Verstand und ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Immer wieder drängte sich ihr die Frage auf, ob es noch eine Möglichkeit gab, Amanda zu retten.

Es muss eine Möglichkeit geben, dachte sie.

Irgendeine Möglichkeit gibt es immer!

Doch dieser Gedanke verhieß keine Hoffnung. Vielmehr drängten sich wieder Schuldgefühle in ihr Bewusstsein und versetzten ihr glühende Stiche in Seele und Herz.

Sie hatte ihre Schwester zurückgelassen, um sich selbst zu retten. Sie hatte sie einfach zurückgelassen – hilflos und allein.

Du bist ihre ältere Schwester und du warst dazu verpflichtet, auf sie aufzupassen!

Die Stimme ihres Vaters erklang erneut in ihren Gedanken und riss die Wunden aus ihrer Kindheit auf. Wie ein Stolperdraht war sie durch ihre Gedanken gespannt und brachte jeden Funken Hoffnung zum Erliegen.

Doch da war noch eine Stimme. Eine Stimme, die am Rande ihrer Wahrnehmung durch ihre Gedanken schwirrte. Krächzend und mit fremdem Akzent.

John! Es war Johns Stimme!

Sie rauschte im Hintergrund durch Claires Verstand, wie eine atmosphärische Störung. Sie musste sich erst konzentrieren, um zu verstehen, was die Stimme immer wieder aufs Neue

wiederholte.

Sie horchte tief in sich hinein, sperrte die Geräusche der Umwelt für einen Augenblick aus und lauschte den Worten, die John ihr gesagt hatte:

...Diese Substanzen sind pures Gift für Vampire. Regelmäßig eingesetzt sorgen sie dafür, dass die Macht des Vampirs über das Opfer sinkt und dass es wieder gesund wird...

Erst in diesem Augenblick erinnerte sie sich wieder an die silberne Schachtel, die er ihr am Flughafen gegeben hatte. Im gleichen Moment beschlich sie jedoch Angst. Es war die Angst davor, dass sie die Schachtel auf der Flucht verloren

hatte. Inmitten des Durcheinanders, war sie vielleicht unbemerkt aus ihrer Handtasche geglitten.

Bitte nicht, bitte, bitte, bitte...

Sofort griff sie nach ihrer Handtasche, die auf dem Armaturenbrett lag. Sie riss den Verschluss auf und begann aufgebracht in dem Durcheinander darin zu wühlen. Schließlich ertasteten ihre Finger die glatte Oberfläche der Schachtel und im gleichen Augenblick legte sich auch ihre Aufregung.

Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr ihr. Dann lehnte sie sich wieder in ihrem Sitz zurück.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte George und blickte sie an. Die leuchtenden Anzeigen des Wagens hüllten sein Gesicht in einen bläulichen Schimmer.

„Ich denke schon“, sagte Claire und erwiderte den Blick, „ich hätte da nur noch eine Frage zu dem, was wir vorhin besprochen haben.“

„Nur raus damit.“

„Sie haben behauptet, dass Amanda sich noch nicht verwandelt hat“, sagte Claire.

„Ja, das habe ich gesagt. Und?“

„Wie sicher sind Sie sich?“

George blickte wieder zurück auf die

Straße und überlegte einen Augenblick.

„Ganz sicher“, sagte er, „worauf wollen Sie hinaus?“

„Ich will darauf hinaus, dass es vielleicht noch nicht zu spät ist, um sie zu retten. Was denken Sie? Ist es noch möglich den Vorgang aufzuhalten? Kann man die bisherige Verwandlung unter Umständen vielleicht sogar rückgängig machen?“, fragte Claire. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

„Unter Umständen wäre es möglich“, sagte George, „man müsste sie isolieren und dafür sorgen, dass ihr der Vampir, der sie gebissen hat, nicht mehr zu nahe kommt. Dann könnte es durchaus sein,

dass sie wieder gesund wird. *Trotzdem* wäre es ein riskantes Unterfangen.“

„Aber es *wäre* möglich?“

„Ja, durchaus“, sagte George, „aber Sie müssen wissen, dass es keine Garantie dafür gibt, dass sie je wieder gesund wird.“

„Ich brauche keine Garantien. Alles, was ich brauche, ist nur der Funken einer Chance.“

„Was haben Sie vor?“, fragte George.

„Ich muss zurück nach New York und ihr helfen. Ich muss sie aus dem Krankenhaus holen und mit ihr untertauchen, bis die ganze Sache ausgestanden ist.“

„Völlig ausgeschlossen. Die Jäger werden das Krankenhaus rund um die Uhr bewachen. Wenn Sie dort auftauchen, sind Sie geliefert.“

„Aber was soll ich denn sonst tun, verdammt?“, fragte Claire.

„Wir...“, sagte George und hielt dann einen Augenblick lang inne, „...wir müssen so schnell wie möglich untertauchen und darauf warten, bis Gras über die Sache gewachsen ist. Alles andere wäre reiner Selbstmord.“

Als Bishop in das Hotelzimmer zurückkehrte, war er wie ausgewechselt. Die Sorgenfalten auf seiner Stirn hatten sich geglättet und seine Mimik hatte sich gelockert. Seine hellblauen Augen funkelten, wie blank polierte Opale und sogar ein kleines Lächeln zierte seine Mundwinkel.

„Wo zum Teufel waren Sie?“, fragte Whitman und erhob sich von seinem Stuhl.

Bishop durchschritt den Raum, so als hätte er die Frage nicht gehört und begann die Ausrüstung, die auf dem Bett verstreut lag, einzupacken.

Stück für Stück verstaute er alles in einer schwarzen Sporttasche und achtete dabei kein bisschen auf seinen Partner, der keine zwei Schritte entfernt stand und ihn beobachtete.

Die Dinge waren besser gelaufen als geplant und jetzt war es für ihn an der Zeit, das Glücksgefühl zu genießen, das der Erfolg mit sich brachte, dachte er.

„Ich warte noch immer auf eine Antwort“, sagte Whitman.

Bishop wandte sich um und starrte ihn mit funkelnden Augen an. Er erkannte auf den ersten Blick, wie aufgebracht Whitman war.

Dem Mistkerl gefällt es wohl gar nicht, wenn er nicht in alles eingeweiht wird, dachte er. Dieser Gedanke war es, der das Lächeln in seinem Gesicht in ein breites Grinsen verwandelte.

„Ich habe ein paar Dinge erledigt, die erledigt werden mussten. Und Sie? Habe Sie herausgefunden, wem das Haus in Bowery gehört?“

Whitman ging zurück zum Schreibtisch, tippte ein paar Befehle in die Tastatur des Laptops und kurz darauf erschien das Bild eines Mannes aus dem Bildschirm. Bishop erkannte ihn auf den ersten Blick. Es war der Mann...

...das Monster...

...das Morales erschossen und Jones überfahren hatte. Daran bestand überhaupt kein Zweifel.

„Was habe Sie herausgefunden?“, fragte er. Das Lächeln war von seinem Gesicht verschwunden und auch seine Augen funkelten nicht mehr so stark, wie zuvor.

„Bei dem Mann handelt es sich um einen gewissen *George Powell*“, sagte Whitman, „hatte früher eine Zulassung als Allgemeinarzt in New York City. Laut den Unterlagen der zuständigen Behörde praktiziert er jedoch schon seit Jahren nicht mehr. Vielmehr geht aus den Unterlagen seiner Sozialversicherung hervor, dass er seit mehr als fünfzehn Jahren in Pension ist.“

„*Pension?*“, fragte Bishop und studierte ein weiteres Mal die Züge des Mannes, der ihm vom Bildschirm des Laptops entgegenblickte. Auf den ersten Blick hätte er sein Alter auf Ende dreißig geschätzt. Höchstens Anfang vierzig, dachte er und blickte wieder zu Whitman.

„Ich weiß, *was* Sie denken, Häuptling“, sagte Whitman, „das Gleiche habe ich mir auch gedacht. Gleich nachdem ich das Bild gesehen hatte, habe ich mich gefragt, wie um alles in der Welt, jemand in seinem Alter schon in Pension sein konnte.“

„*Und?* Was haben Sie herausgefunden?“, fragte Bishop, obwohl er die Antwort auf die Frage bereits kannte.

„Nun ja“, sagte Whitman, „Mister Powell hat sich erstaunlich gut gehalten, wenn man bedenkt, welches Geburtsdatum in seinem Führerschein steht. Immerhin ist er letzten Monat einundneunzig Jahre alt geworden. Das ist doch erstaunlich, finden Sie nicht?“

„Ja“, sagte Bishop, „wirklich erstaunlich.“

Sein Blick war glasig und seine Stimme schwach.

„Wissen Sie was das bedeutet?“

„Ja“, sagte Bishop, „wir haben es verdammt noch mal tatsächlich mit einem Hybriden zu tun.“

Bishop wusste, dass es keinen Sinn mehr machte, seine Vermutung vor Whitman zu verheimlichen. Auch wenn er ihn nicht ausstehen konnte und nur auf eine Gelegenheit wartete, um ihn ein für alle Mal loszuwerden, so wusste er, dass Whitman nicht dumm war.

Er hatte seine Akte studiert und herausgefunden, dass der Mistkerl ganz bestimmt nicht auf den Kopf gefallen war. Wenn er sich auf dem Weg zum College nicht zu den Marines verlaufen hätte, wäre aus ihm wahrscheinlich ein brillanter Wissenschaftler geworden.

Stattdessen war er einer der besten Pioniere der amerikanischen Streitkräfte geworden und hatte sich rasch die

Karriereleiter emporgearbeitet. Daraufhin hatte die Organisation sein Potenzial erkannt und ihn abgeworben, so wie sie es mit all ihren Agenten tat. Bis auf wenige Ausnahmen waren alle Agenten, die im Dienst der Organisation standen, ehemalige Militärs. Ein bunter Haufen – zusammengewürfelt aus Spezialisten aus aller Herren Länder.

Nein, dachte Bishop, er durfte nichts vor Whitman verheimlichen, wenn er sich nicht selbst damit schaden wollte.

Immerhin war sein Partner ein Jungspund, der ihn ohne Weiteres ans Messer liefern würde, wenn es ihm half, den Vorgesetzten noch tiefer in den Arsch zu kriechen.

„Bingo“, sagte Whitman, „wir haben *tatsächlich* einen Hybriden aus seinem Versteck gescheucht. Jetzt müssen wir ihn nur noch finden und einfangen. Wissen Sie was das bedeutet?“

„Das bedeutet, dass wir noch einen Haufen Arbeit vor uns haben“, sagte Bishop, „immerhin haben wir nicht den Hauch einer Spur von ihm. Weder von ihm, noch von der Frau.“

Anschließend nahm er die Sporttasche vom Bett und ging Richtung Tür.

„Wohin wollen Sie?“, fragte Whitman.

„Los, kommen Sie mit“, sagte Bishop, „ich habe eine kleine Überraschung für

Sie.“

49.

Die Tankanzeige auf dem Armaturenbrett des Wagens war aufgeleuchtet und hatte ihnen mitgeteilt, dass sich der Sprit dem Ende neigte.

Daraufhin hatte George die nächste Ausfahrt genommen und war auf eine der vielen Raststätten gefahren, die alle paar Meilen die Landstraße säumten. Die Neonreklame auf dem Dach des Gebäudes verhieß warme Küche und nette

Bedienung rund um die Uhr.

„Wollen Sie noch einen Happen essen?“, fragte George, nachdem er den Wagen betankt hatte. Er stand neben der Beifahrertür und sah immer noch aus, als wären sämtliche Anstrengungen des vergangenen Tages spurlos an ihm vorübergegangen.

Claire überlegte kurz und stimmte dann schließlich zu. Sie hatte zwar keinen Hunger, sehnte sich aber nach einem starken Kaffee. Außerdem wollte sie sich ein bisschen die Beine vertreten. Denn nach mehr als fünf Stunden Fahrt, war sie von der Hüfte abwärts, wie gelähmt. Ihre Füße waren geschwollen und ihre Beine kribbelten.

George parkte den Wagen, während Claire neben den Zapfsäulen auf ihn wartete. Anschließend betraten sie das Fastfood-Restaurant. Es grenzte direkt an die Tankstelle an und verströmte auf mehrere Meter den verlockenden Geruch von gebratenem Speck und frischem Kaffee.

Sie nahmen an einem der hinteren Tische Platz und bestellten Kaffee bei einer Kellnerin, die mit ihrer Freundlichkeit der Neonreklame auf dem Dach des Restaurants alle Ehre machte.

Kurz darauf waren sie wieder allein. Niemand saß an den angrenzenden Tischen. Nur ein paar Trucker tummelten sich an der Theke. Jeder von ihnen war

gleichermaßen in sein Essen und die Nachrichten vertieft, die gerade auf dem kleinen Fernseher liefen, der über der Bar an der Wand montiert war. Niemand war in der Nähe, um ihr Gespräch zu belauschen.

„Wo fahren wir überhaupt hin?“, fragte Claire, nachdem sie den ersten Schluck von ihrem Kaffee genommen hatte.

„Ich weiß es noch nicht“, sagte George, „erst habe ich an Mexiko gedacht. Irgendwo an die Pazifikküste, wo die Leute nicht so viele Fragen stellen, solange man mit frisch gedruckten Dollars wedelt. Doch so, wie sich die Dinge inzwischen entwickelt haben, wäre das wahrscheinlich zu riskant.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nun ja“, sagte George und blickte hinab auf seinen Kaffee, „Sie haben den Wagen und das Benzin bezahlt und ich möchte nicht, dass Sie mich falsch verstehen: Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür. Ohne Ihre Hilfe würden wir wahrscheinlich immer noch in New York festsitzen. Aber ich glaube, dass wir sehr schnell Probleme bekommen werden, wenn Sie weiterhin Ihre Kreditkarte benützen.“

„Aber das ist das einzige Geld, das uns momentan zur Verfügung steht“, sagte Claire.

„Das mag sein. Trotzdem müssen wir damit rechnen, dass wir unseren

Verfolgen damit jederzeit Aufschluss über unseren Aufenthaltsort geben. Diese Leute haben Zugang zu allen möglichen Firmen und Institutionen. Mit denen ist nicht zu spaßen.“

„Was wollen Sie sonst tun?“, fragte Claire, „die Karte im Klo runterspülen und hier im Restaurant einen Job als Tellerwäscher annehmen?“

Claire war selbst erstaunt, wie nervös ihre Stimme anhörte. Erst in diesem Augenblick erkannte sie, wie müde sie war und wie sehr sie sich inzwischen danach sehnte, sich bis zu den Ohren zuzudecken und zu schlafen. Dennoch ahnte sie, dass dieser Wunsch vorerst nicht in Erfüllung gehen würde.

„Verzeihen Sie“, sagte sie schließlich, „das ist das erste Mal, das ich untertauchen muss und ich bin noch ein bisschen nervös, wie es aussieht.“

George Mund spannte sich zu einem Lächeln und auch Claire konnte nicht anders: Sie musste kichern, obwohl sie sich dabei völlig albern vorkam.

Doch trotz dieser Albernheit vergaß sie nicht den Ernst der Lage.

„Warum gehen wir nicht einfach zur Polizei?“, fragte sie.

George hob den Blick von seiner Tasse und schaute sie an.

„Und was *dann*?“, fragte er.

„*Dann* erklären wir ihnen, was *wirklich* in meiner Wohnung und in Ihrem Haus vorgefallen ist und bitten sie um Schutz, bis sie die Typen schnappen, die hinter uns her sind.“

Noch bevor Claire ihren Satz beendet hatte, spürte sie, dass George dagegen war. Sein Gesicht hatte sich vollkommen verfinstert und sein Blick glich einer stummen Anklage.

„Keine Chance“, sagte er, „die Polizei wird uns nicht glauben. Falls wir ihnen die komplette Geschichte auftischen, stehen die Chancen sogar recht gut, dass sie uns gleich an Ort und Stelle einweisen lassen.“

„Aber wir könnten es *zumindest* versuchen“, sagte Claire, „wir könnten im Vorfeld einen Anwalt betrauen, der dafür sorgt, dass uns nichts dergleichen passiert.“

„Der Anwalt kann uns vielleicht davor beschützen, eingesperrt zu werden. Aber *wer* wird uns vor den Männern beschützen, die hinter uns her sind?“

Noch bevor Claire antworten konnte, fuhr er fort:

„Ich sage es Ihnen: *niemand*! Sobald sie wissen, wo wir sind, sind wir geliefert. Diese Leute haben Kontakte, die in der Lage sind, ihnen viele Türen zu öffnen. Wir wären sehr blauäugig, wenn wir

glauben würden, dass uns die Polizei vor ihnen beschützen könnte.“

„Also, was schlagen Sie vor?“, fragte Claire, „wohin sollen wir sonst gehen?“

„Wir müssen irgendwohin, wo wir einige Wochen ungestört bleiben können. An einen Ort, an dem wir unabhängig sind und wo wir kein Aufsehen erregen. Zumindest so lange, bis sich die Dinge in New York wieder ein bisschen beruhigt haben.“

„Für mich klingt das fast so, als wollten Sie nach Las Vegas“, sagte Claire. Ihre Stimmung hatte sich dank des Kaffees ein wenig gebessert und auch ihre Müdigkeit war inzwischen wie weggefedt.

Die Kellnerin kam erneut an ihren Tisch, schenkte Kaffee nach und fragte, ob sie etwas zu Essen bestellen wollten. Als sie verneinten, machte sie auf dem Absatz kehrt und verschwand wieder hinter der Theke.

Claire trank für gewöhnlich nie mehr als eine Tasse Kaffee auf einmal. Diesmal aber, dachte sie, konnte sie ruhig eine Ausnahme machen. Insgeheim hatte sie das Gefühl, dass ihr eine lange und anstrengende Nacht bevorstand.

Sie nahm gerade den ersten Schluck von ihrer zweiten Tasse, als die Eingebung mit der Wucht eines Donnerschlages durch ihre Gedanken rauschte. Bruchstücke ihres Traumes von vergangener Nacht

schwirrten durch ihre Gedanken und erzeugten eine kribbelige Gänsehaut auf ihren Armen. Und von einer Sekunde auf die andere, wusste sie, *wo* sie untertauchen konnten. Sie kannte den Ort, an dem sie sicher und abgeschieden darauf warten konnten, dass sich die Lage wieder beruhigte.

Sie stellte die Tasse ab und wandte sich dann um, so als wollte sie sich ein weiteres Mal vergewissern, dass niemand ihr Gespräch belauschen konnte.

„Was ist los?“, fragte George, der ihre Aufregung sofort bemerkt zu haben schien.

„Ich hab's“, sagte Claire. Ihre Lippen bewegten sich kaum beim Reden und ihre

Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

„Was denn?“, fragte George. Auch er senkte automatisch seine Stimme.

„Ich glaube ich kenne das perfekte Versteck für uns beide. Es ist in...“

50.

„Wie zum Teufel haben Sie das geschafft?“, fragte Whitman. Er stand am Heck des Geländewagens und blickte mit aufgerissenen Augen in dessen Kofferraum.

„Für einen Mann, der für die katholische Kirche arbeitet, fluchen Sie verdammt viel“, sagte Bishop.

Auch er hatte einen Augenblick lang Mühe damit, den Blick vom Inhalt des Kofferraums zu nehmen. Der einzige Anblick, der ihn *noch* mehr amüsierte, war der Gesichtsausdruck von Whitman, der seinen eigenen Augen nicht zu trauen schien.

Er starrte in das Innere des Kofferraums und machte dabei ein Gesicht, wie ein dickes Kind, bei einer Führung durch die Schokoladenfabrik. Sein Mund stand offen und seine Augen gingen über, bei dem Anblick, der sich ihm bot. Es hätte *wenig* gefehlt, dachte Bishop, und er hätte

angefangen zu sabbern.

Insgeheim fragte sich Bishop, ob Whitman der *gleiche* Ausdruck von Verwunderung über das Gesicht huschen würde, kurz bevor er ihm die Lichter ausblies. Auch wenn er es nicht mit Sicherheit sagen konnte, hoffte er es dennoch sehr.

„Das beantwortet nicht meine Frage“, sagte Whitman, „*wie* zum Teufel haben Sie das angestellt?“

„Ich will Sie nicht mit den Einzelheiten langweilen“, sagte Bishop, „aber ich würde sagen, dass Sie noch eine Menge von mir lernen können.“

Es gefiel ihm, Whitman hinzuhalten und

ihn dumm dastehen zu lassen. Aus diesem Grund schwieg er auch zu den Einzelheiten seines Erfolges.

Es war wie bei einem Taschenspielertrick, dachte er: Wenn man dem Publikum erst einmal all die Einzelheiten erklärte, verlor auch das ausgefallenste Kunststück jeglichen Reiz. Darum schwieg er einfach und genoss den ungläubigen Gesichtsausdruck seines Partners.

Als er das Gefühl hatte, dass Whitman sich an dem Anblick der Fracht sattgesehen hatte, knallte er den Kofferraumdeckel zu.

„Kommen Sie“, sagte Whitman, „raus mit

der Sprache – wie haben Sie es angestellt?“

Bishop reagierte nicht auf die Frage, sondern ging um den Wagen herum und setzte sich ans Steuer. Whitman folgte ihm und nahm auf dem Beifahrersitz Platz.

„Sie können es mir ruhig sagen, Häuptling“, sagte Whitman, „ich werde Ihnen Lorbeeren für diesen nicht streitig machen. Ich werde diese außergewöhnliche Leistung sogar in meinem Abschlussbericht erwähnen.“

Bishop wandte sich zu ihm um und maß ihn mit einem zynischen Blick. Er hob die Augenbrauen und zwang sich zu einem Lächeln. Obwohl er sich dabei nicht

selbst sehen konnte, glaubte er, dass es ihm ziemlich gut gelang, seinen Hass gegen Whitman, hinter dieser Maske zu verbergen.

„Lassen Sie uns erst die Frau und den Vampir schnappen“, sagte er schließlich, „dann weihe ich Sie in alles ein, was Sie wissen wollen.“

Er achtete genau auf Whitmans Reaktion. Daher sah er gleich, dass das nicht die Antwort war, die sich der Mistkerl erwartet hatte. Seine Augen funkelten böse und er presste die Lippen aufeinander, bis sämtliches Blut aus ihnen wich.

Bishop fand den Anblick derart amüsant, dass er ihn sich genau einprägte, um ihn in

seiner Erinnerung für die Ewigkeit zu bewahren.

Dann wandte er sich ab, startete den Motor und fuhr hinaus in die einsetzende Dunkelheit.

51.

„*Rockwell?*“, fragte George.

„Ja, Rockwell“, sagte Claire, „aber das ist nur eine Zwischenstation. Wir könnten es bis morgen früh dorthin schaffen, wenn wir uns beim Fahren abwechseln.“

„Und *dann*?“

„Dann decken wir uns mit Proviant ein und verschwinden in die Wälder. Die Jagdhütte meines Vaters liegt etwa dreißig Meilen nördlich der Stadt, in der Nähe der kanadischen Grenze.“

George blickte sie skeptisch an. Claire kam es so vor, als ginge es ihm gegen den Strich, die Zügel aus der Hand zu geben und sich darauf zu verlassen, dass ihr Plan funktionierte. Sein Gesicht hatte sich verfinstert und jegliche Regung war daraus verschwunden.

Aus seinem bisherigen Verhalten zu schließen, dachte Claire, war er ein Mann, der sich auf niemanden verließ, außer auf

sich selbst.

„Und Sie sind sicher, dass diese Jagdhütte nicht mit Ihnen in Verbindung gebracht werden kann?“, fragte George.

„*Absolut* sicher“, sagte Claire, „die Hütte ist ein Schmugglerversteck aus den Zeiten der Prohibition. Sie ist auf keiner einzigen Karte eingezeichnet und außer mir gibt es nur noch eine Handvoll von Menschen, die wissen, dass sie *überhaupt* existiert.“

„Klingt gut“, sagte George. Seine Stimme klang unsicher und zögerlich zugleich, „und was ist mit dem Wagen? Schaffen wir es mit dem Wagen bis dorthin?“

„Keine Chance“, sagte Claire, „die letzten

paar Meilen des Weges sind nichts weiter, als unwegsame Trampelpfade. Das letzte Stück werden wir zu Fuß zurücklegen müssen. Ich glaube, dass wir es in voller Montur in einem Tagesmarsch schaffen können. Vielleicht auch schneller.“

„Aber früher oder später wird jemand den Wagen finden und misstrauisch werden“, sagte George, „irgendein Jäger, ein Wanderer oder weiß der Teufel, wer dort sonst durch die Wälder schleicht.“

„Der Wagen ist unser kleinstes Problem. Dort in der Gegend gibt es viele Seen. Einige davon sind so tief, dass man problemlos einen Schulbus darin verschwinden lassen könnte. Wir können den Wagen darin versenken, bevor wir

uns auf den Weg zur Hütte machen. Niemand wird Verdacht schöpfen. Die Gegend ist in dieser Jahreszeit wie ausgestorben.“

George sagte nichts, sondern schien zu überlegen. Seine Stirn legte sich in Falten und sein Blick senkte sich auf die zerkratzte Tischplatte.

Claire fand, dass sie ihm etwas Zeit geben sollte, um sich mit dem Plan anzufreunden. Außerdem musste sie noch etwas erledigen, das ihr seit der überstürzten Flucht keine Ruhe mehr ließ: Sie musste im Hillside anrufen und sich danach erkundigen, wie es Amanda ging.

„Ich bin gleich wieder zurück“, sagte sie.

Dann stand sie auf und verschwand in Richtung der Toiletten. Mit jedem Schritt wuchs ihre Aufregung.

Auf der Toilette angekommen, betrat sie eine der Kabinen, verriegelte die Türe und holte ihr zweites Mobiltelefon aus der Handtasche – jenes, das nicht auf sie registriert war.

Sie schaltete es ein und wählte anschließend die Auskunft, weil sie die Nummer des Hillside nicht auswendig wusste.

„Einen Moment, Sie werden gleich verbunden“, sagte der Telefonist am anderen Ende der Leitung.

Bereits kurz darauf erklang die Warteschleifenmusik des Krankenhauses aus dem Lautsprecher des Mobiltelefons. Keine Minute später hörte Claire ein Klicken in der Leitung und eine Frauenstimme meldete sich:

„Hillside Medical Center, New York City – Sie sprechen mit der Auskunft - mit wem darf ich Sie verbinden?“

„Hier spricht Claire Hagen. Ich möchte bitte mit Doktor Harris sprechen.“

„Einen Moment bitte“, sagte die Frauenstimme. Wieder erklang ein Klicken, dann meldete sich Dr. Harris:

„Doktor John Harris am Apparat. Was

kann ich für Sie tun?“

„Hallo Doktor Harris“, sagte Claire, „ich hoffe ich erwische Sie nicht wieder auf dem Nachhauseweg. Hier spricht Claire Hagen. Ich wollte mich erkundigen, wie es meiner Schwester geht.“

Einen Augenblick herrschte absolute Stille am anderen Ende der Leitung und Claires Herz setzte einen Schlag aus.

„Miss Hagen, Gott sei Dank geht es Ihnen gut“, sagte Dr. Harris. Seine Stimme klang aufgebracht und nervös zugleich. Die Worte sprudelten nur so aus ihm heraus und Claire hatte Mühe ihm zu folgen:

„Die Polizei war heute hier, um sich nach

Ihnen zu erkundigen. Man hat mir gesagt, was in ihrer Wohnung vorgefallen ist. Ich hoffe es geht Ihnen gut und Sie sind nicht verletzt.“

„Keine Angst, Doktor Harris“, sagte Claire, „mir geht es gut.“

„Was war denn bei Ihnen los? Einer der Polizisten hat behauptet, Sie wären entführt worden. Ist auch *wirklich* alles in Ordnung mit Ihnen? Soll ich die Polizei informieren? Brauchen Sie Hilfe?“

„Ich sagte doch schon, dass es mir gut geht. Ich habe leider keine Zeit, um Ihnen die Einzelheiten zu erklären. Ich wollte mich nur erkundigen, wie es Amanda geht.“

Wieder Stille.

Claires Herzschlag beschleunigte und sie konnte spüren, wie sämtliche Kraft aus ihren Beinen wich. Aus unerklärlichen Gründen war sie sich plötzlich sicher, dass Dr. Harris keine guten Nachrichten für sie hatte.

Der Gedanke daran, dass Amanda etwas zugestoßen war, schnürte ihr die Kehle zu und nahm ihr den Atem. Sie lehnte sich an die Kabinenwand und schloss für einen Moment die Augen.

Bitte, bitte, bitte, lass es ihr gut gehen!

„Sind Sie noch dran?“

„Ja, ich bin noch da, Miss Hagen.“

„Also, wie geht es Amanda?“

„Amanda ist weg“, sagte er.

Weg!

Das Wort traf Claire wie eine Ohrfeige. Sie zuckte zusammen und zog den Kopf ein. Gleichzeitig meldete sich Amandas Stimme in ihrer Erinnerung zu Wort.

Sobald die Sonne untergeht, bin ich weg!

„Weg?“

„Ja, weg.“

„Wie? *Wann?*“, fragte Claire. Ihre Stimme war kaum mehr als ein gurgelnder Laut und sie hatte das Gefühl keine Luft mehr

zu bekommen.

Oh Gott, Mandy!

„*Genau* weiß ich es auch nicht, Miss Hagen“, sagte Harris, „als ich vor zwei Stunden die letzte Visite machen wollte, war sie verschwunden. Ihr Zimmer war von außen abgesperrt und auch ansonsten gab es kein Anzeichen für einen Ausbruch. Ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, wie das geschehen konnte. Während ich hier bin, ist es noch nie einem Patienten gelungen...“

Claire hatte genug gehört.

Sie nahm das Mobiltelefon vom Ohr und beendete das Gespräch. Tränen stiegen ihr

in die Augen und liefen ihr über die Wangen. Ein Schluchzen entfuhr ihrer Kehle. Es klang gequält und schwach, wie das Wimmern eines jungen Hundes.

In diesem Augenblick sehnte sie sich danach, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie wollte weinen – *so lange*, bis keine Tränen mehr kamen und ihre Augen rot und aufgedunsen waren. Sie wollte *endlich* alles herauslassen, was sich in den letzten zwei Tagen in ihr angesammelt hatte. All die Angst, die Ohnmacht und den Wahnsinn...

Doch obwohl dieser Wunsch in ihr brannte, sie förmlich von innen heraus verzehrte, gab sie ihm nicht nach. Der Hauptgrund dafür war der Gedanke, dass

damit niemandem geholfen war.

Weder ihr, noch George, noch Amanda, dachte sie.

Am allerwenigsten Amanda...

Sie wischte sich die Tränen von den Wangen und schnäuzte sich anschließend mit einem Stück Toilettenpapier. Danach atmete sie ein paar Mal tief durch, um sich zu beruhigen. Sie spürte, wie sich die Aufregung allmählich legte. Ihr Herz beruhigte sich mit jedem Schlag und auch ihre Gedanken begannen sich wieder zu ordnen. Die Vernunft gewann wieder Oberhand über den Wahnsinn und die Angst, die in ihr tobten.

So ist es gut, dachte sie. Dann betätigte sie die Toilettenspülung und sah dem schäumenden Wasser dabei zu, wie es die Klopapierfetzen mitsamt ihren Tränen fortspülte.

Sie wollte sich gerade umwenden und zurück ins Restaurant gehen, als plötzlich ein *neuer* Impuls in ihr aufstieg. Mit einem Mal, wusste sie, was sie zu tun hatte – was sie schon die ganze Zeit hätte tun sollen.

Sie nahm wieder das Mobiltelefon zur Hand und wählte die einzige Nummer, die in dessen Telefonbuch gespeichert war. Es war die Privatnummer von Arthur Flynn – ihrem Chef bei der News Review.

Während es am anderen Ende der Leitung klingelte, begann sie sich zu fragen, wie viel Arthur wohl über all das wusste, was bisher vorgefallen war. Dann erinnerte sie sich wieder daran, *wen* sie gerade anrief: Arthur Flynn war der Chef eines der auflagenstärksten Blätter von New York City und hatte Verbindungen, um die ihn jeder in der Branche beneidete.

Wahrscheinlich wusste er inzwischen *mehr* als die Polizei, dachte Claire.

Mit Sicherheit sogar!

„Hier ist Arthur Flynn. Wer stört mich in einer wichtigen Besprechung?“

„Hallo Art“, sagte Claire.

Für einen Augenblick herrschte absolute Stille in der Leitung.

„Claire? Oh mein Gott, geht es dir gut, Darling? Wo bist du? Was ist passiert? Ich habe sicher eine Million Mal versucht, dich zu erreichen! Ich habe mir solche Sorgen gemacht“, sagte Art.

Seine Stimme war ein einziger Schwall aus Worten, der durch den Lautsprecher des Mobiltelefons rauschte und Claire hatte Mühe damit, ihm zu folgen. Dennoch entging ihr der besorgte Unterton in seiner Stimme nicht. In *all* den Jahren, in denen sie inzwischen schon bei der News Review arbeitete, hatte sie ihn noch *nie* derart aufgebracht erlebt.

Obwohl Claire von seiner Angst um sie gerührt war, glaubte sie nicht, dass es gut für sein Herz war, wenn er sich *derart* aufregte. Immerhin war Arthur Flynn ein 60 Jahre alter Kettenraucher mit starkem Übergewicht, der schon zwei leichte Infarkte und mindestens so viele Operationen am offenen Herzen hinter sich hatte.

Deswegen hoffte sie, dass ihm die ganze Aufregung um sie nicht zu sehr zusetzte. Sie hätte ihn zwar gerne beruhigt und ihm versichert, dass alles in bester Ordnung war, doch tief in ihrem Unterbewusstsein ahnte sie, dass sie keine Zeit vergeuden durfte. Deswegen kam sie gleich auf den Punkt:

„Hör zu Art. Mir geht es gut. Aber ich habe jetzt keine Zeit, um dir alles zu erklären. Mach dir bitte nicht zu viele Sorgen. Aber ich brauche deine Hilfe.“

Das Erste, was Claire zu hören bekam, war ein langer Seufzer der Erleichterung. Erst *dann* meldete sich Art wieder zu Wort.

„Gott sei Dank geht es dir gut“, sagte er, „was kann ich für dich tun, Claire?“

„Es geht um Folgendes...“, sagte Claire und erzählte Arthur Flynn alles, von dem sie annahm, dass es vielleicht wichtig war. Dennoch wusste sie, dass sie vorerst nicht zu viel erzählen durfte, wenn sie nicht wollte, dass er womöglich an ihrer

geistigen Verfassung zweifelte. Deswegen sprach sie weder von Vampiren, noch von dem, was Amanda wirklich zugestoßen war. Und auch George verschwieg sie voll und ganz.

Stattdessen beschränkte sie sich darauf, zu erwähnen, dass sie wusste, *wer* die Mörder des Mannes waren, der am Tag zuvor auf dem Flughafen erschossen worden war. Sie wusste, dass Art vor allem immer dann hellhörig wurde, wenn es um eine gute Story ging. Und welche Story war wohl besser, dachte sie, als der aufgedeckte Mordkomplott einer geheimen Organisation, die wahllos durch die Stadt fuhr und unschuldige Menschen ermordete.

Derartige Enthüllungstories waren es, die

manchmal selbst kleine Zeitungen in den Olymp des Journalismus hievten und den Redakteuren nicht selten den Pulitzer-Preis einbrachten. Außerdem wusste Claire, dass Art lieber *sterben* würde, als sich eine gute Story durch die Lappen gehen zu lassen. Deswegen hatte sie ein gutes Gefühl, während sie erzählte. Ihre Zuversicht wuchs.

Die ganze Zeit über hörte Arthur Flynn zu, ohne sie zu unterbrechen. Schließlich endete ihr Telefonat damit, dass sie ihm erzählte, was er für sie tun konnte.

Ohne eine Sekunde zu zögern, stimmte Art zu:

„Wird gemacht, Darling“, sagte er.

„Danke Art.“

„Keine Ursache. Und pass auf dich auf, Claire.“

„Mache ich“, sagte Claire. Dann legte sie auf und verstaute das Mobiltelefon wieder in ihrer Handtasche.

Sie überdachte das Gesagte noch einmal und kam zum Schluss, dass sie das Richtige getan hatte. Er war richtig gewesen, Art einzuweihen, dachte sie.

Insgeheim wusste sie aber, dass es längst nicht mehr nur darum ging, das Richtige zu tun. Vielmehr hoffte sie, dass die Informationen ausreichen würden, um notfalls ihren Kopf aus der Schlinge zu

ziehen.

Sie wusste nicht, welchen Einfluss die Leute tatsächlich hatten, die sie verfolgten. Dennoch glaubte sie nicht, dass ihr Netz an Verbindungen derart feinmaschig war, als das Art Flynn...

...das alte Schlitzohr...

...nicht hindurchschlüpfen konnte.

52.

„Sie hatten recht“, sagte Whitman, „sie

haben die Stadt definitiv verlassen.“

Bishop wandte sich zu ihm um und blickte auf den Laptop, auf dessen Bildschirm das Logo einer Kreditkartengesellschaft prangte.

„Sie hat die Kreditkarte benützt?“, fragte er.

„Ja“, sagte Whitman, „die Transaktion ist gerade erst gebucht worden. Sie hat an einer Raststation in Massachusetts bezahlt – sowohl in der Tankstelle als auch im Restaurant. Anschließend hat sie ihr Limit an einem Automaten bis zum letzten Cent ausgeschöpft.“

Bishop wusste, was das zu bedeuten hatte:

Die Frau hatte das ganze Geld, das ihr zur Verfügung stand, auf einmal abgehoben. Das hieß, dass sie inzwischen *ahnte*, dass die Kreditkarte überwacht wurde. Deswegen hat sie sich entschieden, gleich aufs Ganze zu gehen und dafür zu sorgen, dass weiteren Brotkrumen auslegte, die zu ihrem Versteck führten.

„Sie lernt dazu“, sagte Bishop.

„Ja“, sagte Whitman, „das sehe ich genauso. Würde mich nicht wundern, wenn sie sich sogar eine Verkleidung zugelegt hätte. Sie wissen schon - mit Perücke und allem, was dazugehört. Was denken Sie, Häuptling? Wo will sie hin?“

Wo will sie hin?

Genau *diese* Frage rollte Bishop schon seit Stunden in Gedanken vor sich her, wie einen Schneeball. Und genauso wie ein Schneeball mit der Zeit immer größer wurde, wuchs auch die Anzahl der Möglichkeiten, die bedacht werden mussten, um die Frage zu beantworten.

Wo zum Teufel will sie hin?

Dass die Frau untertauchen wollte, lag für ihn auf der Hand. Doch *nun*, da sie davon ausgehen mussten, dass sie weder ihr Mobiltelefon, noch ihre Kreditkarte noch einmal verwenden würde, glich die Suche nach ihr, der nach einer Nadel im Heuhaufen. *Trotzdem* glaubte er, dass sie noch immer eine gute Chance hatten, sie zu finden.

Sie und den Vampir!

Seine Hoffnung stützte sich vor allem darauf, dass es ihnen inzwischen gelungen war, sehr viele nützliche Informationen über die Frau in Erfahrung zu bringen.

Anfangs hatten sie sich darauf beschränkt Sozialversicherungsunterlagen, Bankauszüge und Steuerbescheide zu prüfen. Whitman hatte genau *das* getan, was auch jeder durchschnittliche Cop in seiner Situation getan hätte:

Er hatte im Dunkeln gestochert und gehofft, dass ihm die Lösung des Problems in den Schoß fallen würde. Vielleicht hatte er auch geglaubt, dass *Kommissar Zufall* es gut mit ihm meinte und, dass er

der Frau dadurch auf die Schliche kommen würde.

Bishop hingegen hatte gewusst, dass sie dadurch kaum in der Lage sein würden, ein fundiertes Profil ihrer Persönlichkeit zu erstellen. Denn *dafür* waren alle amtlichen Informationen zu allgemein und ohne jeglichen spezifischen Charakter.

Nachdem auch Whitman das eingesehen hatte, hatte er die Suche ausgeweitet. Und je mehr Zeit er an seinem Laptop verbrachte, umso mehr Informationen förderte er über die Frau zutage.

Informationen, die für die Jagd viel wichtiger waren, als die Höhe ihres jährlichen Einkommens oder die Namen der Restaurants, in denen sie gerne essen

ging.

Inzwischen hatten sie sämtliche Eckdaten ihres Lebens zusammengetragen und nicht zuletzt deswegen wusste Bishop, dass die Frau, die sie jagten, nicht dumm war.

Ganz im Gegenteil, dachte er, die kleine Schlampe war sicherlich nicht auf ihren hübschen Kopf gefallen. Aus ihren Schulnoten und Universitätszeugnissen, ging deutlich hervor, dass problemlos Astronautin hätte werden können, wenn sie nur gewollt hätte.

Natürlich würden diese Informationen allein nicht ausreichen, um sie und den Vampir dingfest zu machen, dachte Bishop. Trotzdem empfand er es beruhigend zu wissen, dass sie inzwischen

weit mehr über den Feind wussten, als der Feind über sie.

Denn wenn ihn seine militärische Laufbahn *etwas* gelehrt hatte, dann war es die unwiderlegbare Tatsache, dass man Kriege und Schlachten nicht *allein* dadurch gewann, dass man bessere Waffen und mutigere Soldaten hatte. Vielmehr gewann man, indem man Informationen sammelte und lernte, sie zu seinem eigenen Vorteil zu nutzen. Und genau *das* hatten sie in ihrem Fall auch getan, dachte er.

Außerdem war das längst nicht alles. Sie hatten immer noch ein Ass im Ärmel und Bishop wusste insgeheim, dass inzwischen die Zeit gekommen war, es

auszuspielen. Wenn alles nach Plan verlief, dachte er, gehörte das Katz- und Mausspiel bestimmt bald der Vergangenheit an.

Er schaute in den Rückspiegel des Wagens und besah die Ladung, die er vor wenigen Stunden im Kofferraum verstaut hatte. Der Winkel war ungünstig und er konnte nur die obere Kante des Behälters sehen, die zwischen den Kopfstützen der Rückbank emporragte. Doch selbst dieser Anblick erfüllte ihn mit Zuversicht und Freude.

Das Gefühl, dass er trotz aller Rückschläge noch immer auf dem richtigen Weg war, nahm seine Gedanken in Beschlag und zauberte für einige

Augenblicke ein Lächeln auf seine Lippen.

„Häuptling? Sind Sie eingeschlafen?“, fragte Whitman und riss Bishop aus seinen Gedanken.

„Nein“, sagte Bishop, „ich habe mich nur gefragt, wohin sie verschwunden ist.“

„Und?“

„Ich habe absolut keine Ahnung“, sagte Bishop und wandte sich zu seinem Partner um. Noch immer zierte ein Grinsen seine Mundwinkel. Ein Grinsen, bei dem sich Whitmans Gesicht schlagartig verfinsterte.

„Dafür, dass wir schon seit *Stunden* auf der Stelle treten, haben Sie aber eine mächtig gute Laune, was?“

Bishop konnte spüren, dass Whitman Mühe damit hatte, sich zu beherrschen. Das allein amüsierte ihn beinahe so sehr, wie die Aussicht darauf, die Mission schon bald hinter sich zu bringen.

„Ich glaube nicht, dass wir auf der Stelle treten, mein Freund. Vielmehr glaube ich, dass wir gerade im Begriff sind, einen riesigen Satz nach vorne zu machen. Wir müssen es nur geschickt anstellen.“

„*Einen riesigen Satz nach vorne?* Sie sollten sich mal selbst hören, Häuptling. Sie hören sich an, wie Neil Armstrong auf einem schlechten Trip.“

Bishop ignorierte diesen bissigen Kommentar. Ein Grund dafür war, dass er

es genoss, Whitman dabei zu beobachten, wie er krampfhaft versuchte, seine Fassung zu bewahren.

Der eigentliche *Hauptgrund* aber war, dass er wusste, dass in diesem Augenblick nur *ein* Mann im Wagen saß, der auf einem schlechten Trip war.

Dieser Mann war Whitman und am Ende dieses schlechten Trips, dachte Bishop, würde er in den Lauf einer Pistole blicken und um Gnade winseln.

Es war Georges Idee, das gesamte Bargeld an Ort und Stelle abzuheben, anstatt zu riskieren, dass man ihnen mithilfe der Kreditkarte auf die Schliche kam. Es war auch sein Vorschlag, sich mit Schokoriegeln und Dosenkaffee einzudecken, um zu verhindern, dass sie während der Fahrt müde wurden.

Claire, die seit ihrem Telefonat mit Dr. Harris immer noch verängstigt war, hatte nur genickt und Georges Anweisungen befolgt.

Sie hatte sich darüber gefreut, dass er ihren Vorschlag akzeptiert hatte, sich in den Wäldern von Rockwell zu verstecken. Es freute sie auch, dass er diesen

Entschluss mit neuem Elan und wachsendem Eifer untermauerte, indem er begann, Pläne zu schmieden und sich um ihren Proviant zu sorgen. Dennoch war es die ständige Angst um Amanda, die all ihre Gedanken verfinsterte.

Doch trotz ihrer Sorgen vergaß sie nicht, die Kassiererin im Tankstellen-Shop um einen kleinen Gefallen zu bitten. Während sie mit ihr sprach, verstaute George gerade die Einkäufe im Wagen.

„Ich weiß nicht so recht, Lady“, sagte die Kassiererin, „was wenn es sich um etwas Illegales handelt, worum Sie mich da bitten? Dann würde ich mich strafbar machen und ich bin gerade auf Bewährung, müssen Sie wissen.“

„Ich *garantiere* Ihnen, dass es nichts Illegales ist. Sie müssen nur diesen Umschlag für mich zur Post bringen und ihn per Einschreiben an die Adresse schicken, die darauf steht. Es ist sehr wichtig.“

Claire holte den Umschlag aus ihrer Handtasche und legte ihn auf die Theke. Er war dünn und sah etwas mitgenommen aus. Die Kassiererin, die laut dem Namensschildchen auf ihrer Brust, *Marcy* hieß, betrachtete ihn misstrauisch.

Erst als Claire einen Hundertdollarschein auf den Briefumschlag legte, entspannten sich ihre Gesichtszüge. Die Sorgenfalten auf ihrer Stirn glätteten sich und die Mundwinkel standen plötzlich wieder auf

Halbmast.

„Es tut mir leid, aber das kann ich nicht tun“, sagte sie. Dann verschränkte sie die Arme vor der Brust, so als wollte sie dem Gesagten mit *dieser* Geste mehr Gewicht verleihen.

Doch Claire ließ sich davon nicht beirren. Sie sah, dass die Augen der Kassiererin eine völlig andere Sprache sprachen, als ihr Mund. Sie klebten förmlich an dem Hunderter und Claire wusste, dass sie sie am Haken hatte. Sie griff noch einmal in ihre Handtasche, holte einen weiteren Hundertdollarschein heraus und legte ihn zu dem anderen.

„Wie sieht's aus, Marcy? Sind wir im

Geschäft?“, fragte Claire. Dann schob sie den Umschlag samt dem Geld über die Theke.

Marcy schien einen Augenblick zu überlegen. Dann ganz plötzlich, ergriff sie den Umschlag, faltete ihn in der Mitte und verstaute es mit einer schnellen Bewegung im Ausschnitt ihrer Tankstellenuniform. Gleich darauf ließ sie auch die beiden Scheine verschwinden. Sie tat es mit einer Flinkheit, die Claire ihrer massigen Statur nicht zugetraut hätte.

„Wir sind im Geschäft, Lady“, sagte Marcy schließlich, „aber wenn sich doch herausstellen sollte, dass mit dem Umschlag etwas nicht stimmt, dann werden Sie die Suppe selbst auslöffeln

müssen. Ich kenne Sie nicht und habe noch nie etwas von Ihnen gehört.“

„Keine Angst“, sagte Claire, „so weit wird es nicht kommen. Aber ich *vertraue* darauf, dass Sie erledigen, worum ich Sie gebeten habe.“

Dann wandte sie sich ab und ging in Richtung des Ausgangs. Insgeheim fragte sie sich, ob Marcy vielleicht auf die Idee kommen würde, den Umschlag zu öffnen, um zu sehen, was darin 200 Piepen wert sein konnte. Denn *wenn* es so war, konnte das ihren gesamten Plan durchkreuzen und dafür sorgen, dass sie im Ernstfall mit leeren Händen dastand.

Für einen kurzen Augenblick stieg Panik

in Claire auf. Sie wollte sich umdrehen, zurück an die Theke laufen und Marcy den Umschlag aus ihrem prallen Ausschnitt reißen. Doch gleich darauf beruhigte sie sich wieder. Denn sie wusste, dass Marcy mit dem Inhalt des Umschlages nichts würde anfangen können. Selbst *wenn* sie ihn aufmachte, würde sie nichts weiter finden, als einen Gegenstand, der kaum größer war, als eine Briefmarke. Die automatischen Türen der Tankstelle schwangen gerade auf, als hinter ihr Marcys Stimme erklang. Aufgebracht halte sie zwischen den Regalen mit Kartoffelchips und Scheibenkratzern zu Claire herüber:

„Danke nochmals, Lady. Sie können sich voll und ganz auf mich verlassen. Gleich

nach meiner Schicht fahre ich zur Post und schicke Ihren Brief weg. Gute Fahrt noch.“

Claire wandte sich nicht um, sondern hob nur kurz die Hand zum Gruß. Dann verließ sie das Gebäude und hoffte, dass Marcy nicht auf Bewährung war, weil sie als Postangestellte die Briefe ihrer Kunden geöffnet und nach Wertgegenständen durchsucht hatte. Die Idee kam ihr komisch vor und sorgte gleich dafür, dass sich ihre Stimmung ein bisschen besserte.

Sie trat hinaus in die Nacht und lief zum Wagen, in dem George bereits auf sie wartete. Sie stieg ein und kaum hatte sie die Beifahrertür geschlossen, gab George auch schon Gas und sie ließen die

Reststätte hinter sich zurück.

„Warum haben Sie so lange gebraucht?“, fragte George. Claire überlegte einen Augenblick und befand, dass George nichts davon wissen musste, was gerade passiert war. Obwohl er ihr bereits zweimal das Leben gerettet hatte, spürte sie, dass sie ihm noch immer nicht ganz vertraute. Schließlich sagte sie:

„Die Kassiererin hat mich gefragt, ob ich nicht Lust hätte, sie am kommenden Sonntag zu einem Treffen der Zeugen Jehovas zu begleiten.“

„Und was haben Sie geantwortet?“

„Ich habe *das* gesagt, was ich in einer

solchen Situation immer sage.“

„Und das wäre?“

„Ich habe sie gefragt, was denn dieser *Jehova* derart Schlimmes angestellt hat, dass man so viele Zeugen sucht, um ihn zu entlasten.“

Claire sprach so beiläufig, wie sie nur konnte und hoffte, dass das Gesagte, den gewünschten Effekt erzielen würde. Noch ehe sie sich zu George umwandte, erklang vom Fahrersitz schallendes Gelächter.

George wandte sich zu ihr um und sie sahen sich für einen Augenblick lang direkt in die Augen. Und in diesem Augenblick wurde sich Claire bewusst,

dass sie gerade zum ersten Mal seit ihrem Aufeinandertreffen erlebte, dass er lachte. Es war ein ansteckendes und ehrliches Lachen und es dauerte nicht lange, bis Claire mit einstimmte.

Zunächst kicherte sie nur nervös. Doch bereits nach kurzer Zeit konnte sie sich nicht mehr halten. Sie sank auf dem Beifahrersitz zusammen und hielt sich den Bauch, während eine Lachsalve nach der anderen durch ihren Körper fuhr und sie erzittern ließ.

Erst nach einigen Minuten gelang es ihr wieder, sich zu beherrschen. Doch diese wenigen Minuten hatten ausgereicht, um die Sorgen um Amanda und all *das*, was vielleicht noch auf sie zukommen würde,

aus ihren Gedanken zu vertreiben.

Sie fühlte sich gut, die Wolken hatten sich verzogen.

Vorläufig.

54.

Bishop war von der Interstate abgefahren und hatte auf einem verlassenem Truckerparkplatz gehalten. Anschließend hatte er den Motor ausgemacht und war einen Augenblick sitzen geblieben, ohne etwas zu sagen.

„Was zum Teufel machen wir hier?“, fragte Whitman und sah sich auf dem Parkplatz um. Einige Natriumdampflampen tauchten den unbefestigten Kiesboden in einen unwirklich grellen Schein.

Der Parkplatz war nichts weiter, als eine Ausbuchtung neben der Straße. Er war übersät mit riesigen Pfützen, einem Haufen Müll und einer Schar benützter Kondome, die im Scheinwerferlicht funkelten, wie ein Schwarm exotischer Quallen.

„Moment mal“, sagte Whitman schließlich, „das hier ist doch einer dieser geheimen Schwulentreffs. Verbringen Sie *hier* etwa Ihre Wochenenden, Häuptling?

Inmitten von liebesbedürftigen Lastwagenfahrern?“

„Halten Sie Ihr *dummes* Maul und kommen Sie mit“, sagte Bishop. Er machte die Fahrertür auf und stieg aus.

Whitman folgte ihm. Sie gingen zum Heck des Wagens und Bishop ließ den Kofferraumdeckel hochschnellen. Der Anblick, der sich ihnen bot, zog Whitman erneut in seinen Bann und verschlug ihm die Sprache.

Während die beiden Männer neben dem offenen Kofferraum standen, bog der zweite Geländewagen, in dem die restlichen vier Männer saßen, auf den Parkplatz ab. Er blieb in einiger

Entfernung stehen. Die Fahrertüre ging auf und eine dunkle Gestalt verließ den Wagen. Bishop erkannte den Mann am Gang, auch wenn er sein Gesicht nicht sehen konnte.

Es war *Petric*, der nach dem Ableben von Morales und Jones, der dritte Mann in der Befehlskette war. Bishop hatte noch nicht oft mit ihm zusammengearbeitet. Aber die wenigen Male, in denen er das Vergnügen gehabt hatte, hatte er genossen.

Bishop schätzte vor allem Petrics Professionalität und seine grenzenlose Hingabe. Außerdem war Petric einer der wenigen Männer, dachte er, auf die man sich voll und ganz verlassen konnte. Gerade deswegen hatte er *ihn*

mitgenommen, um die Fracht im Kofferraum abzuholen und nicht Whitman oder einen der anderen Männer. Mit Petrics Hilfe war alles ein Kinderspiel gewesen.

„Alles in Ordnung, Boss?“, fragte Petric. Er gesellte sich zu Bishop und Whitman und starrte ebenfalls auf den Inhalt des Kofferraums. Seine grauen Augen verfinsterten sich, er biss die Zähne aufeinander.

„Ja, alles klar“, sagte Whitman, „außer, dass wir noch immer keinen blassen Schimmer haben, wo die Frau ist.“

Petric bedachte Whitman mit einem funkelnden Blick, so als wollte er ihm

damit signalisieren, dass mit dem Wort „Boss“ ganz sicher nicht *er* gemeint war. Dann wandte er sich wieder ab und schaute auf die Fracht im Kofferraum.

„Mann, ganz egal, wie lange ich schon bei der Organisation bin“, sagte er, „an diesen gottverdammten Anblick werde ich mich wohl nie gewöhnen. Warum fahren wir dieses ... dieses *Ding* ... überhaupt noch mit uns herum? Warum erledigen wir es nicht gleich hier an Ort und Stelle?“

„Ganz einfach“, sagte Bishop, „weil dieses Ding uns dabei helfen wird die Frau zu finden. Und vielleicht auch den Vampir.“

„Wie zum Teufel soll das gehen?“, fragte

Petric.

Bishop verzog den Mund zu einem Grinsen, dann streifte er sich seine schwarzen Handschuhe über.

„Dieses *Ding*“, sagte er schließlich, „ist die gottverdamnte Schwester von der Frau, die wir suchen.“

55.

„Ich muss etwas loswerden“, sagte Claire, „*etwas*, das mir schon seit Stunden auf dem Herzen liegt.“

Sie hatten vor etwa einer Stunde kurz angehalten, um sich die Beine zu vertreten und um auf die Toilette zu gehen.

Anschließend hatte sich Claire ans Steuer gesetzt, um George zu entlasten. Er hatte sich gewehrt und behauptet, dass er noch nicht müde sei und locker noch ein paar Stunden fahren konnte. Und Claire hatte ihm geglaubt. Denn auch nach mehreren Stunden am Steuer, sah George immer noch frisch und ausgeschlafen aus. Nichts in seinem Gesicht oder an seiner Körperhaltung deutete darauf, was sie in den vergangenen Stunden durchgemacht hatten. Die Anstrengungen schienen keinerlei Spuren hinterlassen zu haben, dachte Claire. Dennoch hatte sie darauf bestanden selbst zu fahren. Zum einen lenkte sie das Fahren von ihren Gedanken

ab und zum anderen war es sie, die den *direkten* Weg nach Rockwell kannte.

„Und das wäre?“, fragte George und wandte sich zu ihr um.

Claire atmete tief ein und ließ dann die Luft langsam entweichen.

„Ich wollte mich bei Ihnen bedanken“, sagte sie.

„Wofür?“, fragte George, „immerhin haben *Sie* bisher alles bezahlt. *Wenn* sich jemand in diesem Wagen bedanken müsste, dann wäre das wohl ich.“

„Aber Sie haben mir das Leben gerettet“, sagte Claire, „zwei mal.“

Für einige Augenblicke herrschte absolute Stille im Wagen.

„Keine Ursache“, sagte George schließlich, „das habe ich gern gemacht.“

Claire wandte sich zu George um und schenkte ihm ein Lächeln. Im Wageninneren war es inzwischen vollkommen dunkel und sie ahnte, dass George es wahrscheinlich nicht sehen würde. Dennoch war ihr in diesem Augenblick einfach danach.

Als sie wieder auf die Straße blickte, schwirrte die erste Schneeflocke durch den Lichtkegel der Wagenscheinwerfer. Gleich darauf eine Zweite und keine fünf Minuten später, begann es zu schneien.

Und es sollte die folgenden fünf Tage nicht mehr aufhören.

56.

„Sind Sie sich sicher, dass es klappt?“, fragte Petric.

„Nein“, sagte Bishop, „aber was bleibt uns denn anderes übrig?“

Es war keine Frage, auf die Bishop eine Antwort erwartete. Vielmehr war es eine Art Ansporn für ihn selbst, die Dinge endlich ins Rollen zu bringen. Er trat noch

einmal an den Kofferraum und inspizierte die Fracht. Währenddessen überlegte er, wie er am besten vorgehen sollte.

Nur nichts überstürzen!

Trotz seiner langjährigen Erfahrung mit Blutsaugern, war der Anblick, der sich ihm bot, beängstigend und anregend zugleich. Denn auch er kam nur selten in den Genuss, einem Vampir von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen.

Meist beschränkte sich das Aufeinandertreffen mit den Dämonen darauf, dass er sie nur kurz zu sehen bekam. Meist nicht länger als ein paar Augenblicke. Augenblicke, die er brauchte, um sie so schnell wie möglich

zu töten.

*Erschießen, verbrennen, köpfen,
Sonnenlicht aussetzen...und, und, und...*

Und *nachdem* sie tot waren, dachte er, blieb meist nicht sehr viel von ihnen übrig. Kaum mehr als ein verkohltes Skelett, das nichts mehr von dem Schrecken besaß, der ihm einst innewohnte. Meist jedoch nicht einmal das. Umso mehr genoss er den Anblick, der sich ihm in diesem Augenblick bot:

Die junge Frau...

...Amanda...

...lag zusammengekauert inmitten des Edelstahlkäfigs, der den gesamten

Kofferraum ausfüllte. Sie hatte die Knie an die Brust gezogen und das Gesicht in den Falten der Zwangsjacke begraben, so gut es ging. Lediglich ihre Augen ragten heraus und musterten jede Regung, die sich auf der anderen Seite der Gitterstäbe abspielte. Nur, dass es eben keine Augen mehr waren, dachte Bishop. Es waren rot glühende Kohlenstücke, inmitten des Halbdunkels im Kofferraum.

Die Bereiche ihres Körpers, die mit Sonnenlicht in Berührung gekommen waren, waren versengt und die Haut schälte sich ab. An Stirn und Schläfen hing die Haut in Fetzen herunter, wie ein abgerissenes Stück Tapete. Rotes Fleisch kam darunter zum Vorschein.

Doch trotz des Anblicks verspürte Bishop nicht einen Funken von Mitleid für das Mädchen, das dieses Ding vor einiger Zeit noch gewesen war. Vielmehr wusste er, dass selbst der Käfig nicht hätte viel ausrichten können, wenn die Kreatur bei Kräften gewesen wäre. Dann wäre sie nämlich problemlos durch die Gitterstäbe geschlüpft und hätte ihnen allen im Bruchteil einer Sekunde die Kehlen aufgeschlitzt.

Doch sie ist nicht bei Kräften. Dafür habe ich gesorgt!

Richtig. Er hatte dafür gesorgt. Zumindest hatte er sein Bestes getan. Er war in ihr Zimmer im Hillside gestürmt und hatte ihr eine ordentliche Ladung Beruhigungsmittel

verpasst. Eine Ladung, die selbst für ein Rennpferd tödlich gewesen wäre.

Sie hatte getobt und sich gegen die Wände geschmissen. Doch letzten Endes war sie dennoch umgekippt und war reglos liegen geblieben. Er hatte sie gepackt und mit Petrics Hilfe zum Wagen geschleppt. Die gesamte Operation hatte nicht länger als fünf Minuten gedauert.

Es war perfektes Timing gewesen, dachte Bishop. Denn solange sie noch nicht vollkommen verwandelt waren, hatten diese Mistdinger noch immer eine rudimentäre Form von Kreislauf.

Kreislauf, der dafür sorgte, dass sich das Beruhigungsmittel im Körper verteilte. *Danach* hingegen wäre der Pfeil aus der

Betäubungspistole vollkommen nutzlos gewesen und er hätte keine andere Wahl gehabt, als sie zu töten.

„Boss“, sagte Petric und riss Bishop aus seinen Gedanken, „was sollen wir tun?“

Bishop gelang es den Blick von Amanda zu lösen. Er wandte sich zu Whitman um und ein Grinsen breitete sich auf seinem Gesicht aus.

„Was ist los?“, fragte Whitman.

„Ich hätte da eine Frage“, sagte Bishop. Sein Grinsen wurde breiter.

„Und die wäre?“

„Sind Sie Rechts- oder Linkshänder?“

Whitmans Augenbrauen zogen sich zusammen. Seine Augen funkelten.

„Was zum Teufel haben Sie vor?“

„Beantworten Sie einfach meine Frage, Charles“, sagte Bishop.

Charles.

Er hatte ihn noch nie mit dem Vornamen angesprochen. Das war in der Organisation nicht üblich. Die meisten Agenten wussten nicht einmal die Vornamen ihrer Partner und nur Vorgesetzte hatten Zugang zu fundierten Personalakten.

„Rechtshänder. *Warum?*“

„Gut“, sagte Bishop, „dann reichen Sie mir doch bitte Ihre linke Hand.“

Die Sorgenfalten in Whitmans Gesicht wurden tiefer.

„Sie alter Homo suchen tatsächlich noch *immer* nach Möglichkeiten, um mit mir Händchen zu halten.“

Trotz des Kommentars streckte Whitman seine linke Hand aus und starrte Bishop fragend an. Noch bevor er reagieren konnte, ergriff Bishop sein Handgelenk. Er zog die Hand zu sich heran und drehte sie so um, dass die offene Handfläche nach oben zeigte. Dann griff er zu dem Messer, dass er am Gürtel trug. Es war ein Armeemesser – acht Zoll gehärteter Stahl,

der so scharf war, dass man damit mühelos eine Autotüre aufschneiden konnte.

„Verdammt, was haben Sie vor?“, fragte Whitman und versuchte sich aus Bishops Griff zu lösen. Er zerrte und zog, doch Bishops Finger hatten sich wie ein Schraubstock um sein Handgelenk gelegt - es war zu spät. Bishop holte aus und ließ die Klinge blitzschnell über Whitmans Handfläche gleiten.

Zunächst war nichts zu sehen und es schien so, als hätte er ihn verfehlt. Doch gleich darauf zeichnete sich ein dünner Schnitt auf Whitmans Handfläche ab. Blut quoll langsam daraus hervor, wie Abwasser aus einem verstopften Gully.

Einige Augenblicke später war seine Handfläche voll mit Blut.

„Was zum Teufel?“, fragte Whitman. Seine Augen waren aufgerissen, sein Mund auch.

„Ruhig, Charly“, sagte Bishop, „wir müssen zusehen, dass wir dieses Ding zum Reden bringen, so lange es noch reden kann. Und wir brauchen ein Lockmittel.“

Er blickte auf Whitmans Hand, von der das Blut inzwischen auf den Boden tropfte.

„Warum haben Sie sich nicht selbst geschnitten, Sie verdammtes Arschloch?“, schrie Whitman.

Bishop winkte ab und sagte: „Ich bin gestern Abend angeschossen worden, verdammt. Ich habe schon *genug* Blut verloren. Und nun versuchen wir, ein paar Informationen aus diesem Mistding herauszubekommen.“

„Was soll ich tun?“, fragte Whitman.

„Halten Sie Ihre Hand an den Käfig, aber passen Sie auf, dass sie nicht gebissen werden. Sie müsste eigentlich stark genug betäubt sein, aber bei diesen Mistdingern kann man nie wissen.“

Bishops Worte trugen keineswegs zu Whitmans Beruhigung bei. Vielmehr war sein Gesicht eine Maske, in der Angst und Unglauben miteinander rangen. Trotzdem

tat er seine Pflicht: Er trat einen Schritt vor und hielt die blutende Hand so, dass die Kreatur im Käfig sie unmöglich übersehen konnte. Er tat es langsam und zögerlich. Dennoch dauerte es nicht lange, bis die gewünschte Reaktion einsetzte: Die roten Augen weiteten sich, Amanda hob den Kopf und bleckte die Zähne.

„Amanda?“, fragte Bishop, „kannst du mich hören?“

Das, was einst Amanda gewesen war, schaffte es nicht den Blick von der blutenden Hand abzuwenden. Die Augen gingen über vor Begeisterung. Sie gierten nach jedem Tropfen Blut, der Whitman über die Handkante lief und zu Boden tropfte. Währenddessen tänzelte die Zunge

unablässig über ihre spröden Lippen und Geifer troff ihr aus den Mundwinkeln.

„Amanda? Bist du da?“, fragte Bishop.

„Ja“, sagte Amanda. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Zischen.

„Ich möchte ein kleines Spiel mit dir spielen. Das Spiel geht *folgendermaßen*: Du sagst mir, was *ich* wissen will und mein Freund hier lässt dich von seiner blutenden Hand kosten. Was hältst du *davon*?“

Anstatt zu antworten, machte Amanda einen schnellen Satz in die Richtung von Whitmans Hand. Gleich darauf knallte sie mit voller Wucht mit dem Kopf gegen die

Gitterstäbe. Ein dumpfes Poltern erklang. Sie sackte zusammen und blieb reglos auf dem Käfigboden liegen. Mitten auf ihrer Stirn prangte eine riesige Platzwunde und dickes, schwarzes Blut quoll daraus hervor.

„Ist sie tot?“, fragte Whitman.

„*Tot?*“, fragte Bishop, „wenn's so leicht wäre die Dinger zu töten, dann wären wir alle arbeitslos, meinen Sie nicht auch?“

Whitman erwiderte nichts. Stattdessen ballte er die Hand zur Faust, während er mit der anderen seinen Gürtel aus den Schlaufen seiner Hose zog. Dann wickelte er ihn mehrere Male um seinen Oberarm und befestigte ihn mit einem Knoten. Das

Rinnsal, das von seiner Handkante floss, versiegte schlagartig.

„Amanda?“, fragte Bishop.

„Was ist?“, knurrte Amanda. Ihre Augen zogen sich zu zwei dünnen Schlitzen zusammen und musterten Bishop.

„Wo ist Claire? *Wo* versteckt sie sich?“

„Claire?“

„Ja, Claire, deine Schwester. Wo ist sie?“

Bishop sprach zu ihr, wie zu einem Kind, das sich verlaufen hatte: ruhig und sanft. Dadurch hoffte er den letzten *menschlichen* Rest von Amanda zu erreichen, der verborgen in dem

dämonischen Körper hauste.

„Claire...“, knurrte Amanda.

„Ja, Claire“, erwiderte Bishop, „wo zum Teufel steckt sie?“

Amandas blutleere Lippen spannten sich zu einem Lächeln. Dennoch blieben ihre Augen hart. Ihr gesamtes Mienenspiel wirkte auf Bishop wie die verzweifelte Imitation des Menschseins. Sie sah für ihn aus, wie ein Wolf, der sich in einen zu kleinen Schafspelz gezwängt hatte, und nun ständig darauf bedacht war den Anschein zu wahren. Noch während Bishop darüber nachdachte, wie gerne er ihr eine Kugel verpassen würde, fuhr sie fort:

„Ich habe von Claire geträumt. Wir haben miteinander gespielt.“

Bishop wusste nicht, was er davon halten sollte. Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass Blutsauger von Natur aus nicht in der Lage waren, ehrlich zu sein. Vielmehr waren sie Meister der Täuschung. Sie waren Lügner und Versucher.

Ich habe von Claire geträumt.

Trotz der Zweifel winkte er Whitman heran. Dieser kapierte sofort, was er zu tun hatte, und streckte erneut seine blutende Hand in Richtung des Käfigs. Das Blut gerann allmählich. Trotzdem erstarrte das Lächeln auf Amandas Antlitz sofort.

„Komm schon, Amanda“, sagte Bishop, „sag uns, wo sie sich versteckt hält, verdammt.“

Amanda reckte sich. Sie versuchte sich aus der Zwangsjacke zu befreien und Bishop ahnte, dass ihr das wahrscheinlich auch bald gelingen würde, falls die Verwandlung ungebremst fortschritt.

Er wusste, dass die gesamte Operation inzwischen an einen Punkt gelangt war, an dem alles nur noch von Zufall abhing.

Dennoch ließ er nicht locker.

„Wie weit ist es noch?“, fragte George.

Die Frage erinnerte Claire an all die Urlaube in ihrer Kindheit. *Reisen*, quer durch die Staaten. Eingezwängt in einem Ford mit kaputten Auspuff und einer Klimaanlage, die alle paar Minuten den Dienst verweigerte.

Wie weit ist es noch Daddy? Wie weit ist es noch?

„Es sind noch ungefähr 120 Meilen“, sagte Claire, „wenn es weiter so schneit, dann dürften wir noch ungefähr drei Stunden brauchen.“

Inzwischen waren die vereinzelt Flocken einem dichten Schneegestöber gewichen und Claire war gezwungen gewesen, den Fuß vom Gaspedal zu nehmen. Obwohl sie es aus ihrer Jugend gewohnt war, auf verschneiten Straßen zu fahren, war sie dennoch froh, dass sie sich für einen Wagen mit Allradantrieb entschieden hatten.

„Sind Sie schon müde? Soll ich Sie ablösen.“

„Nein danke, es ist alles in Ordnung. Ich sage bescheid, wenn ich müde werde.“

„Gut“, sagte George, „das ist *sehr* vernünftig von Ihnen. Oder zumindest ist es besser, als mit gebrochenen Beinen in

einem Straßengraben aufzuwachen.“

Claire war der neckische Unterton in Georges Stimme nicht entgangen. Doch sie stieg nicht darauf ein. Ihr war in diesem Augenblick nicht danach, Späße zu machen und fröhlich zu sein.

Einerseits lag das natürlich an all den Ereignissen der letzten beiden Tage: Amanda, die Schießerei, die Flucht – all diese Geschehnisse hatten sich über ihr Gemüt gelegt, wie der schwere Schatten einer Gewitterwolke.

Andererseits musste sie sich aber auch eingestehen, dass der *Mann*, der neben ihr im Wagen saß, nach wie vor ein Fremder war. *Zugegeben*, dachte sie, er hatte ihr

zweimal das Leben gerettet. Außerdem hatte sie es nur *ihm* zu verdanken, dass ihr die Flucht aus New York gelungen war. Dennoch reichten diese Umstände nicht aus, um sämtliche Zweifel aus ihrem Verstand zu fegen. Und je länger sie sich mit ihnen plagte, umso unsicherer wurde sie, was George anbelangte.

Was hatte er vor? Wer war er überhaupt? Wie war er in diese Geschichte verstrickt?

All diese Fragen tobten durch ihren Kopf und ließen ihr keine Ruhe. Doch wenn Claire in den vergangenen Jahren *etwas* gelernt hatte, *dann* war es die Kunst, im richtigen Augenblick die richtigen Fragen zu stellen. Fragen, mit deren Hilfe sie

manchmal auch hinter die Fassade der Menschen blicken konnte.

Und genau das hatte sie in diesem Moment auch vor. Sie würde die verbleibende Fahrtzeit nützen, um sich über George und seine Motive Gewissheit zu verschaffen, dachte sie.

Falls er es *nicht* schaffte, ihre Zweifel zu beseitigen, würde sie ihn in Rockwell einfach loswerden. Sie würde ihn mit einem Vorwand aus dem Wagen locken und dann ordentlich das Gaspedal durchtreten. Danach wäre sie zwar auf sich allein gestellt, aber dies schien ihr immer noch wesentlich sicherer zu sein. Jedenfalls wäre es um ein Vielfaches sicherer, dachte sie, als sich mit einem

völlig Fremden in der Jagdhütte zu verbarrikadieren.

„Raus mit der Sprache“, sagte George, als hätte er in diesem Augenblick ihre Gedanken gelesen, „Ihnen liegt doch etwas auf dem Herzen.“

Claire wandte sich zu ihm um. Doch außer der schwarzen Silhouette seines Körpers konnte sie nichts erkennen. Gerne hätte sie ihm bei der bevorstehenden Unterhaltung direkt in die Augen geblickt, um sich zu vergewissern, dass er auch die Wahrheit sagte. Doch wegen der Dunkelheit war das schlichtweg unmöglich. Das schwache Leuchten der Armaturen ließ Georges Gesichtszüge bestenfalls erahnen. Seine Augen aber konnte sie nicht sehen.

Trotzdem hatte Claire ihren Entschluss bereits gefasst und sie *dachte* nicht daran, davon abzugehen: Sie musste herausfinden, was es mit George auf sich hatte, noch bevor sie in Rockwell ankamen:

„Ich habe mich an einige der Dinge erinnert, die Sie heute morgen gesagt haben“, sagte Claire. Sie achtete dabei darauf, dass ihre Stimme so locker und beiläufig klang, wie nur möglich.

„Welche Dinge?“, fragte George.

„Sie haben zum Beispiel gesagt, sie seien früher auch ein Mensch gewesen und hätten sich erst später in einen Vampir verwandelt.“

„Ja, das habe ich gesagt. Was ist damit?“

„Nun ja“, sagte Claire, „ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Ich meine...“

„Sie interessieren sich dafür, wie das alles passiert ist, nehme ich an“, sagte George. Wieder kam es Claire so vor, als hätte er ein verdammt gutes Gespür dafür, wo den Menschen in seinem Umfeld der Schuh drückte.

Entweder das, oder er kann wirklich Gedanken lesen...

„Ja“, sagte Claire, „immerhin hört sich das nach einer Wahnsinnsgeschichte an, finden Sie nicht auch?“

„Allerdings“, sagte George, „*Wahnsinn*

spielt in dieser Geschichte vielleicht sogar die Hauptrolle. Nun gut, wo soll ich anfangen?“

„Wie wäre es mit dem Anfang?“, fragte Claire.

„Wenn Sie so wollen - aber ich muss Sie warnen: Es ist eine verdammt lange Geschichte.“

„Na dann, sollten Sie keine Zeit vergeuden. Finden Sie nicht auch?“

Das Blut auf Whitmans Hand war verschorft und auf der Handfläche zeichnete sich inzwischen eine dicke Kruste ab. Trotzdem schien sich Amanda nicht daran zu stören. Immer noch gierte sie danach und ihre Augen funkelten mehr als je zuvor.

„Komm schon, verdammt nochmal“, knurrte Bishop, „verrat mir endlich, wo sich Claire versteckt. Wo ist sie?“

Amanda wandte sich zu ihm um. Ihre Mundwinkel spannten sich zu einem Lächeln und offenbarten zwei Reihen spitzer Zähne.

„Den Teufel werde ich tun, du verdammter Hurenbock“, sagte sie,

„Claire, diese Fotze, gehört *mir* ganz allein. Ich habe noch eine Rechnung mit ihr offen.“

Amandas Lächeln wurde breiter. Es war ein Ausdruck blanken Hohns, der den drei Männern aus dem Kofferraum entgegenschlug. Whitman schien besonders verunsichert. Immer wieder schaute er zu Bishop, so als wollte er sich davon überzeugen, was dieser als nächstes vorhatte.

Bishop selbst ließ sich von Amandas Spielchen jedoch nicht irritieren. Vielmehr wusste er, dass inzwischen die Zeit gekommen war, *andere* Seiten aufzuziehen. Er wandte sich zu Petric um.

„Los“, sagte er, „geben Sie mir das Weihwasser.“

Petric griff in die Brusttasche seiner Armeeweste und holte eine dünne Phiole heraus, die eine klare und durchsichtige Flüssigkeit enthielt. Dann reichte er sie Bishop. Dieser schnippte mit dem Daumen den Verschluss beiseite und wandte sich wieder zu Amanda um, deren Gesicht sich inzwischen vollkommen verdüstert hatte.

Bishop kam es in diesem Augenblick fast so vor, als wüsste die Kreatur, dass das Zuckerbrot inzwischen aufgebraucht war. Ganz recht, dachte er, *jetzt* ist die Peitsche an der Reihe.

„Amanda, Amanda“, sagte er und beugte

sich in den Kofferraum, „du hättest es so verdammt leicht haben können. Stattdessen hast du dich aber für die harte Tour entschieden, wie es aussieht.“

„Fahr zur Hölle“, zischte Amanda. Im gleichen Augenblick machte Bishop eine blitzschnelle Handbewegung und verspritzte den gesamten Inhalt der Phiole in die Richtung von Amandas Gesicht.

Zunächst war nur ein Zischen zu hören – ein lang gezogener, hoher Laut. Amandas Antlitz war zu einer ungläubigen Fratze verzerrt. An den Stellen, wo sie das Weihwasser getroffen hatte, begann ihre Haut zu glimmen und zu rauchen. Gleich darauf finden ihre Haare Feuer. Zunächst züngelten nur ein paar Flammen an ihren

Schlafen, kurz darauf aber brannte ihr halber Kopf lichterloh.

„Wie gefällt dir *das*, du verdammte Ausgeburt der Hölle?“, fragte Bishop, obwohl er sich sicher war, dass Amanda ihn nicht hören konnte.

Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, den Brand zu löschen. Sie warf sich herum und schlug mit dem Kopf gegen den Käfigboden und die Gitterstäbe. Der gesamte Wagen wackelte und polterte unter der Wucht ihrer Anstrengungen. Gleichzeitig verströmte der Käfig ein Durcheinander der verschiedensten Gerüche, wobei die von verbranntem Fleisch und versengten Haaren mit Abstand die stärksten waren.

Schließlich gelang es Amanda, das Feuer zu löschen. Sie kam auf der Seite zu liegen und offenbarte Bishop ein wahres Bild der Verwüstung auf ihrem Gesicht:

Fast ihre kompletten Haare waren verbrannt und die Kopfhaut darunter war größtenteils verkohlt. An mehreren Stellen war sie aufgeplatzt und offenbarte versengtes Fleisch. Ihr rechtes Auge war matt und schwarz und ihre Nase war komplett verbrannt und offenbarte den Blick auf den darunter liegenden Knochen.

„Bist du *jetzt* bereit mit uns zu reden?“, fragte Bishop.

Amanda starrte ihn mit dem ihr verbliebenen Auge an, sagte jedoch nichts.

„Los Petric“, sagte Bishop, „geben Sie mir die zweite Phiole.“

Bishop wollte sich gerade zu Petric umdrehen, als aus dem Käfig ein knurrender Laut erklang:

„Nein“, knurrte Amanda, „nein, bitte nicht! Es tut so weh.“

„Ich weiß nicht, ob du meine Botschaft auch *wirklich* verstanden hast, Amanda. Vielleicht tut dir eine weitere Ladung Weihwasser ganz gut, was meinst du?“

Bishops Augen funkelten. Der Triumph zierte sein Gesicht, wie eine plumpe Theatermaske.

„Nein“, sagte Amanda. Ihre Stimme klang

fast wieder menschlich: „Ich sage Ihnen, *was* Sie wissen wollen. Aber bitte tun Sie mir nicht mehr weh.“

„Zum letzten Mal, Amanda“, fragte Bishop, „wo ist Claire?“

„Sie ist in Rockwell“, sagte Amanda.

Bishop war erstaunt darüber, dass sie *derart* schnell mit der Antwort raus rückte. Insgeheim hatte er befürchtet, dass sie *erneut* versuchen würde, sie zum Narren zu halten und ihre Zeit zu stehlen. Vielleicht war das ja auch immer noch der Fall, dachte er. Dennoch war es in diesem Augenblick selbst für ihn sehr verlockend, die Worte zu glauben, die Amanda über die verkohlten Lippen kamen.

„Warum in *Rockwell*?“, fragte Whitman, „das Haus eurer Eltern ist inzwischen längst verkauft und auch ansonsten gibt es dort niemanden, mit dem sie regelmäßig in Kontakt steht. Wir haben das überprüft. In *Rockwell* gibt es absolut *niemanden*, der ihr nahe steht.“

Amanda bedachte ihn mit einem abschätzigen Blick, was unter den gegebenen Umständen eine wahre Meisterleistung war: Immerhin war mehr als die Hälfte ihres Gesichtes völlig entstellt.

„Sie wird nicht in *Rockwell* bleiben“, knurrte sie, „sie will in die Wälder, zur Jagdhütte unseres Vaters. Dort kann sie niemand finden. Dort ist sie sicher.“

„Woher zum Teufel weißt du das?“, fragte Bishop. Er versuchte kritisch zu sein, wusste aber, dass Amanda wahrscheinlich die Wahrheit sagte. Der Hauptgrund *dafür* war, dass es dem typischen Verhalten von verängstigten Menschen entsprochen hätte, wenn Claire zurück in ihre Heimatstadt geflohen wäre. Denn genau das taten die meisten Menschen, wenn sie im Leben nicht mehr weiter wussten, dachte er, *sie flohen nach Hause*.

„Ich habe es geträumt“, sagte Amanda.

Ihre Lippen spannten sich zu einem Lächeln und aus ihrem verbliebenen Auge funkelte der pure Hass.

59.

Das Schneetreiben war noch dichter geworden und hatte dafür gesorgt, dass Claire die Geschwindigkeit weiter reduzieren musste. Trotz des Allradantriebes konnte sie spüren, wie der Wagen in jeder Kurve die Bodenhaftung verlor und auszubrechen drohte. Immer wieder musste sie leicht gegenlenken, um das Heck in der Spur zu halten. Hinzu kam auch noch, dass die Scheibenwischer des Wagens langsam aber sicher an ihre Grenzen kamen: Obwohl sie auf höchster Stufe liefen, reichten die Intervalle aus, um Claire für

Sekundenbruchteile die Sicht zu nehmen.

Umso mehr empfand sie es als Segen, als sie einen Sattelschlepper einholte, der Baumstämme geladen hatte. Da sie ohnehin nicht schneller fahren konnte als 45 Meilen in der Stunde, entschied sie sich, einfach in seinem Windschatten zu bleiben, anstatt ihn zu überholen.

Das sorgte *einerseits* dafür, dass sich die Sichtverhältnisse verbesserten, weil der meiste Schnee einfach über das Dach ihres Wagens hinwegfegte. *Andererseits* war diese Art des Fahrens eine enorme Entlastung. Denn sie hatte nichts weiter zu tun, als dem Schlepper zu folgen und auf seine Bremslichter zu achten. Umso besser konnte sie sich auf *das* konzentrieren, was

George zu sagen hatte. Die Geschichte zog sie vom ersten Wort an in ihren Bann:

„Geboren wurde ich im Jahre 1846 in einem kleinen Fischerdorf in Griechenland, zwei Tagesreisen entfernt von der Hafenstadt Patras“, begann George.

Dann machte er eine kurze Pause und ließ das Gesagte auf Claire wirken. Es war fast so, als würde er einen kritischen Kommentar von ihr erwarten. Die Sekunden vergingen und als keiner kam, setzte er fort.

Zunächst schilderte er die Zeit, in der er noch ein Mensch gewesen war. Er sei Schafhirte gewesen, sagte er, und er habe

mit seiner Familie in einem kleinen Fischerdorf gelebt. Das Leben in jener Zeit sei beschwerlich gewesen und jeder habe seinen Teil beisteuern müssen, um die Familie über Wasser zu halten. Doch manchmal habe selbst *das* nicht gereicht, sagte er. Seine jüngere Schwester sei an einer Lungenentzündung gestorben, weil seine Familie es sich nicht leisten konnte, sie zum Arzt ins Nachbardorf zu bringen.

Seine beiden Brüder seien zur See gefahren und deswegen sei es *seine* Aufgabe gewesen, sich um die Schafe der Familie zu kümmern. Dennoch habe auch er davon geträumt, eines Tages die Welt zu erkunden und zu erfahren, was sich hinter dem Horizont verbarg „...dort wo das Meer von einem solchen Blau war,

das nahtlos in den Himmel übergang.“

Er sprach mit einer Wehmut, die Claire glauben ließ, dass er wahrscheinlich *selbst* gerne zur See gefahren wäre. Trotzdem unterbrach sie ihn nicht, um ihn danach zu fragen, sondern ließ seinen Worten freien Lauf.

Zunächst sprach er langsam und ruhig, wie *jemand*, der sich schon lange mit den Gedanken geplagt hatte, die ihm in diesem Augenblick über die Lippen kamen. Doch je weiter er kam, umso mehr mischte sich Aufregung in seine Worte.

Seine Stimme hatte für Claire fast schon etwas Hypnotisches an sich. Dieser Eindruck wurde besonders *dadurch*

verstärkt, dass der Harzgeruch der Baumstämme, die der Schlepper geladen hatte, langsam durch die Lüftung ins Wageninnere drang. Der süßliche Geruch ihrer Kindheit sorgte dafür, dass Claires Fantasie immer mehr aufblühte, während sie Georges Geschichte lauschte. Je länger er erzählte, desto schärfer wurden die Bilder in ihrer Vorstellung. Es waren *lebhaft*e Bilder einer vergangenen Zeit – einer Zeit, voller Armut und Leid.

Nachdem George mit der Beschreibung seines Lebens geendet hatte, erzählte er von jenem verhängnisvollen Tag, an dem er zum *letzten* Mal die Schafherde auf die Weide getrieben hatte.

Er erzählte von der Stimme, die aus dem

Dickicht erklungen war. *Davon*, wie seine ansonsten so treuen Hunde Hals über Kopf geflohen waren. Und schließlich sprach er auch über die grenzenlose Angst, die er in jenem Augenblick verspürt hatte, als er allein mit den Schafen auf der Lichtung zurückgeblieben war.

Claire's Herz beschleunigte mit jedem Wort seiner Erzählung. Doch trotz der wachsenden Aufregung entging ihr in diesem Augenblick die dunkle Anziehung nicht, die von seiner Geschichte ausging. Es war ein Schauermärchen - ein in Worte gefasster Alptraum, dachte sie. Doch im Gegensatz zu all den Geschichten, die sich Kinder für gewöhnlich am Lagerfeuer erzählten, ahnte sie...

...*NEIN!*...

...*wusste* sie, dass jedes Wort voll und ganz der Wahrheit entsprach.

Entweder das, oder er ist der beste Lügner auf der Welt!

Doch insgeheim wusste sie, dass George kein Lügner war. Immerhin hatte sie alles *mit eigenen Augen* gesehen: Sie hatte gesehen, wie er sich verwandelt hatte. Hatte gesehen, wie ein Dutzend Einschusslöcher in seiner Brust klafften, hatte gesehen...

...*GENUG!*

Sie hatte *genug gesehen*, um sicher zu sein, dass er die Wahrheit sagte. Sie

konnte es nicht mehr leugnen. Die Gewissheit war derart überwältigend, dass sie ihr beinahe den Atem raubte. Deswegen schob sie die letzten Zweifel, ein für alle Mal beiseite, und konzentrierte sich, auf *das*, was noch kommen sollte.

„Ich habe ihren Namen vergessen“, sagte George, „aber ich bin mir sicher, dass es sich bei ihr, um die Frau handelte, die vor einigen Wochen spurlos verschwunden war.“

Er machte eine kurze Pause und atmete einmal tief ein. Dann ließ er die Luft langsam entweichen. Claire konnte die Anspannung beinahe spüren, unter der er in diesem Augenblick stand. Sie ging in warmen Wogen von ihm aus und

schwappte auf sie über. Ihr gesamter Körper hatte sich im Fahrersitz verkrampft und ihre Fingernägel bohrten sich immer fester in das Lenkrad. Trotzdem brannte sie darauf zu erfahren, was damals passiert war.

„Und *dann*?“, fragte sie.

„Dann hat sie mich gebissen“, sagte George, „ich habe mich gewehrt, habe versucht mich zu befreien – doch es war alles vergebens, ich konnte nichts ausrichten. Sie war einfach zu stark.“

Er machte eine Pause, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht und setzte dann fort:

„Stunden später, es war schon finstere

Nacht geworden, bin ich wieder zu mir gekommen. Nur habe ich bereits in diesem Augenblick gespürt, dass ich nicht mehr ich selbst war. Die Gier nach Blut hat in meinen Eingeweiden gebrannt und meinen Verstand vernebelt. Und genau in *diesem* Nebel bin ich über siebzig Jahre geirrt, bevor...“

60.

„Sie glauben dem Mistding im Kofferraum?“, fragte Whitman, „ist das

wirklich Ihr Ernst, verdammt nochmal?“

Sie hatten sich wieder in Bewegung gesetzt und fuhren in Richtung Norden. Bevor sie den Parkplatz verlassen hatten, hatte Bishop dafür gesorgt, dass auf der Fahrt nach Rockwell nichts passierte, was er später vielleicht bereuen würde:

Anstatt darauf zu vertrauen, dass Amanda sich nicht verwandeln würde, hatte er ihr sicherheitshalber eine weitere Ladung Beruhigungsmittel verpasst. Sie war zusammengesackt und mit offenen Augen auf dem Käfigboden liegen geblieben. Sie hatten mehrere Minuten auf irgendeine Art von Regung geachtet und als keine gekommen war, waren sie eingestiegen und losgefahren.

„Was bleibt uns Ihrer Meinung nach übrig?“, knurrte Bishop, „sollen wir etwa zurück nach New York fahren, Däumchen drehen und darauf warten, dass die Frau oder der Vampir irgendwo auftaucht?“

„Das ist gar keine so schlechte Idee, wenn Sie mich fragen, Häuptling. Denn früher oder später *wird* einer von beiden wieder auftauchen und dann können wir immer noch zuschlagen und sie erledigen. Stattdessen fahren wir mit einem Blutsauger im Kofferraum quer durch die Staaten. Das verstößt gegen sämtliche Vorschriften der Organisation und das wissen Sie auch.“

Bishop fand zunehmend Gefallen daran, wie Whitman den Glauben daran verlor,

dass die Operation gelingen würde. Ihn amüsierte die Endgültigkeit, mit der er jede seiner Entscheidungen maß – so als wäre das gesamte Vorhaben so etwas wie eine Rechenaufgabe, zu der es nur *eine* richtige Lösung gab.

Er hingegen wusste, dass man in *ihrem* Business manchmal viele Brunnen bohren musste, um an Wasser zu kommen. Und was die Vorschriften anbelangte, brauchte er sich keine Sorgen zu machen, dachte er. Immerhin war *er* es gewesen, der die meisten dieser Vorschriften aufgestellt hatte. Und das zu einer Zeit, als Whitman noch an den Zitzen seiner räudigen Mutter gehangen hatte. Die bildliche Vorstellung des Gedachten reichte aus, um Bishop ein breites Grinsen auf die Lippen zu zaubern.

„Wollen Sie nichts dazu sagen?“, fragte Whitman.

„Was gibt's dazu schon zu sagen, Charly? Entweder wir machen die Dinge so, wie ich es für richtig halte, oder...“

„Oder *was*, Häuptling?“, unterbrach ihn Whitman, „wollen Sie mir etwa drohen? Muss ich Sie wirklich daran erinnern, dass wir beide gleichrangige Offiziere sind und dass ich keine Befehle von Ihnen annehmen muss?“

„...oder“, fuhr Bishop fort, als hätte er Whitmans Einwendung nicht gehört, „Sie können an Ort und Stelle aus dem Wagen steigen und sich zum Teufel scheren. Es ist allein Ihre Entscheidung.“

Whitman quittierte diese Aussage mit einem Schnauben und dann letztlich mit Schweigen. Anstatt weiter Öl ins Feuer dieser hitzigen Debatte zu gießen, verstummte er einfach und lehnte sich im Beifahrersitz zurück. So fuhren sie einige Meilen durch die Dunkelheit auf der Interstate, während es draußen immer stärker zu schneien begann.

Ein paar Minuten nachdem sie die Grenze zwischen New York und Massachusetts überquert hatten, erklang der Signalton des Funkgerätes auf dem Armaturenbrett. Ein blau leuchtendes Lämpchen auf dem Gerät zeigte an, dass der eingehende Anruf über Satellit erfolgte. Und das konnte nur *eins* bedeuten, dachte Bishop:

Ein Anruf aus dem Vatikan.

Allein der Gedanke daran sorgte schlagartig dafür, dass das Grinsen auf seinem Gesicht erstarb. Trotzdem zögerte er nicht, sondern griff nach dem Funkgerät und schaltete den Lautsprecher aus, um zu verhindern, dass Whitman das Gespräch mithören konnte.

Dann drückte er die Sprechtaaste.

„Buona Sera, Cardinale *Canetti*. Come va?“, sagte Bishop. Obwohl er schon seit mehreren Jahren nicht mehr in Italien gewesen war, war seine Aussprache absolut akzentfrei.

„Sparen Sie sich das, Bishop“, sagte die

Stimme am anderen Ende der Leitung, „wenn ich mir anhören will, wie meine Muttersprache *vergewaltigt* wird, dann fahre ich in das nächste Restaurant und belausche amerikanische Touristen dabei, wie sie etwas zu essen bestellen.“

„Capisco“, sagte Bishop, „mit was kann ich Ihnen dienen?“

„*Zunächst* könnten Sie mich darüber aufklären, wie die Operation verläuft“, sagte der Kardinal, „ich hoffe Sie haben den Vampir und die Frau inzwischen gefangen. Sie wissen hoffentlich, *wie viel* davon abhängt. Mit der Hilfe dieses Vampirs können wir diese teuflische Seuche vielleicht ein für alle Mal besiegen. Also wie sieht's aus, Bishop?“

Wie sieht's aus?

Bishop zögerte für einen Moment. Immerhin wusste er, dass die Operation bisher der lebende Beweis dafür war, dass *Murphys Gesetz* funktionierte:

Alles, was hätte schief gehen können, war letztlich auch schiefgegangen. Zwei Männer waren tot und vom Vampir fehlte ebenso jede Spur, wie von der Frau. Inzwischen jagten sie den Hirngespinsten einer jungen Frau hinterher, die mit mehr als nur einem Beim im Grab stand.

Doch Bishop wusste, dass es nicht der richtige Zeitpunkt war, um den Teufel an die Wand zu malen. Zum einen, weil man das *einfach* nicht tat, wenn man gerade ein

Telefonat mit einem Kardinal führte. Und zum anderen, weil er aufgrund all der Misserfolge nicht riskieren wollte, von der Operation abgezogen zu werden. Deswegen wählte er seine Worte mit Bedacht:

„Wir haben sie noch nicht in unserer Gewalt“, sagte er, „weder die Frau, noch den Vampir.“

„Ich hoffe *inständig* für Sie, dass das nicht alles ist, was Sie mir zu bieten haben.“

„Ist es auch nicht“, sagte Bishop, „wir haben ihr Versteck lokalisiert und sind auf dem Weg dorthin. Alles läuft nach Plan. Funciona tutto secondo il piano,

Cardinale.“

„Das will ich auch hoffen“, sagte der Kardinal, „diese Operation ist viel zu wichtig und Versagen ist keine Option. Immerhin sind wir schon fast ein halbes Jahrhundert auf der Suche nach einem dieser verdammten Hybriden.“

Bishop hasste den herablassenden Ton, den der Kardinal hin und wieder anschlug. Er kannte ihn inzwischen fast 20 Jahre und wusste daher, dass er nichts weiter war, als ein bornierter Bastard. Ein komischer Kauz, der einen Vampir nicht einmal erkennen würde, wenn er sich von einem einen blasen ließe. Trotzdem war er darauf bedacht, diese Gedanken und Gefühle für sich zu behalten und hinter

einer Maske von Pflichtbewusstsein zu verstecken.

„Ich weiß, *wie* wichtig diese Operation ist und ich *verspreche* Ihnen, dass die Sache in spätestens zwei Tagen vorbei sein wird.“

„Gut“, sagte Kardinal Canetti, „Sie sollen zwei weitere Tage bekommen.“

Und dann nach einer kurzen Pause:

„Ist Agent Whitman bei Ihnen im Wagen?“

„Ja“, sagte Bishop, „was wollen Sie von ihm?“

Ein Lachen hallte durch die Leitung und erinnerte Bishop an den Ruf einer Hyäne.

„Alcun motivo di *preoccuparsi*“, sagte der Kardinal, „geben Sie ihn mir bitte.“

Bishop reichte daraufhin das Funkgerät in Richtung des Beifahrersitzes. Whitman ergriff es und klemmte es sich ans Ohr. Obwohl der Kardinal gesagt hatte, dass er sich keine Sorgen zu machen brauchte...

...alcun motivo di preoccuparsi...

...so war es dennoch genau *das*, was Bishop in diesem Augenblick tat.

Große Sorgen!

Die meisten Kopfzerbrechen bereitete ihm dabei der Umstand, dass die ganze Zeit über *nur* der Kardinal sprach, während Whitman zuhörte. Er sagte kein Wort,

sondern starrte nur hinaus in die Nacht und lauschte den Befehlen und Anweisungen des Kardinals.

Riesengroße Sorgen!

Für Bishop war das ein sicheres Anzeichen dafür, dass *Dinge* besprochen wurden, die nicht für seine Ohren bestimmt waren. Diese Gewissheit war ein glühender Dorn, der sich mit jeder Minute tiefer in seine Gedanken bohrte.

Seine Hände verkrampften sich um das Lenkrad und er biss die Zähne aufeinander. Währenddessen hallte nur ein einziger Gedanke durch seinen Verstand, wie ein nicht enden wollendes Echo:

Bald Charly, sehr, sehr bald.

Bald Charly, sehr, sehr...

61.

„Bevor *was?*“, fragte Claire. Sie wandte sich zu George um und war überrascht, dass sie sein Gesicht wieder sehen konnte. Sie war derart in seine Erzählung vertieft gewesen, dass sie gar nicht bemerkt hatte, dass im Osten bereits der Morgen graute. Es war ein schmutziges Grau, das sich am Horizont erhob und die Sonne war nichts weiter, als ein glühender Punkt, irgendwo

inmitten des dichten Schneetreibens.

„Bevor all jene Dinge passiert sind, die mich zu dem gemacht haben, was ich heute bin“, sagte George, „eine gottverdammte hybride Lebensform. Halb Mensch, halb *Monster*.“

Er hielt einen Augenblick lang inne, dann fragte er:

„Wie weit ist es noch?“

„Etwas mehr als vierzig Meilen“, sagte Claire, „ich schätze, dass wir in einer Stunde in Rockwell sind.“

„Gut“, sagte George, „das dürfte reichen, um Ihnen den Rest der Geschichte zu erzählen.“

Claire erwiderte nichts, doch in ihrem Inneren tobten die Gedanken. Sie hatte nur noch *eine* Stunde Zeit, um zu erfahren, *wer* George war. Diese eine Stunde musste ausreichen, dachte sie, um zu entscheiden, ob sie ihm vertrauen konnte oder nicht.

Denn so aufregend Georges Geschichte bisher auch gewesen war, so hatte sie ihr *dennoch* nicht genügend Informationen über ihn geliefert. Zumindest nicht *jene* Art von Informationen, dachte sie, von denen sie ihr Leben abhängig machen würde.

Darum musste sie *mehr* erfahren. Musste erfahren, wer der Mann wirklich war, der neben ihr im Wagen saß. Denn sie wusste,

dass im Ernstfall viel...

Alles?

...davon abhing, welche Entscheidung sie in den nächsten 60 Minuten treffen würde.

Noch während Claire überlegte, begann George zu erzählen und erneut zogen seine Worte Claire in ihren Bann:

Zwischenspiel

„Nach meiner Verwandlung bin ich tagelang durch die Wälder gestreift, ohne auch nur einer Menschenseele zu begegnen. Das Verlangen nach Blut hatte sich über meinen Verstand gelegt, wie ein dichter Nebel, aus dem es kein Entrinnen gab. Meine Gedanken drehten sich nur darum, wie ich so schnell wie möglich an Blut kommen konnte.

In meiner Verzweiflung habe ich versucht, mein Verlangen mit dem Blut von Tieren zu befriedigen. Doch jedes Mal aufs Neue musste ich feststellen, dass es nichts half. Kein Fuchs, kein Hirsch und auch kein

anderes Tier in den Wäldern konnte mir *das* geben, wonach ich mich innerlich verzehrte.

Nachts streifte ich durch Wälder und Schluchten, getrieben von meinem Wahn und gelenkt von meinen Instinkten.

Tagsüber verkroch ich mich in Höhlen, um dem Sonnenlicht zu entgehen. Und wenn ich keine Höhlen fand, dann grub ich mich in die Erde ein oder kroch in einen umgefallenen Baumstamm. Dort harrte ich bis zum Sonnenuntergang aus und begab mich dann wieder auf die Jagd.

Obwohl mir die Gier nach Blut den Verstand raubte, waren meine Instinkte hellwach. *Sie* waren es, die mich am Anfang davor bewahrten, mein Jagdglück

auch tagsüber zu versuchen und bei lebendigem Leibe zu verbrennen.

Nach einer Woche des Suchens und des Lauerns hatte ich zum ersten Mal *Glück*, wenn man das so sagen kann. Ich streifte gerade ziellos durch die Wälder, als ich mein erstes Opfer erblickte.

Es war ein Bauernmädchen, wohl kaum älter als fünfzehn Jahre. Ich überraschte sie an einem Flussufer, kurz, nachdem die Sonne untergegangen war. Im Westen glühte noch der Horizont, während im Osten bereits die ersten Sterne aufgingen.

Sie war darin vertieft Wäsche zu waschen. Das Haar fiel ihr ins Gesicht und sorgte dafür, dass sie mich nicht sah.

Ich schlich mich an sie heran und achtete darauf, kein einziges Geräusch zu machen, das mich verraten konnte. Das Rauschen des Flusses sorgte *zusätzlich* dafür, dass sie nichts um sich herum wahrnahm.

Ich näherte mich ihr, Schritt für Schritt, bis ich schließlich *so* nah war, dass es kein Entkommen mehr für sie gab. Ich packte sie an den Haaren und riss ihren Kopf zurück. Ich kann mich noch daran erinnern, mit welcher Kraft ich das tat. Die Sehnen an ihrem Hals traten vor und die Blutgefäße unter der Haut pulsierten. Ein Schrei entfuhr ihr, spitz und hoch, wie der Ruf eines Falken. Dann verstummte sie und blickte mich an, mit Augen, die vor Unglauben übergingen. Es waren blaue Augen, daran kann ich mich noch

genau erinnern. Tief blau, wie das Meer kurz vor einem Gewitter.

Für einen Moment hielt ich inne und schaute in diese wunderschönen Augen. Tief in mir drin regte sich gleichzeitig ein Gedanke. Es war ein letzter Zweifel, der mir sagte, dass *das*, was ich gerade im Begriff war zu tun, falsch war. Falsch vor Gott und den Menschen. Doch es war nur ein kurzes Aufbäumen. Dann überwog die Gier.

Ich beugte mich hinab und grub meine Zähne in ihren Hals. Sie wand sich und versuchte sich zu befreien. Sie schlug auf mich ein, zappelte mit den Beinen und versuchte zu schreien. Doch sie hatte keine Chance. Ihre Stimme war nichts

weiter, als ein ertrinkendes Röcheln und mit jedem Herzschlag schwanden ihre Kräfte. Das Blut schoss in warmen Wogen aus ihrem Hals und schließlich erschlaffte ihr Körper in meinen Armen, als sie das Bewusstsein verlor. Ich trank so lange weiter, bis kein Tropfen Blut mehr in ihrem Körper war und ihr Herz aufhörte zu schlagen.

Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, verschwand ich zurück in die Wälder. Ich verkroch mich in einer Höhle und schlief bis zum nächsten Frühling. Doch es war kein *richtiger* Schlaf, der mich damals übermannte. Vielmehr war es eine Art Starre, in der ich gefangen war, während meine Gedanken herumwirbelten, wie ein teuflischer Kreisel. Erst als die

Temperaturen wieder begannen zu steigen, packte mich erneut der Wahnsinn und zwang mich dazu mein Versteck zu verlassen. Ich ging wieder auf die Jagd.

So ging das dann jahrelang, Miss Hagen. Immer wieder streifte ich durch die Nacht und suchte nach Opfern. Die erste Mahlzeit hatte fast ein halbes Jahr meinen Blutdurst gestillt. Doch mit jeder weiteren, wurden die Zeiträume kürzer, in denen ich Beute finden musste. Desto stärker sich meine Instinkte entwickelten, umso größer wurde meine Gier.

Deswegen legte ich auf der Suche nach Beute immer weitere Strecken zurück. Irgendwann hatte ich Griechenland hinter mir gelassen. Doch es war mir egal. Für

mich gab es keine Grenzen und ich hatte kein Heim mehr, zu dem es mich zurückzog. Ich war zu einem Schatten geworden – zu einem Flüstern im Wind, wenn Sie so wollen.

Die Jahre zogen ins Land. Ich streifte durch die Welt – wie der leibhaftige Überbringer von Tod und Verdammnis. Mit jedem Tag wurden meine Fähigkeiten größer und meine Instinkte schärfer. Inzwischen war ich zu einem der Monster aus den Geschichten meiner Großmutter geworden und tief in mir drin wusste ich, dass das stimmte. Doch das Schlimmste daran war, dass ich es *genoss*. Ich genoss die Jagd, ich labte mich an der Angst meiner Opfer und ich verzehrte mich nach ihrem Blut.

Als die österreichungarische Monarchie in den Krieg zog und den Balkan mit Leid und Elend strafte, war ich fett, wie die sprichwörtliche Made im Speck. Die meisten Männer zogen in den Krieg und ließen ganze Landstriche ungeschützt zurück. Die Städte und Dörfer waren voll mit Frauen, Kindern und Greisen – die meinem Wahnsinn nicht *mehr* entgegenzusetzen hatten, als zum Himmel verschränkte Hände und ein paar flüchtige Gebete.

In dieser Zeit habe ich getobt, wie eine Naturgewalt. Ich habe ganze Bergdörfer vom Erdboden getilgt. Ich war der größte Nutznießer dieses verdammtten Krieges. Doch auch diese Zeit ging vorbei und die Wogen meines Wahnsinns glätteten sich.

Inzwischen hatte ich es bis nach Polen geschafft. Damals war es ein Land kleiner Dörfer und tiefer, abgeschiedener Wälder. Ich entschloss mich dazu, dort zu bleiben, so wie sich ein Fuchs manchmal dazu entschließt, in der Nähe eines Hühnerstalls zu bleiben.

Für mich schien das Land *perfekt*. Die Menschen dort waren zwar alle gläubig, doch nicht auf *die* Art, die mir gefährlich werden konnte. Sie glaubten allesamt an Jesus Christus ihren Erlöser und waren fromme Katholiken. Doch im Gegensatz zu den Menschen auf dem Balkan hatten sie keinen Aberglauben gegen Kreaturen wie mich. Und *das* war ihre größte Schwäche. Denn im gleichen Maß, wie ihr Aberglaube verkümmert war, waren auch

ihre Möglichkeiten, sich gegen mich zu wehren, nur sehr begrenzt.

Als ein zweiter großer Krieg übers Land zog, wiederholte sich die Geschichte. Erneut durchlebte ich eine Zeit der Maßlosigkeit, in der ich nach Belieben tobte. Ich ahnte jedoch nicht, dass meine Tage bereits gezählt waren. Und wie so oft, wenn im Leben große Umwälzungen stattfinden, war es auch bei mir der Zufall, der meine Glückssträhne beendete.

Das Städtchen, das ich mir als Lager auserkoren hatte, wurde kurz vor der Abenddämmerung von Soldaten der Wehrmacht gestürmt. Viele der Zivilisten, die es geschafft hatten, *meinen* Wahnsinn zu überleben, fielen den Soldaten zum

Opfer. Sie wurden reihenweise an Hauswände gestellt und erschossen. Ihr Blut färbte die Straßen, ihre Schreie hallten durch die einsetzende Dunkelheit.

Ich hatte mich in den Kellergewölben eines Wirtshauses verkrochen und beobachtete das Schauspiel durch ein ebenerdiges Fenster, das zur Straße hinaus zeigte. Ich weiß noch, wie *sehr* es mich erregte zu beobachten, wie das Blut der Menschen gegen die Hauswände spritzte, während ihre Leiber von Kugeln durchsiebt wurden.

Ich wähnte mich in Sicherheit und glaubte, dass ich die Sache nur aussitzen musste. Denn so sehr die Soldaten dort draußen auch tobten, dachte ich, so würden sie mir

wohl kaum etwas anhaben können. Immerhin war die Sonne schon beinahe hinter den Hügeln versunken und meine Macht wuchs mit jeder Minute. Doch wie sich bald herausstellen sollte, war das ein großer Irrtum:

Kurz nach den Hinrichtungen, sprang die Kellertüre auf und zwei Wehrmachtsoldaten stürmten in mein Versteck. Ich wandte mich um und konnte gerade noch sehen, wie sie ihre Maschinenpistolen in Anschlag brachten. Ich weiß noch, wie *lächerlich* mir diese Geste vorkam, da ich annahm, dass mir die Kugeln nichts anhaben konnten. Doch wie sich herausstellte, konnten sie *doch*!

Einer der Soldaten eröffnete das Feuer

und jagte mir ein Dutzend Kugeln in die Brust. Ich wollte auf ihn losstürmen, ihm die Kehle aufreißen und ihm dabei zusehen, wie er an seinem eigenen Blut erstickte.

Doch nichts geschah.

Ich konnte mich nicht mehr bewegen und hatte absolut keine Kontrolle mehr über meinen Körper. Ich sank zu Boden und die Dunkelheit legte sich über mich. Ich verlor das Bewusstsein. Ich habe nie erfahren, wie es ihnen gelungen war, mich zu betäuben.

Als ich wieder zu mir kam, hatte der Schauplatz gewechselt. Statt im Keller des Wirtshauses fand ich mich in einer sterilen

Umgebung wieder, die an ein Krankenhaus erinnerte. Ich war an ein Bett gefesselt und noch immer nicht in der Lage mich zu bewegen. Meine Kraft hatte gerade ausgereicht, die Augenlider zu heben. An eine *Flucht* war nicht zu denken.

Ärzte in weißen Kitteln hetzten um mich herum, stachen mit Nadeln auf mich ein und verabreichten mir allerlei Mittel und Seren. Und ich konnte nichts weiter tun, als sie zu beobachten und mich zu fragen, was zum Teufel eigentlich los war. Und es sollte mehrere Monate dauern, bis ich genau *das* auch erfuhr.

Obwohl meine Glieder gelähmt waren, waren meine Sinne nach wie vor scharf. Ich konnte die Ärzte und Schwestern reden

hören. Selbst durch Wände hindurch verfolgte ich ihre Gespräche und erfuhr mehr über *das*, was mit mir passiert war. Und selbst wenn sie nicht sprachen, so konnte ich in ihren Blicken lesen, was vor sich ging.

Ich erriet ihre Pläne und erfuhr, was sie mit mir vorhatten. Nicht nur mit mir, sondern mit all den Vampiren, die sie inzwischen gefangen hatten:

Wie sich herausstellte, hatten die Nazis *mehr* als nur ein romantisches Faible für das Übernatürliche, Miss Hagen. Nein, vielmehr waren ganze Einheiten von wissenschaftlichem Personal dazu abkommandiert worden, gezielt nach übernatürlichen Ressourcen zu suchen.

Ressourcen, die ihnen dabei helfen sollten, ihre kruden Pläne in die Tat umzusetzen.

Hitler *persönlich* hatte den Befehl gegeben, die Forschung in diesem Bereich, um jeden Preis auszuweiten. Und wie sich herausstellten sollte, wurden auf diesem Gebiet im Laufe der Zeit bahnbrechende Erfolge erzielt.

Aber wie ist es dazu gekommen? Das fragen Sie sich bestimmt auch, Miss Hagen. Und genau *das* war es auch, was mich all die endlos langen Monate beschäftigt hatte, während ich am Bett gefesselt ausharrte. Monate, in denen ich allerlei medizinische Untersuchungen über mich ergehen lassen musste und nur hin

und wieder mit frischen Blutkonserven bei Laune gehalten wurde.

Die Antwort darauf ist ebenso einfach, wie erschreckend.

Als die nationalsozialistische Tötungsmaschinerie im Konzentrationslager Auschwitz auf Hochtouren lief, wurden täglich mehrere tausend Menschen auf bestialische Weise hingerichtet. Sie haben bestimmt schon davon gehört wie diese Prozedur für gewöhnlich ablief, Miss Hagen. Deshalb glaube ich, dass es nicht vonnöten ist, dass ich zu sehr ins Detail gehe. Nur *so* viel sei gesagt: *Wieder* war es der Zufall, der die Dinge ins Rollen brachte.

Eines Tages wurden *wieder* etliche Dutzend unschuldiger Menschen in eine der Gaskammern von Auschwitz getrieben. Die Türen wurden geschlossen und kurz darauf wurde das Giftgas in die Kammer geleitet.

Für die wachhabenden Soldaten war das ebenso ein gewöhnlicher Ablauf, wie für den damaligen Lagerkommandanten – einen gewissen *Rudolf Höß*. Alles lief so, wie schon etliche Male zuvor. Und obwohl man es sich kaum vorstellen kann, war das Töten in jener Zeit zur Routine geworden. Zu einer lästigen Aufgabe, die gemacht werden musste. Der einzige Unterschied, zu den unzähligen Exekutionen zuvor, war, dass *diesmal* etwas ganz Ungewöhnliches passierte.

Mehr noch: Etwas geradezu
Unglaubliches.

Als die Türen der Gaskammer erneut
geöffnet wurden, bot sich den Soldaten
nicht *der* Anblick, den sie erwartet hatten.
Inmitten der vielen Leichen und der durch
Todesqualen entstellten Gesichter, stand
ein Mann und grinste die Soldaten an.

Zunächst glaubten die Soldaten daran,
dass die Menge des Gases falsch
bemessen gewesen sein musste und
deswegen nicht für *alle* Menschen in der
Kammer ausgereicht hatte. Einer von
ihnen zog seine Pistole, ging auf den Mann
zu und schoss ihm mitten ins Gesicht.
Noch während der Schuss von den
gefliesten Wänden hallte, griff der Mann

nach dem Arm des Soldaten und riss ihn aus. Dann stürzte er sich auf ihn und schlitze ihm die Kehle auf. Die restlichen Soldaten reagierten geistesgegenwärtig und traten sofort den Rückzug an.

Sie verriegelten die Gaskammer und machten auch sonst alle Ventile dicht.

Anschließend zogen sie angeblich Strohhalme, um zu bestimmen, *wer* von ihnen den Lagerkommandanten Höß, mit der unerfreulichen Nachricht über diesen Zwischenfall, aus seinem Mittagsschlaf wecken sollte.

Höß, ein absoluter Psychopath zwar, aber auch ein äußerst penibler Bürokrat, erkannte *sofort* die Gelegenheit, die sich

ihm durch diesen Vorfall bot.

Der Rest, Miss Hagen, ist Geschichte. Eins führte zum anderen, wenn Sie so wollen. Höß informierte Himmler und dieser berichtete dem Führer von den unerwarteten Vorkommnissen. Gleich darauf wurden aus allen Ecken und Enden des Reiches Experten abkommandiert und nach Auschwitz geschickt. Sie sollten *jene* Kreatur untersuchen, die noch immer in der hermetisch abgeriegelten Gaskammer gefangen war.

Irgendwann, fragen Sie mich bitte nicht, *wie* ihnen das gelungen ist, schafften sie es, den Vampir in der Gaskammer zu betäuben. Danach begannen die Untersuchungen und gleich darauf auch die

Forschungen.

Denn die Verantwortlichen erkannten schnell, dass der Vampir, den sie gefangen hatten, *geradezu* unverwundbar war. Gewehrkugeln konnten ihm genauso wenig anhaben, wie Giftgas, Hunger oder Kälte. Er und seinesgleichen waren somit die perfekten Soldaten, die Hitler brauchte, um seine kranken Vorstellungen in die Tat umzusetzen.

Das Ziel jeglicher Forschung bestand darin, eine Möglichkeit zu finden, den Vampir zu kontrollieren und für die eigenen Zwecke zu nutzen. Mithilfe des Vampirs wollten sie eine Armee von Supersoldaten erschaffen. Eine *Armee*, mit deren Hilfe sie die gesamte Welt

unterjochen konnten.

Gleichzeitig erkannten sie, dass mehr als nur ein einziges Versuchsobjekt vonnöten war, um die Forschung zu beschleunigen.

Natürlich versuchten die Ärzte primär *selbst* Vampire zu züchten, indem sie dem Vampir Opfer zum Fraß vorwarfen. Lagerinsassen wurden nach allen nur erdenklichen Gesichtspunkten ausgesiebt und für diese Aufgabe bestimmt. Doch der Vampir hielt sich nicht an die Regeln der Nazis. Er tötete ein Opfer nach dem anderen, ohne sie in Vampire zu verwandeln. Darum musste Nachschub beschafft werden und überall im Reich zogen speziell geschulte Trupps der Wehrmacht los und begaben sich auf die

Jagd nach Vampiren.

Ein solcher Trupp war es, der mich im Keller des Wirtshauses überraschte und gefangen nahm. Doch nicht nur mich, sondern auch etliche andere Vampire. Obwohl ich die genaue Zahl nie erfahren habe, schätze ich, dass während meiner Gefangenschaft in Auschwitz an mehreren Dutzend Vampiren geforscht wurde. Sehr *intensiv* geforscht, Miss Hagen.

Selbst als sich das Ende des Dritten Reiches abzuzeichnen begann, wurde weitergeforscht. Immer weiter, in drei Schichten, ohne Unterlass. Je näher die Alliierten kamen, umso eifriger wurden die Bemühungen der Ärzte und der anderen Experten.

Das ist natürlich auch verständlich. Denn auch wenn es die Irren, nicht wahr haben wollten, so war der Krieg Ende 1944 schon längst verloren. Die Forschung an den Vampiren war ihre letzte Hoffnung – der letzte verzweifelte Versuch, um gegen das drohende Ende aufzubegehren.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1944 war es dann so weit. Die Ärzte hatten Glück. Es war ihnen gelungen ein Serum zu entwickeln, mit dessen Hilfe man Vampire zum Teil zurückverwandeln konnte, ohne dass sie ihre übernatürlichen Kräfte einbüßten. Mir wurde dieses Serum zu Probezwecken verabreicht. Das Resultat dieser Behandlung haben Sie mit eigenen Augen gesehen, Miss Hagen. Ich wurde dadurch zu *dem*, was ich heute bin: Ein

Mensch, der zwar immer noch die Kräfte und Fähigkeiten eines Vampirs hat, dessen Verlangen nach Blut aber völlig ausgelöscht ist.

Doch, wie Sie sich bereits denken können, kam dieser Erfolg zu spät für die Nazis. Gott sei Dank, denn bereits drei Wochen nachdem mir das Serum verabreicht worden war, stürmte die 322. sowjetische Infanteriedivision das Konzentrationslager Auschwitz und befreite die restlichen verbliebenen Gefangenen.

Einer von ihnen war ich.

Das war meine Geschichte, Miss Hagen.

62.

„Und?“, fragte Bishop, „was haben Sie mit dem Kardinal besprochen?“

Er achtet darauf, dass die Frage beiläufig klang. Er wollte vermeiden, dass Whitman von dem Unbehagen erfuhr, das ihn während der Unterhaltung beschlichen hatte und seitdem nicht mehr losließ.

„Ganz ehrlich, Häuptling“, sagte Whitman grinsend, „das ist Privatsache.“

Whitman machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort.

„Aber ich will Sie nicht auf die Folter spannen – immerhin sind wir Partner. Es ging um meine Überstundenabrechnung – da ist wohl etwas durcheinandergeraten.“

Mit jedem Wort wurde das Grinsen auf Whitmans Gesicht breiter. Bishop erkannte sofort, dass dieser Seitenhieb nur ein Manöver war, um ihn auf eine falsche Fährte zu locken. Ein taktischer Spielzug, um die wahren Hintergründe des Gesprächs zu verschleiern.

Bishop war sich *sicher*. Er konnte es in Whitmans Augen lesen: Obwohl er vorgab zu lachen, war sein Blick unnachgiebig und hart. Bishop wusste, dass sein erster Verdacht richtig gewesen war: Es wurden Dinge besprochen, die nicht für seine

Ohren bestimmt waren. Doch er ließ sich nicht anmerken, dass er das Spiel seines Partners durchschaut hatte. *Stattdessen* spielte er einfach mit.

„Ach, Sie können mich mal“, sagte er in übertrieben aufgebrachtem Ton.

„Das hätten Sie wohl gern, was Häuptling?“

Bishop erwiderte nichts. *Stattdessen* biss er die Zähne aufeinander, während sich seine Hände um das Lenkrad verkrampften. Äußerlich war ihm zwar nichts anzumerken, innerlich jedoch tobte er.

Was zum Teufel fällt diesem Hurenbock

von Kardinal ein?

*Was zum Teufel haben die beiden
besprochen?*

Was zum...

Kurz bevor die Wut seine Gedanken komplett in Beschlag nahm, atmete er tief durch und beruhigte sich. Er wusste, dass es nichts brachte, die Kontrolle zu verlieren. Er musste um jeden Preis die Beherrschung bewahren. Nicht nur, weil es für ihn die höchste Form der Disziplin war, sondern auch weil diese Sache inzwischen viel weiter reichte, als er anfangs angenommen hatte. Es hing viel von der Mission ab und *deswegen* musste er vorsichtig sein.

Sehr vorsichtig.

Er wusste, dass Whitman eine Schlange war. Und wie hatte sein Vater gesagt?

Wer Schlangen züchtet, wird gebissen.

63.

Genau in dem Moment, als sie das Ortsschild von Rockwell passierten, hatte George mit seiner Geschichte geendet. Er hatte mehrere Stunden fast ohne Unterbrechung gesprochen. Nachdem er verstummt war, war es Claire

vorgekommen, als würde sich ein unangenehmes Schweigen im Wagen breitmachen. Eine unerträgliche Stille, die sie förmlich dazu zwang, etwas zu sagen.

Irgendetwas.

Doch sie schwieg.

Sie musste überlegen. Je näher sie dem Stadtzentrum kamen, umso weniger Zeit blieb ihr, um eine Entscheidung zu treffen. Sie wusste noch *immer* nicht, ob sie George vertrauen konnte.

Sie passierten den Chestnut Peak und Claire sah, dass das alte Roberts-Haus auf dem Hügel bis auf die Grundmauern niedergebrannt war. Schwarze Mauerreste

ragten aus den Schneewehen hervor, wie faule Zähne aus einem Gebiss.

Claire war in den Anblick vertieft. Das Haus, dessen Geschichte über Jahrzehnte hinweg die Gerüchteküche der Stadt zum Brodeln gebracht und Generationen von Kindern Alpträume beschert hatte, war weg.

Es war Georges Stimme, die die Stille im Wagen durchbrach und Claire zurück in die Realität holte:

„Vertrauen Sie mir *jetzt* genug, Miss Hagen“, fragte er, „oder wollen Sie mich noch immer bei der nächsten Gelegenheit loswerden?“

Claire wandte sich zu George um und starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. Erneut kam es ihr so vor, als hätte er ihre Gedanken gelesen. Als hätte er darin geblättert, wie in einem Buch. Angst beschlich sie und ein eisiger Schauer nach dem anderen jagte durch ihren Körper.

Er kann deine Gedanken lesen. Er kann sie LESEN!

„Keine Angst“, sagte George, „ich kann nicht wirklich *sehen*, was Sie denken.“

Seine Augen funkelten und sein Blick war starr und hart. Claires Angst wuchs. Trotzdem verlor sie nicht die Beherrschung.

„S-s-s-sondern?“, fragte sie, ohne George aus den Augen zu lassen. Instinktiv nahm sie den Fuß vom Gas.

„Na ja“, sagte George, „es sind vielmehr ihre *Gefühle*, die von Zeit zu Zeit auf mich überschwappen. Es geschieht von selbst und ich kann nichts dagegen machen. Es ist wie eine Art Instinkt, ein sechster Sinn, wenn Sie so wollen. *Ich* betrachte diese Gabe inzwischen als eine der vielen Erbsünden aus meinem früheren Leben. Es tut mir leid, wenn ich Ihnen dadurch einen Schrecken eingejagt habe.“

Während George sprach liefen Claires Gedanken auf Hochtouren. Sie wusste, dass der Zeitpunkt gekommen war, um eine Entscheidung zu treffen. Das Zentrum

von Rockwell war nur noch eine Meile entfernt. Doch das war nicht der ausschlaggebende Punkt. Vielmehr hatte George ihre Pläne durchschaut. Er hatte auf den Grund ihrer Gedanken geblickt und ihre Zweifel erkannt.

Er wusste, was sie vorgehabt hatte.

Die Scharade war vorbei.

64.

„Darf ich Ihnen eine Frage stellen, Häuptling?“

Bishops Blick blieb auf die Straße gerichtet und er tat, als hätte er Whitman nicht gehört. Noch immer brodelten seine Gedanken. Die Gewissheit, dass die Parameter der Operation ohne seine Zustimmung geändert worden waren, nagte an ihm und ließ ihm keine Ruhe.

„Ich fasse Ihr Schweigen als Zustimmung auf“, sagte Whitman gleich darauf.

„Dann *fragen* Sie endlich“, knurrte Bishop.

Für einen Augenblick herrschte Stille im Wagen und Bishop wusste *sofort*, dass ihm wahrscheinlich nicht gefallen würde, was Whitman zu sagen hatte.

„Was haben Sie vor?“, fragte Whitman, „ich meine, nachdem wir in diesem Provinznest sind? Ich glaube kaum, dass die Frau Brotkrumen ausstreuen wird, um uns den Weg zu dieser Hütte zu weisen. Vorausgesetzt, dass diese Hütte *überhaupt* existiert. Wenn Sie mich fragen, ist das alles nur eine große Lüge. Ein Bluff, der uns auf die falsche Fährte locken soll. Wir vergeuden hier nur unsere Zeit, Häuptling.“

Bishop wusste, dass Whitmans Worte einen wahren Kern enthielten. Dennoch ließ er sich nicht beirren, geschweige denn beunruhigen. *Er* hatte schon zu einer Zeit Vampire gejagt, als Whitman sich noch nicht einmal selbst die Schuhe binden konnte.

Doch es war nicht *allein* sein Alter, das ihm einen Vorteil verschaffte. Vielmehr war es seine schier grenzenlose Erfahrung. Er wusste mehr über die Blutsauger, als in all den Berichten und Studien des Vatikans geschrieben stand. In all den Jahren hatte er sich ein *persönliches* Fachwissen angeeignet, nach dem man in den Unterlagen der Organisation vergeblich suchte. Und *dieses* Wissen gab ihm die Sicherheit, dass sie auf dem richtigen Weg waren und dass sie die Hütte finden würden. Dieses Wissen war es auch, was ihn im Laufe der Jahre zu *dem* gemacht hatte, was er heute war: der mit Abstand zuverlässigste Agent der gesamten Organisation.

Bishop überlegte kurz, ob er Whitman in

sein Geheimnis einweihen sollte. Er wog die Entscheidung sorgfältig ab und kam zum Schluss, dass er damit kein Risiko einging, Whitman einen kleinen Einblick zu gewähren. Immerhin, dachte er, waren Whitmans Tage bereits gezählt. Sein Partner würde keine Gelegenheit mehr bekommen, mit diesen Informationen etwas anzufangen, geschweige denn, sie mit jemandem zu teilen. Egal, ob sie die Hütte fanden oder nicht – Whitman würde den Wald nicht mehr lebend verlassen.

„Sie haben bei Ihrer Überlegung eine Sache vergessen, mein Freund“, sagte Bishop schließlich, „eine verdammt *wichtige* Sache, um genau zu sein.“

„Ich bin nicht Ihr Freund“, sagte Whitman

sofort, „aber fahren Sie fort.“

Schließlich begann Bishop zu erzählen und mit jedem Wort, das seine Lippen verließ, wuchs auch der Unglaube auf dem Gesicht seines Partners.

Whitmans Augen weiteten sich und sein Mund stand offen. Bishop genoss den Anblick und hatte große Mühe damit, sich noch auf die Straße zu konzentrieren.

65.

Die Minuten verstrichen und Claire rang

noch immer mit den richtigen Worten. Schließlich fuhren sie in das Stadtzentrum von Rockwell ein, ohne dass sie zu einer Entscheidung gekommen wäre.

„Und“, fragte George, „wie haben Sie sich entschieden?“

Claire antwortete nicht. Stattdessen bog sie an der Mainstreet ab, fuhr an Olson's Heimwerkerladen vorbei und parkte den Wagen schließlich in einer der Parklücken vor dem Gemischtwarenladen. Es war der gleiche Laden, in dem sie schon als Kind mit ihrem Vater Vorräte für die Jagd eingekauft hatte.

Erst dann wandte sie sich zu George um.

Seine Augen leuchteten und trotz der anstrengenden Fahrt, sah er immer noch frisch und munter aus. Es schien Claire, als wären all der Stress und all die Strapazen spurlos an ihm vorübergegangen. Nur seine Bartstoppeln waren in der Zwischenzeit etwas länger geworden. Für den Bruchteil einer Sekunde fragte sich Claire, wie es sich anfühlen würde, mit der Hand darüber zu fahren.

Wie Schleifpapier...

Wieder jagte ein Schauer durch ihren Körper. Doch dieses Mal war es keine Angst, die Beschlag von ihr nahm. *Dieses Mal* war es vielmehr ein Kribbeln. Ein angenehmes Gefühl, wie ein schwacher

elektrischer Strom, der an ihren Nervenenden zerrte und sie zum Schwingen brachte.

Es war zwar nur ein kurzer Impuls, doch Claire merkte, dass er ausgereicht hatte. Inmitten dieses kurzen Augenblicks der Sorglosigkeit hatte sich eine wichtige Erkenntnis in ihr Bewusstsein geschlichen. Zwischen Tür und Angel der Wahrnehmung war sie *endlich* draufgekommen, wie sie sich davon überzeugen konnte, ob sie George vertrauen konnte.

„Was ist mit Jack passiert?“, fragte Claire.

Ihre Stimme klang ruhig und bestimmt.

Doch während sie sprach, hallte Johns verängstigte Stimme durch ihre Gedanken, wie eine nicht enden wollende Rückkopplung:

Jack ist tot...

Jack ist tot...

Jack ist tot...

Claire konnte sich noch gut an die Besorgnis in seinem Gesicht erinnern, als er ihr von *Jacks* Tod berichtet hatte.

Die Ärzte sagen, er sei einem Herzinfarkt gestorben. Aber ich denke, ich habe genug gesehen, um es besser zu wissen.

Claire wusste, dass sie herausfinden

musste, *was* mit Jack passiert war. Doch was noch viel wichtiger war als *das*, war die Frage, ob George etwas mit seinem Tod zu tun gehabt hatte. Wenn *das* der Fall war, würden sich ihre Wege in diesem Augenblick ein für alle Mal trennen. Sie würde ihn an Ort und Stelle zurücklassen und alleine in den Wäldern der Rockwell Heights untertauchen.

„Wer ist *Jack*?“, fragte George. Seine Augenbrauen zogen sich zusammen und sein Blick verfinsterte sich.

Claire achtete auf jede seiner Regungen. Im Gegensatz zu ihrer nächtlichen Fahrt, konnte sie ihn *jetzt* sehen. *Jetzt* war sie nicht mehr dazu gezwungen in vollkommener Dunkelheit seiner Stimme

zu lauschen und darauf zu vertrauen, dass er die Wahrheit sagte.

Vielmehr konnte sie diese Gelegenheit nutzen, um all die Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, mit deren Hilfe sie bisher ihr Geld verdient hatte: Sie konnte sich davon überzeugen, *ob* George die Wahrheit sagte.

„Der Partner von John“, sagte sie schließlich.

„Sie meinen den anderen Einbrecher? Den *Partner* von dem Kerl, mit dem sie sich am Flughafen getroffen haben?“

„Ja“, sagte Claire, „genau *den* meine ich. Was ist mit ihm passiert?“

Georges Gesichtszüge entspannten sich, wenn auch nur ein bisschen. Er fuhr sich mit der flachen Hand übers Gesicht und seufzte.

„Was wollen Sie über ihn wissen?“, fragte er, ohne den Blick von Claire zu nehmen.

„Haben Sie etwas mit seinem Tod zu tun?“

George betrachtete sie einen Augenblick, dann presste er die Lippen aufeinander, bis sie nicht mehr waren als eine dünne Linie. Claire registrierte jede seiner Regungen mit größter Neugier.

„Ja“, sagte George, „ja, ich habe etwas

mit seinem Tod zu tun.“

Claires Herz setzte einen Schlag aus.

Oh mein Gott...

Angst kroch wieder in ihre Gedanken.
Trotzdem verlor sie nicht die
Beherrschung. Sie wusste, dass vielleicht
ihr Leben davon abhing, was sie als
nächstes sagte oder tat.

Noch bevor sie reagieren konnte, fuhr
George fort.

„Wollen Sie damit etwa behaupten, dass Vampire Gedanken lesen können?“, fragte Whitman.

Die ganze Zeit über hatte er geschwiegen. Er hatte Bishop zugehört und sein Gesichtsausdruck hatte sich mit jeder Minute weiter verfinstert.

Bishop hatte sich davon nicht beirren lassen. Stattdessen hatte er immer weiter erzählt und seinen Partner in *das* größte Geheimnis seiner beruflichen Laufbahn eingeweiht. Ein *Geheimnis*, dem *er* allein auf die Schliche gekommen war.

„Ich will das nicht nur *behaupten*“, sagte

Bishop, „ich *weiß* es mit absoluter Sicherheit. Diese Mistdinger verfügen über telepathische Kräfte.“

„Davon steht aber nichts in den Aufzeichnungen.“

„Vergessen Sie doch für einen Augenblick die verdamnten Aufzeichnungen“, unterbrach ihn Bishop, „diese Aufzeichnungen wurden über Jahrhunderte hinweg von Kardinälen mit der Prämisse geschrieben, dass sie – und *nur sie* allein – die Wahrheit gepachtet hätten.

All diese Chroniken und Berichte sind doch *nichts* weiter als eine heroische Selbstbeweihräucherung der katholischen Kirche. *Jede* Wahrheit, die darin über

Vampire enthalten ist, ist nichts weiter als purer Zufall.

Ich hingegen habe die längste Zeit meines Lebens Vampire gejagt und ich *versichere* Ihnen, dass ich in diesem Punkt recht habe.“

Whitman erwiderte nichts. Stattdessen schien er zu überlegen. Einige Minuten vergingen, ehe er sich zu Wort meldete.

„Nehmen wir einfach mal an“, sagte er, „Sie hätten mit Ihrer Theorie recht. Inwiefern kann uns das behilflich sein, die Frau und den Vampir zu finden?“

„Ganz einfach“, sagte Bishop, „die telepathischen Kräfte von Vampiren sind

nicht *universell*. Vielmehr werden sie durch direkte *Blutsbande* verstärkt.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, dass diese Kreaturen nach ihrer Verwandlung oftmals die Neigung haben, *zuerst* über ihre Verwandten herzufallen. Das geschieht natürlich nicht *immer*, aber dennoch *bemerkenswert* oft. Solche Berichte finden sich auch in den Chroniken des Vatikans – Sie haben sicherlich *auch* schon davon gehört.“

„Nicht dass ich wüsste, Häuptling. Klären Sie mich bitte auf.“

Bishop überlegte einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Nehmen wir einfach mal an, irgendwo auf der Welt verschwindet ein Kind. Von einer Sekunde auf die andere ist es wie vom Erdboden verschluckt. Einige Tage später, nachdem die Suche eingestellt wurde und die Betroffenen sich langsam dem grausamen Schicksal zu fügen beginnen, bekommt einer der Verwandten des verschwundenen Kindes eine *plötzliche* Eingebung. Auf *einmal* glaubt er zu wissen, *wo* das Kind geblieben sein könnte. Nein, er glaubt es nicht nur – er ist sich *hundertprozentig* sicher. Schließlich bricht er nochmals auf, um nach dem Kind zu suchen, und kehrt ebenfalls nie wieder zurück. Verstehen Sie *jetzt*, worauf ich hinaus will?“

Whitman überlegte kurz und gleich darauf,

begannen sich seine Gesichtszüge zu entspannen.

„Ich glaube, ich verstehe“, sagte er, „falls Ihre Theorie stimmt, dann wird uns dieses Mistding im Kofferraum mit hoher Wahrscheinlichkeit zu der Frau führen, weil es eine Art telepathischen Kontakt zu ihr hat. *Außerdem* ist die Frau die einzige lebende Verwandte, die dieses Mistding überhaupt noch hat. Das erhöht unsere Wahrscheinlichkeit sie zu finden beträchtlich. *Das* wollten Sie doch damit sagen, nicht wahr?“

Obwohl Bishop ihn nicht ausstehen konnte, so war er fasziniert von der Auffassungsgabe, die sein junger Partner an den Tag legte. Sein Verstand arbeitete

schnell und präzise.

„Genau so ist es“, sagte Bishop, „mit ein bisschen Glück führt uns dieses *Mistding* auf direktem Weg zu seiner Schwester und vielleicht sogar zu dem Hybriden.“

67.

„Ich habe *Jack* beschattet, müssen sie wissen. Nach dem Einbruch in mein Haus wollte ich auf Nummer sicher gehen. Ich *musste* herausfinden, wie viel die beiden Männer über mich wussten und ob sie eine Gefahr für mich darstellten.“

„Wie haben Sie ihn überhaupt gefunden?“, fragte Claire. Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie fürchtete sich vor *dem*, was George vielleicht gleich aussprechen würde.

Er hat ihn umgebracht! Oh mein Gott, er hat ihn umgebracht...

Draußen schneite es noch immer ohne Unterlass. Immer mehr Schneelocken legten sich auf die Windschutzscheibe des Wagens und versperrten Claire allmählich den Blick auf den Eingang des Gemischtwarenladens, vor dem sie parkten.

„Das war ein *Kinderspiel*“, sagte George,

„ich habe mir einfach das Nummernschild des Transporters notiert, mit dem sie geflüchtet sind. Es war ein Miettransporter, müssen Sie wissen. Das Firmenlogo prangte quer über die gesamte Flanke des Wagens.

Ich habe dem Unternehmen am nächsten Tag einfach einen Besuch abgestattet und darauf vertraut, dass die Verantwortlichen es nicht so genau mit dem Datenschutz nehmen. Und ich hatte Glück: Nachdem dreihundert Dollar den Besitzer gewechselt hatten, hatte ich tatsächlich den Namen und die Adresse des Mannes, der den betreffenden Transporter gemietet hatte. Können Sie sich das *vorstellen*? Dieser Typ war doch tatsächlich naiv genug, mit seinem echten Namen ein

Fahrzeug zu mieten, mit dem er auf Raubzug ging? Nur dass sein Name nicht *Jack* war, sondern *Frank Murdoch*.“

„Und *dann?*“, fragte Claire. Sie wollte sich nicht lange mit den Kleinigkeiten der Geschichte aufhalten, sondern gleich zu ihrem Kern vordringen – ganz egal, wie grausam und abstoßend er vielleicht auch sein mochte.

„Wie gesagt – *fortan* habe ich *Frank* rund um die Uhr beschattet. Tag und Nacht bin ich ihm gefolgt, um herauszufinden, ob er mir gefährlich werden konnte. Ich habe ihn sogar dabei beobachtet, wie er nach und nach meinen gesamten Krempel verscherbelt hat. Doch bereits am dritten Tag der Beschattung stellte sich heraus,

dass er keinerlei Gefahr für mich darstellte. Er ging einfach nur weiter seinen Geschäften nach, sonst nichts. Mir war daher klar, dass er die Vorkommnisse im Keller meines Hauses inzwischen schon verdrängt hatte.“

Obwohl Claire sich konzentrierte, konnte sie keinen Anhaltspunkt dafür finden, dass George log. Mimik, Gestik und Tonfall boten ihr überhaupt keine Hinweise.

Alles sprach dafür, dass er die Wahrheit sagte.

Oder er ist ein verdammt guter Lügner...

„Ich muss zugeben, dass ich sehr erleichtert war, dass er es nicht darauf

anlegte, mein Geheimnis zu lüften. Vielleicht war diese Erleichterung der Grund dafür, dass ich ein bisschen leichtsinnig wurde. Denn anstatt mich aus dem Staub zu machen und für immer aus seinem Leben zu verschwinden, spazierte ich auf offener Straße an ihm vorbei. Als er mich sah, erstarrte er und blickte mich mit aufgerissenen Augen an.

Währenddessen wanderte seine rechte Hand sofort zum Hosenbund und umschlang den Griff seines Revolvers. Ich war völlig überrumpelt und wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Ich wollte ihn ansprechen und ihm vergewissern, dass er keine Angst zu haben brauchte und dass alles in Ordnung war. Doch dazu kam es leider nicht mehr. Er hatte nämlich...“

„...einen Herzinfarkt?“, unterbrach ihn Claire, „habe ich recht?“

Verwunderung sprach für einen Moment aus Georges Blick. Doch es war nur ein kurzes Aufleuchten in seiner finsternen Miene. Ein winziger Riss in seiner Maske, sonst nichts, dachte sie.

„Woher wissen Sie *das*?“, fragte er.

„Das ist nicht wichtig“, sagte Claire.

Einen Moment lang sagten beide nichts. Die Windschutzscheibe des Wagens war inzwischen ganz zugeschneit und versperrte ihnen den Blick nach draußen.

Einen Augenblick lang kam es Claire so vor, als wären sie vollkommen vom Rest

der Welt abgeschnitten. Nicht aufgrund des Schnees, der sich auf den Wagen gelegt hatte, sondern vielmehr wegen der Ereignisse der vergangenen Tage. Das Schicksal hatte sie auf wundersame Weise aneinander gebunden und ihnen schwierige Entscheidungen abverlangt. Entscheidungen, von denen ihrer beider Leben abhing.

Und Claire wusste in diesem Augenblick, dass die Zeit gekommen war, eine weitere Entscheidung zu treffen. Doch dieses Mal hatte sie sich genügend Zeit gelassen, um sich über George und seine Motive Klarheit zu verschaffen. Sie wusste daher, dass er keine Gefahr für sie darstellte. Immerhin hätte er ihr auch verschweigen können, dass er etwas mit dem Tod des

Mannes zu tun gehabt hatte. Stattdessen war er ehrlich gewesen und hatte ihr davon erzählt.

Clairens Entschluss war gefallen:

Sie *würde* ihn mitnehmen.

Es war schließlich George, der die Stille im Wagen brach.

„Ich wollte ihm helfen“, sagte er, „ich habe den Notarzt gerufen und sogar versucht ihn zu reanimieren. Doch es half nichts. Er ist in meinen Armen gestorben. Es war ein Tod, der nicht sinnloser sein konnte.“

„Ist schon gut“, sagte Claire und legte George die Hand auf die Schulter, „Sie

konnten nichts dafür.“

Erneut fiel ihr Blick auf den Dreitagebart auf seinen Wangen und auch dieses Mal jagte ein Schauer durch ihren Körper. Es war eine eigenartige Empfindung – wie ein warmes Beben, das tief in ihrem Inneren entsprang und ihre Gedanken völlig durcheinander brachte.

George schaute zu ihr auf und ihre Blicke trafen sich.

„Also“, fragte er, „wie haben sie sich entschieden?“

Claire sagte nichts, sondern zog nur langsam den Arm von seiner Schulter.

„Nur zu“, sagte Claire, „Sie wissen doch

bestimmt schon, wie ich mich entschieden habe.“

George entgegnete nichts. Stattdessen betrachtete er sie nur und mit jeder Sekunde, die verstrich, wurde das Grinsen auf seinen Lippen breiter.

Erst in diesem Augenblick fragte sich Claire, *wie* viele ihrer Emotionen auf George *übergeschwappt* waren. Und genau dieser Gedanke war es auch, der ihr die Schamesröte ins Gesicht trieb. Ihre Wangen glühten und es kam ihr plötzlich vor, als wäre es stickig und heiß im Inneren des Wagens.

„Ich werde Sie mitnehmen“, sagte Claire schließlich, ohne Georges Antwort

abzuwarten.

„Ich weiß“, sagte George.

68.

Claire drehte den Zündschlüssel halb herum und im gleichen Augenblick erwachten Klimaanlage und Scheibenwischer wieder zum Leben. Obwohl die Temperatur des Gebläses warm eingestellt war, kühlte der Luftzug Claires heiße Wangen. Währenddessen gaben die Scheibenwischer ihr den Blick auf den Gemischtwarenladen frei und

holten sie zurück in die Realität.

Sie atmete kurz durch. Anschließend nahm sie ihre Handtasche vom Rücksitz und holte einen dicken Stapel Einhundertdollarscheine aus einer der beiden Seitentaschen. Sie ließ die Scheine durch die Finger gleiten und gab dann George die Hälfte des Stapels.

„Was soll ich damit machen?“, fragte George.

„Sie gehen jetzt da rein“, sagte Claire und zeigte durch die Windschutzscheibe auf den Gemischtwarenladen, „und sorgen dafür, dass wir genügend Proviant haben. Zumindest für die nächsten zwei Wochen. Kaufen Sie bitte nur haltbare

Lebensmittel, wenn's geht, und besorgen Sie uns Wanderrucksäcke, Handschuhe, Kappen, ein gutes Messer..."

Sie hielt einen Augenblick inne, dann kramte sie Notizblock und Kugelschreiber aus ihrer Handtasche. Gleich darauf begann sie eine Liste der Dinge zusammenzustellen, die George besorgen sollte. Dadurch wollte sie sichergehen, dass er nichts vergaß. Als sie fertig war, riss sie die Seite aus ihrem Block und gab sie George.

„Das dürfte fürs Erste ausreichen“, sagte sie.

George überflog die Liste kurz und mit einem Mal spiegelte sich Verblüffung in

seinen Gesichtszügen wider.

„Wollen Sie nicht mitkommen?“, fragte er.

„Nein“, sagte Claire, „lieber nicht. Ich will kein Risiko eingehen. Nach all den Dingen, die in New York vorgefallen sind, bin ich wahrscheinlich als vermisst gemeldet oder zur Fahndung ausgeschrieben. So oder so - ich will nicht, dass mich jemand erkennt und gleich Sheriff Decker anruft. Er könnte uns ein paar Fragen stellen, die wir nur ungern beantworten würden. Deswegen müssen Sie den gesamten Einkauf erledigen.“

George erwiderte nichts. Stattdessen faltete er den Einkaufszettel zusammen und verstaute ihn in der Brusttasche seines

Hemdes. Er öffnete die Beifahrertüre einen Spalt breit und erlaubte es einigen vereinzelt Schneeflocken, sich in das Innere des Wagens zu verirren. Bevor er jedoch ausstieg, wandte er sich zu Claire und blickte ihr tief in die Augen.

„Keine Angst“, sagte Claire schließlich, „ich werde noch *da* sein, wenn Sie mit dem Einkauf fertig sind.“

„Ich weiß“, sagte George. Er lächelte kurz, dann verließ er den Wagen und verschwand im Gemischtwarenladen.

Kaum war er aus ihrem Blickfeld verschwunden, holte Claire das Mobiltelefon aus ihrer Handtasche. Sie schaltete es ein und wählte die Nummer

von Arthur Flynn. Bereits beim zweiten Klingelton hob Arthur ab.

„Claire, bist du das?“, fragte er.

„Ja, ich bin's. Hast du den Umschlag schon bekommen?“

„Ist gerade per Express eingetrudelt.“

Claire entfuhr ein Seufzer der Erleichterung. Sie schloss die Augen und bedankte sich in Gedanken bei Marcy. Sie hatte Wort gehalten und den Brief gleich nach ihrer Nachtschicht zur Post gebracht.

Danke, danke, danke Marcy!

„Claire? Bist du noch da?“

„Ja, ich bin noch da.“

„Gut“, sagte Art, „jedenfalls enthielt der Umschlag nur eine dieser Mikro-Speicherkarten. Was hat das zu bedeuten?“

„Das ist die Speicherkarte aus meinem Diktiergerät.“

„Und was soll ich damit machen?“

„Ich will, dass du sie an einem sicheren Ort aufbewahrst. Falls du länger als drei Wochen nichts mehr von mir hören solltest, hast du freie Hand.“

„Freie Hand wozu?“

„Das Gespräch auf der Speicherkarte als

Story für die Review zu verwerten. Und Art?“

„Ja?“

„Ganz egal, wie *verrückt* oder *übergeschnappt* sich das Gespräch für dich vielleicht auch anhört, es entspricht alles der Wahrheit. Der Mann, mit dem ich es geführt habe, ist übrigens der Tote vom Flughafen. Ich glaube, dass *jene* Leute, die für seinen Tod verantwortlich sind, jetzt hinter mir her sind.“

Für einen Augenblick herrschte Stille in der Leitung.

„In was bist du da nur hineingeraten, Claire?“

Das war wirklich eine sehr gute Frage, dachte Claire.

Eine verdammt gute Frage!

„In etwas absolut Unglaubliches“, sagte sie. Dann legte sie auf, ohne sich von Art zu verabschieden.

Sie wusste, dass sie ihm vertrauen konnte. Was sie jedoch *nicht* wusste, war, ob das Gespräch mit John als Druckmittel ausreichen würde, um George und ihr im Notfall das Leben zu retten.

Je näher sie Rockwell kamen, umso mehr regten sich die Zweifel in Bishops Gedanken. Nicht wegen der Operation, die ihnen noch bevorstand. Dahingehend vertraute er auf seine Instinkte. Es würde alles gut gehen, dachte er.

Vielmehr zweifelte er inzwischen daran, ob es ihm gelingen würde, Whitman auszuschalten. Über den handwerklichen Teil machte er sich keine Sorgen. Es existierte auf der gesamten Welt wahrscheinlich keine Tötungsmethode, die er in seiner Laufbahn nicht angewandt hätte.

Einmal, bei einer Geheimoperation in

Südamerika, hatte er sogar einen Drogenbaron in einer Kloschüssel ersäuft. Es hatte über eine halbe Stunde gedauert, doch er hatte nicht locker gelassen, bis sich der kolumbianische Mistkerl nicht mehr gerührt hatte.

In einer verdammt Kloschüssel!

Bei Whitman war die Lage völlig anders. Nicht wegen Whitman selbst, sondern wegen der restlichen vier Männer, die ihnen im anderen Wagen folgten. *Klar*, dachte er, Petric konnte er vertrauen. Petric war loyal und würde wahrscheinlich sogar dichthalten, wenn er seiner eigenen Mutter eine Kugel zwischen die Augen verpasste.

Wirkliche Sorgen hingegen bereiteten ihm die anderen drei Männer. Es waren allesamt junge Soldaten – gemeines Fußvolk, das noch nicht lange bei der Organisation war und daher ständig nach Möglichkeiten suchte, um befördert zu werden.

Ihnen konnte er *nicht* vertrauen, das wusste er. Darum musste er einen Weg finden, sich ihrer zu entledigen, *bevor* sie in die Wälder aufbrachen.

Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren, während sie sich Meile um Meile Rockwell näherten. Und je mehr Zeit verging, umso klarer wurden seine Gedanken und seine Sorgen legten sich.

Er hatte einen Plan.

70.

Den Wagen zu beladen hatte länger gedauert als geplant. George musste mehrere Male in den Laden zurückkehren, bis er den gesamten Einkauf im Kofferraum verstaut hatte. Claire fragte sich mehrmals, ob es ihnen überhaupt gelingen würde, so viel Zeug zur Hütte zu schaffen.

Als sie schließlich aufbrachen, graute im Osten der Abend. Es war kurz nach vier

Uhr nachmittags und der Schneefall war noch stärker geworden.

Claire glaubte inzwischen nicht mehr daran, dass der Marsch zur Hütte so einfach werden würde, wie sie behauptet hatte.

Sie sagte jedoch nichts. Sie vermutete, dass auch *dieser* Teil ihrer Empfindungen wahrscheinlich inzwischen auf George *übergeschwappt* war. Immerhin hatte er seit dem Aufbruch kein Wort mehr gesprochen. Stattdessen hatte er hinaus in die einsetzende Dunkelheit geblickt und nur hin und wieder geseufzt.

Claire verließ Rockwell über die Hauptstraße, die sich nach der Stadtgrenze

etliche Meilen quer durch den Wald schlängelte. Obwohl die Straße kaum geräumt war, hatte der Wagen keine Probleme, mit der Steigung fertig zu werden. Die Nadel des Drehzahlmessers stieg zwar mit jeder Meile, dennoch war er noch weit davon entfernt, in den roten Bereich zu rutschen.

Nach ungefähr zehn Meilen auf der Straße, bog Claire an einer Kreuzung auf einen unbefestigten Waldweg ab, der überhaupt nicht geräumt war. Hohe Schneeverwehungen säumten zu beiden Seiten die Fahrspur. Über ihren Köpfen hingegen bogen sich die Baumkronen unter der Last des Schnees und erzeugten eine Art Tunnel, in dem es nur spärlich schneite.

Die Lichtkegel der Scheinwerfer fraßen sich nur noch im Schrittempo durch die stärker werdende Dunkelheit. Claire behielt die ganze Zeit über die Nadel des Drehzahlmessers im Auge, die sich immer schneller dem roten Bereich auf der Anzeige näherte.

Der Motor, der bis zu diesem Zeitpunkt flüsterleise gewesen war, heulte inzwischen jedes Mal auf, wenn Claire das Gaspedal antippte.

Schließlich, nach etwas mehr als zwei Stunden, war an ein Weiterkommen mit dem Wagen nicht mehr zu denken. Das Lämpchen, das immer nur *dann* aufleuchtete, wenn die Reifen des Wagens keine Bodenhaftung hatten, brannte

inzwischen *permanent*.

Claire wusste, *was* das zu bedeuten hatte: Sie mussten aussteigen und den Weg zu Fuß fortsetzen. Sie nahm ihren Fuß vom Gaspedal und der Wagen, der sich ohnehin nur im Schrittempo fortbewegt hatte, kam zum Stehen.

„So, das war’s“, sagte sie und schaltete die Innenbeleuchtung an, „wir müssen zu Fuß weiter.“

„Wollen Sie *wirklich* gleich aufbrechen?“, fragte George.

„Was bleibt uns anderes übrig?“

„Wir könnten zumindest noch die Nacht im Wagen verbringen und erst morgen früh

aufbrechen.“

„Und wozu soll das gut sein?“

„Sie müssen sich ausruhen. Sie haben inzwischen fast sechsunddreißig Stunden nicht mehr geschlafen.“

Claire wusste, dass George recht hatte: Ihre Augenlider fühlten sich so schwer an, wie Garagentore und seit einigen Stunden merkte sie, dass ihre Konzentration immer mehr nachließ. Dennoch wollte sie den Weg zur Hütte um jeden Preis fortsetzen.

„Ich *kann* es schaffen“, sagte sie und war in diesem Augenblick selbst darüber verwundert, wie gequält ihre Stimme klang.

„Gut *möglich*, dass Sie es schaffen“, sagte George, „aber *genauso* gut kann ihr Kreislauf zusammenbrechen und dafür sorgen, dass Sie da draußen innerhalb kürzester Zeit erfrieren.“

Claire dachte einen Augenblick über Georges Worte nach und merkte, dass seine Zweifel durchaus begründet waren. Das Thermometer auf dem Armaturenbrett zeigte inzwischen minus fünf Grad Celsius an und sie vermutete, dass die Temperatur im Laufe der Nacht noch um einige Grad sinken würde.

Nüchtern betrachtet, dachte sie, wäre es ein hohes Risiko, gleich aufzubrechen. Vor allem, weil sie auf dem abgelegenen Waldweg mindestens genauso sicher vor

ihren Verfolgern waren, wie in der Jagdhütte ihres Vaters.

„Na gut“, sagte sie schließlich, „dann brechen wir eben kurz vor Sonnenaufgang auf. Der Tank ist noch zu einem Drittel voll und wenn ich den Motor laufen lasse, sorgt die Klimaanlage dafür, dass wir nicht erfrieren.“

„Gut“, sagte George und schenkte ihr ein Lächeln.

Anschließend klappten sie die Vordersitze zurück und schlüpfen in die Schlafsäcke, die George zuvor gekauft hatte. Claire schaltete das Licht aus und verkroch sich so tief in ihrem Schlafsack, bis nur noch der obere Teil ihres Gesichtes

herausschaute.

Anfangs glaubte sie nicht daran, dass es ihr gelingen würde zu schlafen. Denn immer *dann*, wenn sie nichts anderes mehr hatte, auf das sie sich konzentrieren konnte, kehrten ihre Gedanken zu Amanda zurück.

Das war auch der *eigentliche* Grund gewesen, warum sie gleich zur Hütte aufbrechen wollte, anstatt auf den nächsten Morgen zu warten: Weil der anstrengende Marsch sie von den Sorgen abgelenkt hätte, die sie sich in diesem Augenblick um Amanda machte.

Stattdessen lag sie zusammengekauert in ihrem Schlafsack, während die

Ungewissheit darüber, was mit Amanda passiert war, an ihr nagte.

Wo war Amanda? Was war mit ihr geschehen? Würde es ihr gelingen, sie zu retten?

Claires rechte Hand glitt zu ihrem Hals und ihre Finger fuhren über das Kreuz, das John ihr geschenkt hatte. Für einen Augenblick überlegte sie, ob es ihr vielleicht helfen würde, wenn sie ein Gebet sprach. Sie entschied sich dagegen. Sie war noch nie gläubig gewesen und würde es wohl auch nie werden. In diesem Augenblick wusste sie nicht einmal, warum sie das Kreuz überhaupt angelegt hatte.

Solche und ähnliche Gedanken kreisten durch Claires Verstand, während der Wind um den Wagen pfiff und die Bäume im Wald unter ihrer Last ächzten.

Allein das gleichmäßige Geräusch des Motors, der vor sich hin blubberte, klang aufgrund seiner Vertrautheit beruhigend. Es sorgte schließlich dafür, dass Claires Gedanken abdrifteten.

Weg von Amanda und weg von den Sorgen. Immer weiter, bis sie einschlief und alles um sich herum vergaß.

Doch auch der Schlaf brachte keine Erleichterung.

Im Gegenteil.

71.

Der Traum kam sofort und mit
unerbittlicher Härte.

Das Erste, was Claire wahrnahm, *war*
Schmerz.

Unendlicher, alles verzehrender Schmerz.
Er fraß sich durch ihren Körper und legte
sich auf ihre Gedanken. Jede andere
Empfindung ging unter in diesem
wogenden Meer aus Pein.

Es dauerte einige Zeit, bis sie sich

einigermaßen daran gewöhnte. Erst *dann* war sie imstande, auch andere Sinneswahrnehmungen zu verarbeiten. Doch auch das machte die Sache nicht besser. Denn je lebendiger der Traum wurde, umso schneller wuchs auch ihre Beklemmung:

Sie war eingezwängt und konnte sich nicht bewegen – am allerwenigsten ihre Arme. Alles um sie herum war schwarz. Die Dunkelheit schien sie regelrecht zu verschlingen.

Sie versuchte sich zu befreien, wand sich herum und zerrte an ihren Fesseln. Doch es half nichts. Zu jeder Seite ihres Körpers waren dicke Gitterstäbe, aus denen es kein Entrinnen gab. Sie kam sich

vor, wie lebendig begraben und allein schon der Gedanke daran, schnürte ihr die Kehle zu.

Doch da war noch ein anderes Gefühl, das mindestens genauso schlimm war. Ein fremdartiges Gefühl, das Claire bis zu diesem Zeitpunkt noch nie empfunden hatte. Es war wie ein schmerzhaftes Ziehen, das den unergründlichen Tiefen ihres Unterbewusstseins entsprang und dafür sorgte, dass sich ihr gesamter Körper verkrampfte.

Es war eine animalische Regung ohne Verstand. Ein urtümlicher Trieb – ein simples Verlangen, das darauf brannte, gestillt zu werden.

Und je mehr Claire sich darauf einließ, umso klarer wurde ihr, *wonach* sie sich derart verzehrte.

Blut!

Sie träumte von Blut und verzehrte sich danach – mit jeder Faser ihres Körpers. Die Gier durchströmte ihre Glieder – sie kribbelte unter ihrer Haut und brannte unter ihren Fingernägeln.

Blut!

Es gab *nichts*, was sie dagegen ausrichten konnte. Ihre Gedanken gingen unter in einem Sog aus Verlangen.

Blut!

In diesem Augenblick konnte sie spüren, dass sie kein Mensch mehr war. Sie hatte sich verwandelt. Sie war jetzt ein *Raubtier*. Mit rasiermesserscharfen Sinnen und noch schärferen Zähnen.

Und mit jeder Sekunde, die verging, konnte sie spüren, dass sie ihrer Beute näher kam.

Die Jagd hatte begonnen.

72.

„Nein, nein, *bitte nicht*, nein...“

Claire wand sich herum, unfähig sich aus ihrem Schlafsack zu befreien. Ihre Stimme klang flehend und sie atmete schwer. Ihre Augen zitterten unkontrolliert unter den Lidern und ihre Mundwinkel bebten. Ihr gesamtes Mienenspiel war gefangen in einem Ausdruck blanken Entsetzens.

„Aufwachen“, sagte George, „hey, wachen Sie auf. Sie haben schlecht geträumt.“

Claire riss die Augen auf und blickte sich um. Für einen Augenblick wusste sie nicht, *wo* sie war. Ihr Blick war gläsern und schlaftrunken. Erst nachdem der Traum endgültig der Realität gewichen war, erkannte sie George.

Er hatte die Innenbeleuchtung des Wagens

eingeschaltet und sich über sie gebeugt. Das Licht flackerte, so als würde die Autobatterie bald den Geist aufgeben und auch das Gebläse der Klimaanlage hatte inzwischen einen asthmatischen Klang angenommen.

„Keine Angst“, sagte George mit sanfter Stimme, „es ist alles in Ordnung. Nur ein Alptraum.“

Er öffnete den Verschluss ihres Schlafsackes und strich ihr dann mit der flachen Hand über die Stirn. Die Berührung fühlte sich sanft und warm an.

Inmitten des Schneetreibens und des Wahnsinns der vergangenen Tage, sorgte diese kleine Geste dafür, dass Claire sich

beruhigte.

„Kein Fieber“, sagte George beiläufig, nachdem er die Hand von ihrer Stirn genommen hatte.

Er war noch immer über sie gebeugt. Claire sah ihm tief in die Augen. Ihr Herz schlug aufgebracht in ihrer Brust und Adrenalin schoss durch ihren Körper. Und *dann*, ganz plötzlich, überkam sie ein Impuls. Eine unerwartete Eingebung, die so stark war, dass sie sich nicht dagegen wehren konnte.

Claire schälte sich aus dem Schlafsack, hob ihre Arme empor und umschlang damit Georges Hals. Sie konnte spüren, wie sich seine Nackenmuskeln für einen

kurzen Augenblick verkrampften, so als sei diese Geste ein letztes Aufbäumen der Vernunft. Ein letzter Appell zur Besinnung.

Doch gleich darauf entspannte er sich und noch ehe er wusste, wie ihm geschah, zog ihn Claire zu sich heran. Er leistete keinen Widerstand, das Eis war gebrochen.

Zuerst spürte sie seinen Atem auf ihrem Gesicht. Gleich darauf seine weichen Lippen auf ihren eigenen. Seine Bartstoppeln kratzten über ihre Wangen und entfachten ein Brennen, das in alle Regionen ihres Körpers ausstrahlte.

„Bist du dir sicher?“, presste George zwischen den Lippen hervor. Claire sagte

nichts. Sie sah ihn nur an, sah ihm ganz tief in seine Augen und nickte. Dann küsste sie ihn wieder.

Sie wusste, dass es *verrückt* war, was sie gerade taten. Es war verrückt und vielleicht auch *falsch*. Immerhin waren sie auf der Flucht und außerdem kannten sie sich kaum. Sie wusste praktisch *nichts* über ihn und war sich in diesem Augenblick nicht einmal sicher, ob er *überhaupt* ein Mensch war.

Und dennoch, trotz all der Zweifel und der Angst, fühlte es sich *gut* an.

Unbeschreiblich gut!

Sämtliche Bedenken schmolzen

schließlich dahin, als George sie ganz fest in seine Arme nahm und an sich drückte. Und bald darauf waren seine Hände überall. Sie erforschten ihren Körper, liebkosten ihn und krallten sich an ihm fest.

Schließlich erlosch die Innenbeleuchtung des Wagens und mit ihr erstarb auch das Gebläse der Klimaanlage. Der Motor gurgelte noch ein bisschen weiter vor sich hin, ehe auch den Geist aufgab.

Claire und George nahmen nichts davon wahr.

Sie erreichten Rockwell kurz vor Morgengrauen und machten an einer Tankstelle am Ortsrand Halt. Bishop wusste, dass es an der Zeit war, seinen Plan in die Tat umzusetzen. Er musste die restlichen Männer loswerden, wenn er dafür sorgen wollte, dass Whitman den Wald nicht mehr lebend verließ.

Sie hatten die beiden Geländewagen direkt unter einer Natriumdampflampe abgestellt, deren Licht sämtliche Farben verwischte und der Umgebung einen unwirklichen Schein verlieh.

„Was steht an, Boss?“, fragte Petric.

„Aufgepasst“, sagte Bishop in militärischem Ton, „wir machen kurz Rast und decken uns mit Proviant ein. Anschließend fahren Sie, Whitman und ich in die Wälder. Die restlichen Männer beziehen in der Stadt Stellung und warten auf weitere Anweisungen.“

Whitman wandte sich zu ihm um und funkelte ihn an. Wegen des Lichts der Dampfampe hatten seine Augen einen orangefarbenen Schimmer, wie die eines tollwütigen Hundes.

„Was zum Teufel soll das bringen?“, knurrte er, „die Männer kommen *mit*, verdammt nochmal. Wir *brauchen* sie.“

Bishop bedachte ihn mit einem abschätzigen Grinsen.

„Negativ“, sagte er.

„*Negativ*? Was zum Teufel heißt hier *negativ*?“

„Sie haben mich genau verstanden, Charly. Die Männer bleiben hier. Sie bilden die Nachhut für den Fall, dass nicht alles nach Plan läuft.“

„Sie vergessen da etwas Entscheidendes, Häuptling“, sagte Whitman.

„Und das wäre?“, fragte Bishop.

„Wir beide sind gleichrangige Offiziere und ich brauche keine Befehle von Ihnen

entgegenzunehmen. Keinen *Einzigen*, haben Sie mich verstanden? Daher sage *ich*: Die Männer kommen mit.“

Bishop ließ sich von diesem Einwand nicht beirren. Während der gesamten Operation hatte er viele Gelegenheiten gehabt, um Whitmans Charakter zu studieren. Daher wusste er, dass sein Partner ein aufbrausendes Temperament besaß. Ebenso wusste er aber, *was* er auf keinen Fall besaß: Durchsetzungsvermögen.

Whitman war für ihn nur eines von vielen Schoßhündchen von Kardinal Canetti. *Schoßhündchen*, die zwar gerne kläfften, aber nicht genügend Mumm hatten, um im Ernstfall auch zuzubeißen.

Daher machte er sich keine Sorgen darüber, dass sein Plan aufgehen würde.

Überhaupt keine Sorgen.

„Nein, Charly“, sagte er nach schließlich, „Sie sind es, der etwas Entscheidendes vergessen hat. Sie haben vergessen, dass uns die Frau auf diesem Terrain in Sachen Ortskenntnis überlegen ist. Sie kennt tausend verschiedene Trampelpfade und geheime Routen, während wir uns auf die Auskunft einer verdammt Bestie verlassen müssen. Falls sie uns erneut abhängen sollte, haben wir zumindest eine Nachhut, die ihr den Weg abschneiden kann.“

Whitman starrte ihn an, als wollte er ihn

mit seinem Blick durchbohren.

„Außerdem haben Sie da noch eine Sache vergessen. Eine Sache, die ich Ihnen *bereits* einmal erklärt habe.“

„Und die wäre?“, fragte Whitman. Er presste die Worte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

„Ich gebe verdammt nochmal einen *Scheiß* auf Ihre Meinung, mein Freund. Entweder Sie machen das, was ich von Ihnen verlange oder Sie scheren sich zum Teufel. *Kapiert?*“

Whitman schnaubte wie ein aufgebrauchter Stier. Sein gefrorener Atem umhüllte kurz sein gesamtes Gesicht und verdeckte ihm

den Blick auf Bishop. Dann machte er auf dem Absatz kehrt, stieg in den Wagen ein und schlug die Beifahrertüre hinter sich zu.

Bishop wusste natürlich, dass *selbst er* es sich für gewöhnlich nicht hätte erlauben können, derart rabiāt mit Whitman umzugehen. Doch die Gewissheit darüber, dass Whitman keine Gelegenheit mehr haben würde, sich über sein Handeln zu beschweren, bestärkte ihn in seiner Härte.

Das - und die Tatsache, dass *er* nach Abschluss dieser Mission zu einer lebenden Legende innerhalb der Organisation werden würde. *Einer Legende*, der niemand wegen derartiger Lappalien auf die Finger klopfen würde.

Denn immerhin würde *er* der Agent sein, dem es gelungen war, den verdamnten Hybriden zu fangen.

ER ganz allein!

Petric blickte Bishop an. Ein Lächeln zierte seine Mundwinkel.

„Scheint so, als hätte unsere *Mimose* gerade ihre Tage, was Boss?“

Bishop erwiderte nichts.

Stattdessen wandte er sich an die restlichen drei Männer und erklärte ihnen, was sie als Nächstes zu tun hatten.

74.

Als es im Osten zu grauen begann, hatten sie schon fast die Hälfte des Weges zurückgelegt.

Trotz des schweren Gepäcks und der leichten Steigung ging der Marsch gut voran. Zum einen lag das daran, dass der Schneefall über Nacht nachgelassen hatte. Die Sicht war gut und Claire hatte keine Probleme sich zu orientieren. Und zum anderen hatten die tiefen Temperaturen dafür gesorgt, dass die oberste Schneeschicht komplett gefroren war. Sie konnten auch ohne Schneeschuhe gut

darauf laufen, ohne ständig einzubrechen oder abzurutschen.

Dennoch wusste Claire, dass diese günstigen Bedingungen nicht ausschlaggebend für ihr schnelles Vorankommen waren. Vielmehr sorgte die stetige körperliche Belastung dafür, dass sie keine Zeit fand, um sich mit ihren Gedanken zu beschäftigen. Und genau darauf legte sie es auch an.

Immer wieder beschleunigte sie daher ihren Schritt und ging an ihre körperlichen Grenzen. Denn je stärker ihre Muskeln brannten, umso weniger kam sie dazu, sich auf das Durcheinander zu konzentrieren, das in ihrem Inneren tobte.

Dennoch ahnte sie, dass es ihr nicht dauerhaft gelingen würde, ihren Gedanken zu entkommen. Denn ganz egal, wie sehr sie sich dagegen wehrte - sie kamen immer wieder auf den Geschehnissen der letzten Nacht zu liegen.

Daran änderte auch die körperliche Qual nichts. Ebenso wenig machte es die Sache leichter, dass George kaum ein Wort gesprochen hatte, seitdem sie aufgebrochen waren. Vielmehr trottete er nur hinter ihr her und schwieg. Manchmal schien es ihr fast so, als wüsste er über all ihre Sorgen und Zweifel bescheid und sie ahnte, dass das der eigentliche Grund für sein Schweigen war.

Claire war nicht naiv.

Daher *wusste* sie, dass die vergangene Nacht nichts zu bedeuten hatte. Immerhin konnte man im 21. Jahrhundert mit jemandem schlafen, *ohne* damit auf zwischenmenschlicher Ebene eine Veränderung zu bewirken.

Sie *selbst* hatte diese Erfahrung schon mehrmals gemacht – wie auch wahrscheinlich die meisten Menschen, die in New York City lebten, dachte sie. *Menschen*, die in ihrem Alltag nichts weiter waren als namenlose Gestalten, die sich hin und wieder nach etwas menschlicher Nähe sehnten.

Nein, dachte sie, die vergangene Nacht hatte *überhaupt* nichts zu bedeuten.

Doch obwohl dieser Gedanke vernünftig klang, war sie nicht mit ihm zufrieden. Insgeheim wusste sie, dass es eine *Lüge* war. Ein raffinierter Schachzug in einem Spiel der Selbsttäuschung. Nichts weiter als eine Ausflucht, mit der sie sich davon abhalten wollte, Dinge zu verkomplizieren, die ohnehin schon sehr kompliziert waren.

Trotzdem kam sie nicht umhin, sich einzugestehen, dass sich gewisse Dinge geändert hatten. Grundlegend geändert – ob sie es nun wahrhaben wollte oder nicht. Denn seit der letzten Nacht – ihrer *gemeinsamen* Nacht – war George für sie nicht mehr der Fremde, der er noch vor wenigen Stunden gewesen war.

Wie weit ihre Gefühle für ihn reichten, konnte sie in diesem Augenblick nicht genau sagen. Das Einzige, was sie mit Sicherheit sagen konnte, war, dass es schön gewesen war, in seinen Armen zu liegen.

Und das ist nur die Spitze des Eisberges...

„Wie weit ist es noch?“, fragte George und riss Claire aus ihren Gedanken. Sie blieb stehen und wartete, bis er sie eingeholt hatte.

Als er neben ihr stand, wandte sie sich zu ihm und blickte ihm tief in die Augen. Gleichzeitig begann sie zu grinsen. Zumindest glaubte sie zu grinsen – denn

ihr Gesicht fühlte sich aufgrund der Kälte vollkommen taub an. Erst als George die Geste erwiderte, war sie sich sicher, dass es geklappt hatte.

„Was ist los?“, fragte George.

Claire antwortete nicht. Stattdessen hob sie den Arm und zeigte damit in Richtung des Hügels, der knapp hundert Meter vor ihnen lag. Es war ein kleiner Hügel, der in eine Senke mündete und zu allen Seiten von hohen Nadelbäumen umgeben war.

George folgte Claires Armbewegung und blickte in die gleiche Richtung. Zunächst verfinsterte sich sein Antlitz: Er zog die Augenbrauen zusammen, während sein Blick forschend die Landschaft absuchte,

die sich vor ihnen auftat. Gleich darauf entspannten sich seine Gesichtszüge und er lächelte.

Claire war derart in ihre Gedanken vertieft gewesen, dass sie nicht gemerkt hatte, dass sie beinahe am Ziel waren.

Denn am Fuß des Hügels, inmitten einer kleinen Lichtung, stand die Jagdhütte ihres Vaters.

Sie hatten es geschafft.

Whitman war nervös.

Bishop konnte es daran erkennen, wie seine Augen immer wieder zum Rückspiegel wanderten, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung war. Doch selbst *das* schien ihm keine Linderung zu verschaffen. Er rutschte auf dem Beifahrersitz herum, warf alle paar Sekunden einen flüchtigen Blick auf die Rückbank und vergewisserte sich pausenlos, dass seine Pistole entsichert war.

„Warum muss dieses *Ding* genau hinter *mir* sitzen, Häuptling?“, fragte er und bedachte Bishop mit einem Blick, aus dem das blanke Grauen sprach.

„Irgendwo muss *sie* ja schließlich sitzen, nicht wahr?“, sagte er, „immerhin kennt sie den Weg zu dieser gottverdammten Hütte.“

„Ist sie auch *sicher* betäubt?“, fragte Whitman.

„Na *klar* ist sie das. Sie ist bis *oben hin* voll mit Beruhigungsmitteln.“

Bishop wusste natürlich, dass das nicht der Wahrheit entsprach. Noch bevor er Amanda aus dem Käfig gelassen hatte, hatte er ihr eine Ladung des Beruhigungsmittels verpasst. Doch dabei hatte er *genau* auf die Dosierung geachtet. Immerhin war es ihm nicht daran gelegen, sie für die nächsten Stunden vollkommen

außer Gefecht zu setzen.

Vielmehr war es sein Ziel gewesen, sie in ein Stadium *verminderter Reaktionsfähigkeit* zu versetzten. Ein Stadium, in dem sie zwar keinen Ärger machen würde, aber dennoch in der Lage wäre, ihnen den Weg zu zeigen.

Trotzdem hatte er nicht darauf vertraut, dass Amanda sich an seine Spielregeln hielt. Deswegen hatte er ihr auch eine schwere Stahlkette um den Hals gelegt und sie mit einem ebenso schweren Vorhängeschloss fixiert. Das andere Ende der Kette hatte er mit Petrics Hilfe mehrere Male um ihren Körper gewickelt und mit einem weiteren Schloss arretiert. Als wäre das allein nicht schon genug,

hatte er Petric befohlen sich zu ihr auf die Rückbank zu setzen und sie für keine Sekunde, aus den Augen zu lassen.

Erst dann waren sie aufgebrochen. Nach Norden. In die Richtung, in der angeblich die Hütte lag.

„Was ist, wenn sie sich verwandelt?“, fragte Whitman, „haben Sie auch schon einmal daran gedacht?“

„Wenn sie sich *tatsächlich* verwandelt, dann hat sie Pech“, sagte Bishop, „dann wird sie in Sekundenbruchteilen in Flammen aufgehen. Immerhin ist es hellicher Tag.“

Auch in diesem Punkt hatte Bishop so

seine Zweifel. Zum *einen* lag das daran, dass der Himmel grau und trüb war und kein einziger Sonnenstrahl durch die Wolken brach.

Zum *anderen* waren die Heckscheiben des Wagens getönt, was seiner Ansicht nach ein *zusätzliches* Risiko darstellte. Denn er glaubte nicht, dass es auf dem Rücksitz hell genug war, um Amanda in eine menschliche Fackel zu verwandeln.

Wenn überhaupt, würde sie nur ein bisschen qualmen...

Trotzdem behielt er diese Zweifel für sich. Er spürte, dass sie in diesem Augenblick fast am Ziel angekommen waren. Und deswegen befand er dieses

Sicherheitsrisiko, im Verhältnis zum bevorstehenden Erfolg, als vertretbar.

Nachdem sie die Stadt einige Meilen hinter sich gelassen hatten, wandte er sich zum ersten Mal an Amanda. Er wollte sich vergewissern, dass sie auf den richtigen Weg waren:

„Amanda, hörst du mich?“

„Ja“, knurrte Amanda.

„Sind wir auf dem richtigen Weg?“

„Warum zum *Teufel* sollte ich euch helfen?“

Bishop überlegte einen Augenblick lang, was er Amanda als Gegenleistung für ihre

Dienste anbieten konnte. Er wusste, dass er vorsichtig sein musste, bei dem, was er sagte. Obwohl er annahm, dass sich die telepathischen Fähigkeiten von Vampiren auf Familienangehörige beschränkten, ließ er nicht die Möglichkeit außer Acht, dass sie vielleicht *tatsächlich universell* waren.

Und wenn dem so war, dann könnte ihm *jedes* falsche Wort zum Verhängnis werden. Umso überraschter war er, wie *schnell* ihm eine Antwort auf ihre Frage einfiel. Es kam ihm vor, als sei sie ihm schon die ganze Fahrt über auf der Zunge gelegen.

„Hör zu“, sagte er, „wenn wir deine Schwester finden, dann gehört sie dir *ganz*

allein. Ich habe keine Verwendung für sie. Ich interessiere mich nur für ihren Begleiter. Du kannst mit ihr anstellen, *was* du willst. Wie hört sich das für dich an?“

Amanda fixierte ihn im Rückspiegel. Ihr verbliebenes Auge ruhte reglos auf ihm und auch ansonsten konnte Bishop keine Regung erkennen.

„Ich hätte da einen *anderen* Vorschlag“, sagte sie. Ihre Stimme war nur noch ein dumpfes Brodeln. Ein tierischer Laut, der nichts Menschliches mehr an sich hatte.

„Und der wäre?“, fragte Bishop.

„Fahr zur Hölle.“

Im gleichen Augenblick erklang vom

Rücksitz das Geräusch von reißendem Stoff. Begleitet von dem Rascheln der Kette, die um Amandas Körper geschlungen war. Alles ging blitzschnell. Noch bevor Bishop reagieren konnte, spürte er, wie sich etwas Warmes über seinen Nacken ergoss. Im gleichen Augenblick stieg ihm der rostige Geruch frischen Blutes in die Nase. Ein Knurren donnerte durch den Wagen, gefolgt von einem heftigen Poltern.

„Scheiße, sie hat sich befreit“, schrie Whitman.

Bishop wandte sich um und sah, dass sein Partner Recht hatte:

Amanda hatte ihre Zwangsjacke zerrissen

und ihre Arme ragten zwischen den Windungen der Kette heraus. Ihr komplettes Antlitz war blutverschmiert.

Neben ihr auf der Rückbank saß zusammengesunken Petric. Sein Hals war aufgerissen. Blut schoss aus der Wunde, wie Wasser aus einer Fontäne und spritzte quer durch den Innenraum des Wagens. Sein Gesicht war in einem Ausdruck blanken Schreckens erstarrt. Es war offensichtlich, dass er im Sterben lag.

Trotz des Schocks reagierte Bishop schnell. Er nahm eine Hand vom Lenkrad und griff nach der Betäubungspistole, die in der Mittelkonsole lag. Doch gerade als sich sein Zeigefinger um den Abzug schloss, überkam ihn ein komisches

Gefühl:

Was zum Teufel...

Für einen Augenblick fühlte es sich so an, als wäre er schwerelos und würde schweben.

Keine Sekunde später bekam die Welt vor seinen Augen Schlagseite. Der Moment hing in der Luft und die Zeit kam kurz zum Stillstand. Doch es dauerte nicht lange, bis ihn die Realität wieder einholte.

Der Aufprall war so stark, dass Bishop mit voller Wucht gegen das Lenkrad knallte. Die Betäubungspistole glitt ihm aus der Hand und er verlor die Orientierung.

Doch damit war es noch nicht vorbei: Der Wagen überschlug sich mehrere Male. Er brach durchs Unterholz, donnerte gegen Baumstämme und kam schließlich auf dem Dach zu liegen.

Für einen Augenblick herrschte absolute Stille und zum ersten Mal seit Jahren fragte sich Bishop, ob er vielleicht tot war.

Doch gleich darauf griffen die Zahnräder in seinem Gehirn wieder ineinander. Er riss die Augen auf und schaute sich um. Obwohl die Welt auf dem Kopf stand, konnte er erkennen, dass Amanda nicht mehr im Wagen war. Das Nächste, was ihm auffiel war, dass Whitman gerade aus dem zertrümmerten Beifahrerfenster nach

draußen robbte. Bishop überlegte nicht lange, sondern folgte ihm.

„Was zum Teufel ist gerade passiert?“, schrie Whitman und half Bishop auf die Beine.

„Das Heck des Wagens ist ausgebrochen“, sagte Bishop geistesabwesend, „wir müssen wohl über eine Eisplatte gefahren sein.“

Erst in diesem Augenblick erkannte er, was *wirklich* passiert war: Sie waren über eine Kuppe gerauscht und anschließend eine steile Böschung hinuntergeschlittert. Eine Schneise umgeknickter Baumstämme zeichnete den Weg, den der Wagen beschrieben hatte,

bevor er zum Stillstand gekommen war.

„Die Sache ist gelaufen“, sagte Whitman, „das Mistding ist weg und ohne Hilfe werden wir diese verdammte Hütte nicht finden. Ich versuche die Jungs in der Stadt über Funk zu erreichen, damit sie uns abholen kommen.“

Trotz der Schmerzen und des Schocks zwang sich Bishop zu einem Lächeln.

„Was?“, fragte Whitman.

„*Nichts* ist gelaufen, Charly“, sagte Bishop und griff in seine Jackentasche.

Als er die Hand wieder herausnahm, starrte Whitman ungläubig auf den Gegenstand, den er darin hielt. Sein

Antlitz verfinsterte sich und sein Mund stand offen.

Währenddessen wurde Bishops Lächeln immer breiter.

„Es ist *erst* gelaufen, wenn *ich* es sage.“

76.

Die Jagdhütte war nicht besonders groß. Sie bestand aus zwei kleinen Räumen, von denen einer zum Schlafen ausgelegt war. Außerdem besaß sie einen niedrigen Keller, der mit Regalböden ausgestattet

war und als Vorratsraum diene.

Sie verfügte weder über Strom noch über fließendes Wasser und auch ansonsten mussten die Bewohner sämtliche Bedürfnisse im Freien verrichten.

Allen Unannehmlichkeiten zum Trotz bot sie auch einige Vorzüge. Der wichtigste von allen war der gemauerte Kamin, der auch im tiefsten Winter dafür sorgte, dass es in der Hütte trocken und warm war. So lange genügend Brennholz da war, konnte man in der Hütte selbst die heftigsten Blizzards problemlos überstehen.

Und sie hatten Glück. An der gesamten Südseite der Hütte waren Holzscheite aufgetürmt, über die eine Plastikplane

gespannt war. Claire konnte sich nicht mehr daran erinnern, *wann* ihr Vater das letzte Mal zur Jagd hier heraus gefahren war. Aber *wann* es auch gewesen sein mag, dachte sie, er hatte sich an die eiserne Regel gehalten, genügend Brennholz für den nächsten Ausflug bereitzulegen.

Damals hatte er wahrscheinlich nicht geahnt, dass das morgendliche Husten mehr war, als nur eine leichte Erkältung. Ebenso wenig hatte er gewusst, dass die Metastasen inzwischen auf alle inneren Organe gestreut hatten und dass er nie wieder auf die Jagd gehen würde.

Die Zigaretten hatten ihn unter die Erde gebracht. Mit der Zuverlässigkeit einer

Gewehrkugel zwar, wenn auch nicht mir deren Geschwindigkeit. Denn als er gestorben war, war der Tod in Claires Augen eine Erlösung gewesen, die einem schier unendlichen Leid *endlich* ein Ende gesetzt hatte.

Die Erinnerung an ihren Vater versetzte Claire einen glühenden Stich. Doch sie ließ sich davon nicht unterkriegen, sondern fuhr mit ihrer Arbeit fort.

Zunächst befeuerte sie den Kamin und vergewisserte sich, dass er auch zog. Anschließend machte sie sich daran, die Rucksäcke zu leeren und deren Inhalt im Keller zu verstauen. Die Eintönigkeit der Arbeit sorgte schnell dafür, dass sie ihre Sorgen vergaß.

Und das ist auch gut so, dachte sie. Denn immerhin hatten sie es geschafft. Sie hatten die Hütte erreicht und alles war letztendlich viel einfacher verlaufen, als sie angenommen hatte. Jetzt mussten sie nur ausharren und darauf warten, dass die Dinge wieder ins Lot kamen.

Bei diesem Gedanken hielt Claire inne und überlegte. Wie lange würde es wohl dauern, bis die Dinge wieder ins Lot kamen?

Zwei Wochen vielleicht? Vier?

Würde ihr Leben *jemals* wieder normal werden? Und was würde in der Zwischenzeit mit Amanda geschehen?

Noch bevor sie diesen Zweifeln auf den Grund gehen konnte, streckte George den Kopf durch die Bodenluke hinab in den Keller und sah sie an.

„Alles in Ordnung da unten?“, fragte er.

„Ja“, sagte Claire, „ich bin schon fast fertig. Wenn wir gut mit den Vorräten haushalten, dann dürften wir es bis zum Frühling hier oben aushalten.“

George kniff die Augen zusammen und bedachte sie mit einem übertrieben kritischen Blick, von dem Claire gleich wusste, dass er nicht ernst gemeint war. Sie konnte nicht anders - sie musste lächeln.

„Ich bin froh, wenn es für die nächsten vier Wochen reicht“, sagte George.

„Na ja, ich habe da noch ein Ass im Ärmel.“

„Wie meinst du das?“

Anstatt zu antworten, ging Claire in die Hocke und zog eine Holzkiste unter dem letzten Regalboden hervor. Sie war länglich und sah etwas angestaubt aus. Doch bereits anhand des Gewichtes wusste Claire, dass ihr Vater noch eine Regel befolgt hatte, bevor er zum letzten Mal die Jagd beendet hatte.

Eine der wichtigsten Regeln überhaupt...

Claire nahm den Deckel ab und gewährte

George einen Blick auf den Inhalt der Kiste.

Erst dann blickte sie wieder zu George hinauf, in dessen Gesichtsausdruck die unterschiedlichsten Emotionen miteinander rangen.

„Wir können auch jagen“, sagte Claire.

George erwiderte nichts, sondern grinste nur. Sein Blick blieb dabei starr auf den Gegenstand in der Kiste gerichtet.

Es war ein Jagdgewehr Marke Ruger Mini mit montiertem Objektiv. Daneben lagen mehrere Patronenschachteln und ein komplettes Reinigungsset.

Der Geruch von Waffenöl breitete sich im

Keller aus und verriet Claire, dass ihr Vater die Waffe ordentlich gereinigt hatte, um sie vor Rost zu schützen. Er hatte ganze Arbeit geleistet und nichts dem Zufall überlassen.

Alles lief nach Plan, dachte Claire in diesem Augenblick.

Dabei wusste sie nicht, dass die Dinge bald komplett aus dem Ruder laufen würden.

Sehr bald sogar.

„Was ist das?“, fragte Whitman, ohne den Blick von dem Gegenstand in Bishops Hand zu nehmen.

Bishop wusste, dass es wahrscheinlich keinen besseren Zeitpunkt gegeben hätte, um Whitman kalt zu machen. Immerhin war er immer noch durcheinander wegen des Unfalls und der Geschehnisse davor. Trotzdem sah er davon ab. Der Hauptgrund dafür war, dass er nicht dumm genug war, sein Glück ein *weiteres* Mal auf die Probe zu stellen.

Denn wenn es bei der Hütte zu unerwarteten Schwierigkeiten kommen sollte, dann war es von Vorteil einen

zusätzlichen Mann dabei zu haben, der gut mit dem Gewehr umgehen konnte.

Deswegen hatte er beschlossen, Whitman zumindest *so* lange am Leben zu lassen, bis die Sache endgültig gelaufen war.

Für einen kurzen Augenblick huschte der Schatten eines Zweifels durch Bishops Gedanken und trübte seine Vorfreude. Für den Bruchteil einer Sekunde fragte er sich, warum er überhaupt *derart* erpicht darauf war, seinen Partner zu töten.

Zugegeben, dachte er, er konnte ihn nicht ausstehen und ebenso wenig konnte er ihm trauen. Whitman war eine Schlange, mit der nicht zu spaßen war. Doch war *das* allein Rechtfertigung genug ihn ein für alle Mal loszuwerden?

Es war nur ein kurzes Aufblitzen der Vernunft, das durch seine Gedanken rauschte. Dann überwog wieder *jener* Teil seines Bewusstseins, der für derartige Bedenken nicht zugänglich war. *Jener* Teil, der sein eigenes Handeln nicht reflektierte und deswegen auch keine Rechtfertigungen brauchte. Diesem Teil seiner Persönlichkeit verdankte Bishop nicht nur seinen kometenhaften Aufstieg innerhalb der Organisation, sondern auch die Tatsache, dass er noch am Leben war. Immer wenn es hart auf hart gekommen war, hatte dieser Teil das Ruder in die Hand genommen und dafür gesorgt, dass alles nach Plan verlief.

Und auch dieses Mal war es nicht anders, dachte Bishop. Alles verlief nach Plan:

Whitman und er waren allein in diesem gottverlassenen Wald und weit und breit gab es keine Zeugen, vor denen er sich in Acht nehmen musste.

„Haben Sie meine Frage nicht verstanden?“, fragte Whitman.

„Natürlich habe ich sie verstanden, Charly“, sagte Bishop, „aber ich denke Sie wissen ganz genau, was *das* ist.“

Er hob die Hand und zeigte Whitman den Gegenstand, den er darin hielt.

„Ein GPS-Tracker?“

„Da staunen Sie, was?“, sagte Bishop, „obwohl ich zum alten Eisen gehöre, weiß ich, *wie* so ein Ding funktioniert. Scheint

so, als wären Sie nicht der einzige Technikfreak in diesem Team, Charly?“

Es war zwar nur ein kleiner Sieg, doch Bishop kostete ihn bis zum letzten Tropfen aus. Immerhin wusste er inzwischen, wie sehr Whitman es hasste, nicht immer in alles eingeweiht zu werden.

„Wo ist der Sender platziert?“

„Wir haben ihn im Kragen der Zwangsjacke versteckt, während das Mistding bewusstlos war. Es ist ein Mikrosender – kaum größer als eine Knopfatterie.“

„Und?“, fragte Whitman, „haben Sie auch ein Signal, Sie *Genie*?“

Bishop drückte einen Knopf auf dem Gerät, welches sofort mit einem Piepgeräusch zum Leben erwachte. Das Display leuchtete auf und es dauerte einige Augenblicke, bis die Verbindung mit einem Satelliten hergestellt wurde.

„Oh, ja“, sagte Bishop, „klar und deutlich. Sie flieht nach Nordnordwest. In dieser Richtung muss auch die Hütte sein. Los Soldat, Gewehr aufschultern und dann Abmarsch.“

„Ach, Sie können mich mal“, sagte Whitman.

Trotzdem tat er, was Bishop befohlen hatte. Er ging zum Heck des Wagens, verstaute die nötige Ausrüstung in einem

Rucksack und deckte sich mit Munition ein. Bishop tat dasselbe.

Keine fünf Minuten später brachen sie auf.
Eiligen Schrittes Richtung Nordnordwest.

78.

„Kann ich dir behilflich sein?“, fragte George.

Er trat an Claire heran und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Sie saß am Tisch im Wohnzimmer der Hütte und reinigte das Gewehr. Sie hatte es in sämtliche Einzelteile zerlegt. Etliche Federn, Schrauben und andere Bauteile lagen aufgereiht vor ihr auf dem Tisch.

Georges Berührung brachte sie völlig aus dem Konzept und sorgte dafür, dass sie einen Augenblick innehielt.

„Weißt du wie man ein Gewehr reinigt?“, fragte sie und blickte zu ihm empor.

„Nein“, sagte George, „im Gegensatz zu dir bin ich kein Waffennarr.“

„Na dann lass mich kurz überlegen, was du *sonst* für mich tun kannst“, sagte Claire.

Sie war sich der Zweideutigkeit *bewusst*, die in ihren Worten mitschwangen. Und das ist auch *gut* so, dachte sie. Denn mit jeder Sekunde, die Georges Hand länger auf ihrer Schulter ruhte, wuchs in ihr das Verlangen, *wieder* etwas Unüberlegtes zu tun. Etwas Unvernünftiges. Eine gewisse Sache, für die es *schönere* Orte gab, als den nach hinten geklappten Beifahrersitz eines ausländischen Geländewagens.

Noch ehe dieses Verlangen überhandnehmen konnte, besann sie sich darauf, dass es bald dämmern würde und das bis dahin noch *einiges* erledigt werden musste.

Da die Hütte über keinen Wasseranschluss verfügte, musste einer

von ihnen zum Bach gehen und Wasser schöpfen. Und Claire ahnte, dass es angesichts der Temperaturen kein leichtes Unterfangen werden würde, dem Gewässer einige Kanister Wasser abzurufen. Inzwischen musste es komplett mit einer dicken Eisschicht überzogen sein. Außerdem musste das Wasser anschließend über eine leichte Steigung fast hundert Meter zur Hütte geschleppt werden.

Angesichts dieser Beschwerlichkeiten entschied Claire, dass es ihr lieber wäre, wenn George diesen Part übernahm.

„Du könntest Wasser holen gehen, bis ich mit dem Gewehr fertig bin“, sagte sie.

„Wird gemacht“, sagte George.

Anschließend erklärte sie ihm, in welcher Richtung der Bach lag. Dann drückte sie ihm zwei Plastikkanister in die Hand und begleitete ihn zur Tür.

Dort angekommen blieben sie stehen und sahen sich tief in die Augen. Und dann, völlig unerwartet, beugte sich George zu ihr hinab und gab ihr einen flüchtigen Kuss auf die Lippen. Sie war derart überrascht, dass sie ihn überhaupt nicht erwidern konnte.

„Das war schon den ganzen Tag überfällig“, sagte er.

Claire war immer noch überrumpelt – von

dem Kuss und dem warmen Beben, das durch ihren Körper gerauscht war, als sich ihre Lippen berührten.

Noch bevor sie etwas sagen konnte, wandte sich George ab und verschwand in der einsetzenden Dunkelheit. Claire schloss die Tür hinter ihm und blieb noch einen Moment wie angewurzelt stehen, ehe sie zum Tisch zurückkehrte.

Dann machte sie dort weiter, wo sie vorhin aufgehört hatte. Der einzige Unterschied war, dass sie diesmal über das gesamte Gesicht strahlte.

Das Reinigen der Waffe ging ihr leicht von der Hand, obwohl sie es schon seit Jahren nicht mehr gemacht hatte. Sie

kannte jedes Bauteil, wusste wie man es zerlegte und worauf man *besonders* achten musste. Sie war derart darin vertieft, dass sie alles um sich herum vergaß. Während ihre Hände mit der Bürste und dem Waffenöl beschäftigt waren, kreisten ihre Gedanken unablässig um George.

Umso mehr fuhr sie zusammen, als plötzlich ein Poltern durch den Raum halte. Ein dumpfer Laut, der sich anhörte, als hätte jemand einen Ziegelstein gegen die Außenwand der Hütte geworfen. Claire dachte zunächst an eine Windböe, die vielleicht an den Fensterläden zerrte und dadurch das Geräusch erzeugte. Als sie aus dem Fenster blickte, konnte sie jedoch sehen, dass es draußen windstill war. Die Schneeflocken rieselten beinahe

senkrecht zu Boden.

Noch bevor sie dazu kam, sich zu fragen, *was* das zu bedeuten hatte, erklang das Geräusch erneut. Ein heftiges Poltern. Doch dieses Mal gelang es Claire, seinen Ursprung zu lokalisieren:

Es kam von der Eingangstüre.

„Ist da jem...“

Doch sie kam nicht dazu, den Satz zu beenden. Die Türe wurde mit einer solchen Wucht aufgestoßen, dass sich die Angeln im Rahmen verbogen.

Gleich darauf erkannte Claire eine dunkle Gestalt, die im Türbogen stand und sie musterte.

Trotz der Gluthitze des Kamins war ihr Herz in diesem Augenblick zu einem Eisblock erstarrt.

Unfähig sich zu regen starrte sie zur Türe, während die Gestalt langsam auf sie zukam. Schritt für Schritt näherte sie sich ihr.

Ihre Füße schlurften dabei über den Boden und jeder ihrer Schritte war von einem gespenstischen Rascheln begleitet.

Klirr, Klirr, Klirr...

Bishop legte ein ordentliches Tempo vor, obwohl er sich schon seit Jahren nicht mehr in einem solchen Terrain bewegt hatte. Doch das war auch nicht nötig, dachte er. Immerhin war er in Montana aufgewachsen, in einem Kaff am Fuße der Rockys.

Seine gesamte Kindheit und Jugend hatte er damit verbracht, durch die Wälder zu streifen und auf die Berge zu klettern. In einer ähnlichen Umgebung wie *dieser* hatte er die Grundzüge all *dessen* verinnerlicht, was ihn später in seinem Leben zu einem ausgezeichneten Soldaten gemacht hatte:

Er hatte gelernt zu jagen, zu schießen und selbstständige Entscheidungen zu treffen.

Entscheidungen, von denen manchmal sogar sein Leben abhing.

Alles, was er später bei den Marines gelernt hatte, war nur ein *Feinschliff* gewesen, mit dem sein vorhandenes Potenzial in die richtige Richtung gelenkt worden war.

Sein Beruf war daher seine Berufung. *Daran* gab es für ihn überhaupt keine Zweifel. *Alles* was er tat, entsprang den unergründlichen Tiefen seines Bewusstseins. Er musste nicht nachdenken, alle Entscheidungen flogen ihm zu. Sein Instinkt war es gewesen, der dafür gesorgt hatte, dass er auch völlig aussichtslose Situationen gemeistert hatte, ohne Schaden zu nehmen.

Panama, Kolumbien, Afghanistan, Somalia, Bosnien und Irak – all diese Stationen seines Lebens hatte er überstanden, ohne mehr davonzutragen, als nur ein paar Kratzer. Sein Instinkt hatte ihn geschützt und dafür gesorgt, dass er noch *immer* am Leben war, während viele seiner ehemaligen Kameraden in irgendwelchen Gräben verblutet waren.

Und genau in diesem Augenblick meldete sich wieder sein Instinkt zu Wort und sagte ihm, dass es ein Fehler gewesen war, Whitman nicht *gleich* nach dem Unfall zu erledigen. Ihm *gleich* eine Kugel in den Kopf zu jagen und dieses Kapitel ein für alle Mal zu schließen. Es war nur ein kurzer Impuls, der durch seine Gedanken rauschte.

Doch ehe er sich darauf besinnen konnte, nahm ein *anderer* Sinneseindruck überhand und sorgte dafür, dass er sämtliche Zweifel fahren ließ. Nicht nur im Bezug auf Whitman, sondern im Hinblick auf die *gesamte* Operation.

Denn in etwa dreihundert Metern Entfernung erkannte er die Umrisse einer Hütte. Sie lag am Fuße einer kleinen Erhebung, inmitten einer Lichtung, die zur einen Seite abfiel. Das *allein* hätte noch nicht gereicht, um sämtliche Zweifel zu verwerfen. Doch selbst aus *dieser* Entfernung konnte er erkennen, dass aus dem Schornstein der Hütte eine dünne Rauchsäule aufstieg. Und Bishop wusste, *was* das zu bedeuten hatte:

Sie hatten es geschafft. Die Hütte war bewohnt. Die Frau und der Hybrid harrten darin aus, unwissend und nichts ahnend.

Sie waren am Ziel.

Das Gefühl des Triumphes brandete durch Bishops Verstand und sorgte dafür, dass er sämtliche Zweifel völlig vergaß.

Er schaltete den GPS-Tracker aus und verstaute ihn in seiner Jackentasche.

Anschließend nahm er seine Maschinenpistole zur Hand und entsicherte sie.

Klirr, Klirr, Klirr...

Claire war wie gelähmt.

Sie saß noch am Tisch – unfähig sich von dem Anblick zu lösen, der sich ihr bot. Währenddessen kam die dunkle Gestalt immer näher. Schritt für Schritt durchquerte sie den Raum, während hinter ihr vereinzelte Schneeflocken durch die Luft wirbelten.

Angst und Schrecken schnürten Claire die Kehle zu und nahmen ihr den Atem. Trotzdem besann sie sich darauf, dass sie handeln musste. Obwohl sie nicht wusste,

wer der Eindringling war, spürte sie die unmittelbare Gefahr, die von ihm ausging wie eine unsichtbare Strahlung.

Instinktiv suchte sie nach einer Möglichkeit, um sich zu verteidigen. Zuerst dachte sie an das Gewehr. Doch im gleichen Augenblick erkannte sie, dass dieser Gedanke völlig aussichtslos war:

Die Einzelteile des Gewehrs lagen vor ihr auf der Tischplatte und waren völlig nutzlos. Sie wusste sofort, dass es ihr nicht mehr gelingen würde, es zusammenzubauen, bevor es zu spät war.

Trotzdem war sie nicht *völlig* wehrlos. In ihren Händen hielt sie den Holzschaft des Gewehrs. Er war armlang, bestand aus

poliertem Hartholz und lag zudem gut in der Hand. Auch wenn es ein Akt purer Verzweiflung war, *wusste* Claire, dass sie damit beträchtlichen Schaden anrichten konnte, wenn sie ihn geschickt einsetzte. Wenn sie ihn schwang, wie einen Baseballschläger, dachte sie, dann würde es ihr vielleicht gelingen den Eindringling auf Distanz zu halten. Instinktiv verkrampften sich ihre Hände um den Schaft. Die Hoffnung gab ihr Kraft.

Dann ging sie zum Angriff über.

Ruckartig stand sie auf, sprang zur Seite und holte aus. Sie stand breitbeinig da, die Arme gehoben und jederzeit bereit zuzuschlagen.

Doch noch ehe Claire reagieren konnte, griff der *Eindringling* an. Und er tat es auf eine Art und Weise, gegen die sie sich nicht wehren konnte:

„Hast du mich vermisst?“, fragte die Gestalt. Ihre Stimme war nichts weiter als ein tiefes Knurren, das die Luft im Raum zum Vibrieren brachte. Dann tat sie einen weiteren Schritt. Der Schein des Kaminfeuers erhellte ihr Antlitz und offenbarte Claire ein unbeschreibliches Bild der Verwüstung:

Das Gesicht war an mehreren Stellen verkohlt. Die Haut hing in Fetzen daran herunter und hier und da konnte man den Schädelknochen erkennen, der unter den versengten Haarbüscheln hervorstach. Ein

Auge war komplett geblendet, während das andere rot funkelte und Claire mit seinem Blick durchbohrte, wie eine glühende Lanze.

Doch trotz all der Verletzungen erkannte Claire *sofort*, wer der Eindringling war:

Amanda! Oh mein Gott, es ist Amanda!

Claire konnte spüren, wie ihre Kräfte schwanden. Ein eisiger Schauer jagte durch ihren Körper, fuhr ihr in die Knochen und sorgte dafür, dass sie sich nicht mehr regen konnte. Gleichzeitig spürte sie, wie sich ein Schatten auf ihren Verstand legte und all ihre Gedanken zum Erliegen brachte. Dunkle Punkte kreisten durch ihr Gesichtsfeld und sie hatte Mühe

damit, auf den Beinen zu bleiben.
Schwindel rauschte durch ihren Verstand
und sorgte dafür, dass sich alles um sie
herum, zu drehen begann. Claire konnte
spüren, wie die Ohnmacht in Windeseile
überhandnahm.

Trotzdem gab sie nicht auf.

Sie klammerte sich an ihr Bewusstsein,
wie ein Ertrinkender an ein Stück
Treibholz. Der erste Schrecken verflog
und sie atmete einmal tief durch. Der
Schwindel legte sich, die dunklen Punkte
vor ihren Augen verblassten.

Sie hatte sich wieder unter Kontrolle.

Vorläufig.

Währenddessen kam Amanda unablässig auf sie zu. Die Kette, die um ihren Körper gespannt war, raschelte bei jeder ihrer Bewegungen. Sie hatte die Arme vor sich ausgestreckt, jederzeit bereit nach Claire zu greifen.

Als sie schließlich bis auf wenige Schritte an sie herangekommen war, wusste Claire, dass es Zeit war zu handeln:

„Bitte verzeih mir, Mandy“, sagte sie.

Dann ließ sie Schaft des Gewehres herunterbrausen. Sie gab ihr *Bestes*. Sie legte ihr ganzes Gewicht in die Bewegung und schloss die Augen. Trotz der Geschwindigkeit, schien der Schlag ewig zu dauern.

Einen Sekundenbruchteil später donnerte das dicke Ende des Schaftes gegen Amandas Schläfe. Die Wucht des Schlages ging durch das Holz, fuhr in Claires Arme und ebbte erst in ihren Schultern ab. Sie konnte spüren, wie der Kopf ihrer Schwester unter dem Schlag nachgab. Gleich darauf vernahm sie das Geräusch, von Amandas Körper, der leblos zu Boden sackte.

Claire riss die Augen auf. Sie war auf alles gefasst.

Amanda lag ausgestreckt vor ihr auf dem Dielenboden. Sie schien zwar etwas benommen, war aber nicht bewusstlos. Zunächst waren ihre Bewegungen zögerlich und un gelenkt. Doch sie fing

sich schnell wieder. Trotz der riesigen Wunde an ihrer Schläfe, griff sie erneut an:

Noch bevor Claire reagieren konnte, machte Amanda einen Satz nach vorne. Sie umschlang Claires Knöcheln mit ihren Pranken und zog daran.

Augenblicklich spürte Claire, wie sie das Gleichgewicht verlor. Ihre Füße wurden mit einer Kraft unter ihr weggerissen, der sie nichts entgegenzusetzen hatten. Sie wedelte mit den Armen und versuchte sich zu fangen.

Der Gewehrschaft entglitt ihren Händen, flog quer durch den Raum und knallte gegen die Wand. Gleich darauf segelte

auch sie durch die Luft, schlug mit dem Kopf gegen die Dielen und blieb benommen neben dem Kamin liegen. Doch *erneut* war es die Verzweiflung, die sie dazu zwang, nicht aufzugeben.

Trotz des Schwindels stützte sie sich sofort auf die Ellenbogen und blickte Amanda an. Sie hatte inzwischen ihre Knöchel losgelassen und robbte langsam auf sie zu.

Claire sah sich um. Sie musste eine Waffe finden, um sich zu verteidigen. Denn sie ahnte, dass es ihr nicht gelingen würde, Amanda mit bloßen Händen zu stoppen.

Ihr Blick schweifte durch den Raum und blieb schließlich auf dem Schürhaken

liegen, der neben den Kamin an der Wand lehnte. Er war aus massivem Stahl und hatte eine spitze Seite, mit der man dicke Holzscheite in der Mitte spalten konnte.

Claire wusste, dass er ihre einzige Chance darstellte. *Wenn* sie überleben wollte, durfte sie selbst nicht davor zurückschrecken, ihrer eigenen Schwester den Schädel einzuschlagen.

Sie drehte sich um und streckte die Arme nach dem Schürhaken aus. Ihre Finger glitten über den warmen Stahl, unfähig ihn zu umklammern. Er lag außer Reichweite. Sie versuchte, sich noch weiter zu strecken, doch Amandas Gewicht drückte sie zu Boden und machte es ihr unmöglich zu bewegen.

Doch Claire wollte nicht aufgeben. Sie streckte sich ein letztes Mal. Ihre Finger glitten erneut über den Haken und versetzten ihn in Bewegung.

Ja, ja, ja...

Doch anstatt in ihre Richtung zu fallen, schlitterte er an der Holzwand entlang, fiel klimpernd zu Boden und war endgültig außer Reichweite.

Claire gab auf.

Sie wandte sich um und starrte in die Fratze der Kreatur, die früher ihre Schwester gewesen war. Von Angesicht zu Angesicht standen sie sich gegenüber und sahen einander an. Amandas

schlechter Atem stieg Claire in die Nase und sorgte dafür, dass ihr Magen rebellierte.

„Bald werden wir vereint sein, Claire“, knurrte Amanda, „für *immer*.“

Dann machte sie einen letzten Satz nach vorne. Ihre Pranken umschlangen Claires Handgelenke. Sie drückte sie zu Boden und beugte sich über sie. Die Kraft, mit der sie das tat, war überwältigend.

Claire wandte sich ab. Aus den Augenwinkeln konnte sie sehen, wie Amandas Haifischmaul immer näher kam. Die Zähne funkelten darin, wie gebogene Dolche.

Oh mein Gott...nein!

Die Fratze der Kreatur kam immer näher und Claire spürte, dass es kein Entkommen gab. Das war auch der letzte Gedanke, der durch ihre Gehirnwindungen rauschte. Das Einzige, was übrig blieb, war Angst.

Nackte, alles verzehrende Angst.

Doch das war nicht richtig. Denn da war noch ein Gefühl. Ein Sinneseindruck, dem Claire bis dahin keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Eine warme Empfindung, die scheinbar ihrem Herzen entsprang.

Je näher die Kreatur heranrückte, umso mehr verwandelte sich diese wohlige

Wärme in brodelnde Hitze. Schließlich wurde daraus eine Glut, die Claires Haut auf der Brust verbrannte.

Der Schmerz wurde unerträglich und strahlte in ihren ganzen Körper aus. Doch Claire konnte nichts dagegen tun. Sie war wie in einem Schraubstock gefangen, unfähig sich zu bewegen. Schließlich biss sie die Zähne zusammen und schloss die Augen.

Sie fügte sich ihrem Schicksal.

Im gleichen Augenblick konnte sie spüren, wie sich die Lippen der Kreatur auf ihren Hals legten. Die gebogenen Zähne kratzten über ihre Haut, während eine kalte Zunge nach einer geeigneten Stelle suchte, um

zuzubeißen.

Doch plötzlich hielt sie inne. Der Griff um Claires Handgelenke lockerte sich und die Kreatur wich ein Stück zurück. Keine Sekunde darauf entfuhr ihr ein Schrei. Er war so laut, dass Claire spüren konnte, wie ihr das linke Trommelfell platzte. Mit einem Schlag war sie auf der linken Seite komplett taub. Der Schmerz war unbeschreiblich. Es war ein heißer Dorn, der sich ihr direkt ins Gehirn bohrte.

Dennoch schöpfte sie Hoffnung.

Claire konnte spüren, wie der Körper der Kreatur erschlaffte. Sie zog sich zurück, zunächst nur langsam, dann immer schneller.

Claire war völlig überrumpelt. Sie wusste nicht, was gerade geschehen war. Sie setzte sich auf und starrte verblüfft die Kreatur an, die immer weiter zurückwich. So weit, bis sie mit dem Rücken gegen die Holzwand lehnte, die den Wohnraum der Hütte vom Schlafzimmer trennte.

Dann hob sie die rechte Pranke und zeigte damit auf Claires Brust.

„Was zum *Teufel* ist *das*?“, knurrte die Kreatur.

Erst in diesem Augenblick senkte Claire ihren Blick und starrte auf ihre eigene Brust. Und der Anblick, der sich ihr bot, raubte ihr erneut den Atem.

Das Goldkettchen, das um ihren Hals hing, *glühte*. Es war das Kettchen, das John ihr am Flughafen geschenkt hatte, und in diesem Augenblick loderte es förmlich. Ein rötlicher Schimmer ging von ihm aus, begleitet von einer unbeschreiblichen Hitze, die Claire die Haut verbrannte. Feuerrote Striemen zeichneten ihre Brust und der Geruch verbrannter Haut stieg ihr in die Nase.

Doch Claire nahm den Schmerz nur am Rande ihres Bewusstseins wahr. Vielmehr war ihr gesamtes Denken von der Erinnerung an *John* eingenommen. Von *ihm* und all den Dingen, von denen er am Flughafen gesprochen hatte:

Meines Wissens ist das Kreuz die

*effektivste Waffe gegen die Dämonen.
Jemand, der dieses Kreuz trägt, muss
keinen Blutsauger fürchten...*

Erst in diesem Augenblick erkannte sie,
dass John die Wahrheit gesagt hatte. Das
allein war jedoch nicht so wichtig, wie
die *zweite* Erkenntnis, die zeitgleich durch
Claires Gedanken rauschte:

Er hatte nicht nur die Wahrheit gesagt,
sondern ihr damit auch das Leben gerettet.
Ohne das Kettchen, wäre sie
wahrscheinlich bereits tot.

Oder noch schlimmer – sie wäre
vielleicht selbst...

...ein Vampir!

Diese Einsicht gab Claire Kraft. Insgeheim ahnte sie, dass die Kreatur ihr nichts mehr anhaben konnte. Sie lehnte noch immer zusammengekauert an der Wand und starrte sie grimmig an. Dabei ließ sie das Kettchen keine Sekunde aus den Augen.

Jemand, der dieses Kreuz trägt, muss keinen Blutsauger fürchten...

Doch ihre eigene Sicherheit war in diesem Augenblick nicht das Wichtigste für Claire. *Vielmehr* fragte sie sich, ob John vielleicht mit *allem* Recht gehabt hatte, was er ihr am Flughafen anvertraut hatte.

Das mit dem Goldkettchen hatte funktioniert, *keine Frage*, dachte sie. Aber

was war mit den beiden Phiolen, die *angeblich* dazu in der Lage waren, den Verwandlungsprozess eines Vampirs zu stoppen? Würde es ihr *damit* vielleicht gelingen Amanda zu retten? Würde sie den Prozess aufhalten können?

Claire wusste es nicht.

Das *Einzige*, was sie in diesem Augenblick mit Sicherheit wusste, war, dass es einen Versuch wert war.

Sie stand auf, ergriff den Schürhaken und ging in die Richtung der Bestie.

Und mit jedem Schritt, den sie näher kam, wurde die Kette um ihren Hals heißer.

Claire wusste zwar nicht, *wie* sie es

anstellen sollte, doch noch *immer* war es ihr Ziel, Amanda zu retten.

Sie *musste* es zumindest versuchen.

Sie *musste* alles tun, was in ihrer Macht stand.

81.

Ein bestialischer Schrei hallte durch den Wald und ließ Bishop zusammenzucken. Er und Whitman wechselten einen Blick, dann setzten sie ihren Weg fort. Inzwischen war die Sonne fast

untergegangen. Die Dunkelheit nahm überhand und die Schatten im Wald verschmolzen miteinander zu einem undurchdringlichen schwarzen Gewirr.

Sie hatten die Hälfte des Weges zurückgelegt und würden die Hütte in weniger als zehn Minuten erreichen. Natürlich hätten sie auch *schneller* marschieren können. Doch Bishop wusste, dass sie vorsichtig sein mussten.

Sehr vorsichtig!

Immerhin konnte man nie genau wissen, *was* alles in der Dunkelheit darauf lauerte – jederzeit dazu bereit über sie herzufallen.

82.

Doch die Kreatur hatte andere Pläne.

Wie diese aussahen, wusste Claire nicht. Doch sie wollte sich nicht helfen lassen – *so* viel war klar. Denn kaum hatte Claire die Hälfte des Weges zurückgelegt, war sie aufgesprungen und hatte sich zur Türe gewandt.

Claire hatte sofort erkannt, dass sie fliehen wollte. Sie machte einen schnellen Satz, sprang in die Richtung der Bestie und umklammerte mit ihrer freien Hand

die Kette, die um ihre Brust war.

Sie zerrte so fest sie konnte und versuchte damit die Kreatur an der Flucht zu hindern. Doch es dauerte nicht lange, bis sie erkannte, dass sie der unbändigen Kraft nichts entgegen konnte. Sie kam sich vor, wie jemand, der versuchte einen wütenden Stier aufzuhalten, indem er ihn am Schwanz zog.

Es war aussichtslos, dachte Claire.

Die Kreatur war einfach zu stark. Claire konnte spüren, wie sich ihre Finger von der Kette lösten. Keine Sekunde später gelang es der Kreatur, sich zu befreien.

Sie stürzte zur Tür und durchquerte in

Windeseile den Raum. Sie war so schnell, dass ihre Füße kaum den Boden berührten. Claire konnte nichts tun, als ihr hinterher zu schauen und auf ein Wunder zu hoffen.

Gleich darauf erkannte sie, dass sie gar kein Wunder mehr brauchte. Das *Einzige*, was sie brauchte, stand gerade im Türrahmen und blockierte den Ausgang. Es war eine schwarze Gestalt, deren Konturen sich kaum von der einsetzenden Dunkelheit abhoben. Trotzdem wusste Claire sofort, wer es war:

George.

Er stand im Türrahmen und blickte abwechselnd Claire und die Kreatur an.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte er. Seine Stimme hatte einen knurrenden Unterton, der Claire sofort an den Abend erinnerte, an dem sie sich zum ersten Mal getroffen hatten.

„Ja“, sagte Claire, „ja, alles ist gut. Aber *bitte* George, tu ihr nicht weh. Das ist Amanda, meine Schwester.“

George antwortete nicht, sondern quittierte ihre Anweisung mit einem Nicken. Dann stürzte er sich auf die Kreatur, die einst Amanda gewesen war.

Der Angriff war unbeschreiblich schnell und ließ Amanda keine Zeit für eine Reaktion. George griff nach der Kette und schleuderte die Bestie durch die Luft.

Die Bewegung war so schnell, dass Claires Augen sie nur häppchenweise verarbeiten konnten. Im einen Moment stand George noch im Türrahmen und im anderen wirbelte er Amanda durch die Luft. Claire stand nur da. Sie beobachtete das Schauspiel und war unfähig sich zu bewegen. Währenddessen wurde Georges Angriff immer wilder:

Er drehte sich immer schneller um die eigene Achse. Am höchsten Punkt des Schwunges ließ er die Kette los. Die Kreatur flog quer durch den Raum, knallte mit dem Kopf gegen die Außenwand der Hütte und sank zu Boden. Dort wo sie aufgeschlagen war, zeugte eine Delle im Holz von der Wucht des Aufpralles.

„Schnell“, sagte George, „die Kellerluke.“

Kaum waren seine Worte verklungen, stürzte er sich ein weiteres Mal auf die Kreatur. Er wollte ihr keine Möglichkeit geben, sich von dem ersten Angriff zu erholen. Sie lag noch immer auf dem Boden und sah benommen aus.

Trotz all der Hektik begriff Claire sofort, *was* George vorhatte. Instinktiv sank sie auf die Knie und riss die Kellerluke auf.

Gleich darauf packte George ein weiteres Mal zu. Wieder wirbelte er die Kreatur herum, so schnell er konnte. Ihre Füße fegten durch die Luft, während ihre Pranken versuchten, Georges Gesicht zu

zerfetzen. Die schwarzen Klauen schossen zischend durch die Luft.

Doch es gelang ihr nicht, ihn zu erwischen. Er war zu schnell. Er wirbelte sie durch den Raum und setzte zum Sprung an. Noch bevor Claire überhaupt wusste, was vor sich ging, flog er kopfüber mit der Kreatur im Schlepptau durch die Kellerluke.

Eng umwunden rauschten sie an Claire vorbei, mit der tobenden Wucht eines Güterzuges bei voller Fahrt. Keine Sekunde später knallten sie auf den Kellerboden. Der Aufprall ließ kurzzeitig die gesamte Hütte erzittern. Sämtliche Fensterscheiben klirrten in ihren Rahmen.

Für einen Augenblick herrschte absolute Stille. Dann begann das Gepolter unter Claires Füßen von Neuem.

Claire blickte durch die Luke hinab in den Keller, konnte aber aufgrund der Dunkelheit nur ein Durcheinander von Schatten erkennen. Schatten, die immer wieder aufs Neue miteinander verschmolzen. Knurrende Laute drangen zu ihr hoch und ließen sie erschauern. Denn in diesem Augenblick wusste sie selbst nicht, ob sie von Amanda kamen oder von George.

Doch das war in diesem Augenblick egal, dachte Claire. Sie ließ sich nicht beirren. Sie musste wissen, *was* dort unten vor sich ging.

Sie sprang auf, lief zum Tisch und schnappte sich eine der beiden Taschenlampen, die George in Rockwell gekauft hatte. Zurück an der Luke angekommen, schaltete sie die Taschenlampe ein.

Blitzartig wich die Dunkelheit des Kellers dem gleißend hellen Schein der Taschenlampe und offenbarte Claire einen Anblick, den sie nicht erwartet hatte.

83.

Amanda lag bäuchlings auf dem

Kellerboden. Ihre Arme und Beine waren nach hinten gedreht und mehrmals mit der Kette umschlungen. Ein dicker Knoten sorgte dafür, dass sie sich nicht rühren konnte. Sie zerrte zwar an ihren Fesseln und versuchte sich zu befreien, doch Claire merkte *sofort*, dass die Lage aussichtslos war. Der Knoten um ihre Glieder saß fest – sie hatte keine Chance.

George *hatte* es geschafft.

Irgendwie war es ihm gelungen, sie zu bändigen und so zu vertauen, dass sie zumindest vorläufig keine Gefahr mehr darstellte.

Er hatte sich über sie gebeugt und hielt sie mit beiden Händen am Nacken fest. Die

Kraft, mit der er das tat, drückte das Antlitz der Kreatur in den staubigen Boden, der nichts weiter war, als festgetretene Walderde. Sie knurrte, schrie und fluchte – doch George zeigte kein Mitleid.

„Ich glaube, ich habe sie unter Kontrolle“, sagte George und blickte zu Claire hoch. Ein Lächeln zierte seine Lippen. Trotzdem kam Claire nicht umhin zu bemerken, dass seine Augen rötlich glühten. Sie wusste, dass er kurz davor war, sich zu verwandeln.

„Und was jetzt?“, fragte Claire. Kaum waren ihre Worte verklungen, fürchtete sie sich auch schon vor der Antwort, die George ihr vielleicht darauf geben würde.

Was wenn er entschied, dass es das einzig Richtige war, Amanda an Ort und Stelle zu *töten*? Ihr den Hals umzudrehen, wie einem Suppenhuhn – und zu hoffen, dass *das* ausreichte, um sie von ihren Leid zu erlösen.

Nein, nein, nein...bitte nicht!

Obwohl ihr diese Möglichkeit durchaus realistisch erschien, hoffte Claire, dass es nicht so weit kommen würde.

George blickte sie immer noch an. Das Lächeln war inzwischen von seinem Gesicht verschwunden und auch seine Augen sahen wieder normal aus.

„Sie ist noch nicht *ganz* verwandelt“,

sagte er, „ich spüre noch immer einen Herzschlag. Er ist zwar schwach, aber ich denke wir haben noch immer den Funken einer Chance.“

„Wie meinst du das?“, fragte Claire. Ihr Herzschlag beschleunigte und ihre Hände verkrampften sich um die Taschenlampe.

„Es ist noch nicht zu spät“, sagte George.

„*Wofür?*“

„Um sie zu *retten*. Ich kann es noch immer schaffen!“

Ich kann es noch immer schaffen!

Die Anspannung wich aus Claires Gliedern und mit ihr auch sämtliche Kraft.

Ein Seufzen entfuhr ihr. Es war ein zischender Laut, der nahtlos in ein Lachen überging. Doch es war kein schönes Lachen. Vielmehr ein fremder Laut, der ihr Angst machte. Es war ein nervöser, hoher Klang, der beinahe in ein Schluchzen überging.

In diesem Augenblick hatte Claire Angst davor, dass der Schrecken der vergangenen Tage zu viel für ihre Nerven gewesen war. Vielleicht, dachte sie, war sie gerade im Begriff den Verstand zu verlieren und einfach durchzubrennen, wie eine kaputte Glühbirne. Allein bei dem Gedanken daran krampfte sich ihr Herz zusammen und ein eisiger Schauer jagte durch ihre Glieder.

„Claire?“, fragte George, „alles in Ordnung mit dir?“

Seine Stimme holte sie wieder zurück in die Realität. Ihr Lachen versiegte schlagartig. Sie blickte hinunter in den Keller, wo Amanda immer noch gefesselt auf dem Boden lag.

„Ja“, sagte Claire mit schwacher Stimme, „ja, es ist alles in Ordnung.“

„Ich schlage vor, ich versuchen es einfach“, sagte George, „was hältst du davon? Ich meine, was haben wir schon zu verlieren, oder?“

Claire hatte keine Ahnung, *was* er damit meinte.

„*Was* versuchen?“

Doch George antwortete ihr nicht. Stattdessen wandte er sich ab und krepelte den rechten Ärmel seines Parkas bis zum Ellenbogen hoch. Im grellen Schein der Taschenlampe sah die Haut an seinem Unterarm blass und leblos aus.

„George“, sagte Claire, „*was* willst du versuchen?“

Claires Stimme zitterte. Ebenso ihr gesamter Körper.

„*Was* hast du vor, verdammt?“

George wandte sich ein letztes Mal um.

„Ich werde versuchen, sie zu retten.“

Tausend Fragen schossen durch Claires Verstand. Doch noch ehe sie dazu kam auch nur Eine zu stellen, begann George sein Werk. Und ab diesem Zeitpunkt konnte sie *nichts* weiter tun, als ihm dabei zuzusehen und zu hoffen, dass alles gut ging.

Nachdem er den Ärmel hochgekrempelt hatte, beugte er sich zu Amanda hinab und drehte sie auf die Seite. Ihr Antlitz erstrahlte im Schein der Taschenlampe und offenbarte eine Maske aus purem Hass. Gleichzeitig zeigte es aber auch das wirkliche Ausmaß ihrer Verletzungen:

Ihr gesamter Kopf war nur noch ein

Durcheinander aus *Fleisch und Blut*.
George ließ sich davon nicht beirren.

Stattdessen setzte er sein Werk fort. Er beugte sich weiter zu Amanda hinab und dann tat er *etwas*, was Claire nicht für möglich gehalten hätte.

Für einen Augenblick war die Anspannung so groß, dass sie sich nicht einmal mehr traute zu atmen.

84.

Inzwischen war es vollkommen dunkel.

Schritt für Schritt hatten sie sich zur Hütte vorgearbeitet, ständig auf einen Angriff aus dem Hinterhalt bedacht.

Sie hatten sich inzwischen bis auf etwa 50 Meter an die Hütte herangeschlichen, als aus ihrem Inneren plötzlich ein lautes Poltern erklang. Instinktiv waren sie für einen Moment zusammengezuckt und hatten sich hinter eine brusthohe Schneeverwehung gekauert.

Dann hatten sie einen kurzen Blick gewechselt.

Doch bereits *das* hatte für Bishop ausgereicht, um zu erkennen, unter welcher Anspannung Whitman stand. Sein Antlitz war starr und seine Augen glasig.

Er hielt das Gewehr umklammert und zielte damit auf die Hütte. Ständig bereit das Feuer zu eröffnen.

Auch Bishop war angespannt, doch er ließ sich nichts davon anmerken. Stattdessen versuchte er sich auszumalen, was in diesem Augenblick in der Hütte vor sich ging.

Eine schier unerschöpfliche Vielzahl an Möglichkeiten schwirrte durch seinen Verstand, ohne, dass er wusste, welche von ihnen am wahrscheinlichsten war.

Das Einzige, was er mit Sicherheit wusste, war, dass Amanda ihre Schwester inzwischen gefunden hatte.

Und so wie er Amanda *kannte*, glaubte er nicht, dass es ein herzliches Wiedersehen war.

85.

Claire starrte noch immer in den Keller. Tausend Fragen schwirrten ihr durch den Kopf, doch sie blieb stumm. Sie war völlig unfähig sich zu regen.

Währenddessen setzte George sein Werk fort.

Er beugte sich immer tiefer zu Amanda

hinab und lockerte gleichzeitig seinen Griff um ihren Nacken. Amanda wandte sich herum, hob ihr Gesicht aus dem staubigen Boden und funkelte ihn mit ihrem verbliebenen Auge an.

Währenddessen wichen ihre Lippen zurück und entblößten ihr schreckliches Gebiss.

Für einen Augenblick schien die Zeit stillzustehen. Dann tat George *etwas*, was Claire nicht für möglich gehalten hätte:

Was zum...

Nachdem er sich ganz nah zu Amanda hinab gebeugt hatte, schnellte sein Arm hervor. Es war jener, an dem er kurz zuvor den Ärmel hochgekrempelt hatte. Er

hielt ihn Amanda regelrecht hin. So nah, dass es für Amanda ein Leichtes war, danach zu schnappen.

Und sie ließ sich auch nicht lange bitten.

Noch bevor Claire kapierte, was vor sich ging, schlug Amanda ihre Zähne in Georges Unterarm. Die Bewegung war blitzschnell. Trotzdem konnte Claire erkennen, wie tief die Zähne in Georges Fleisch versanken. Sie biss mit voller Wucht zu und gleichzeitig entfuhr ihr ein bestialisches Fauchen. Ihr Auge funkelte mehr als je zuvor und ein Zittern ging durch ihren Körper.

Sie saugte an Georges Arm, wandte den Kopf hin und her und knurrte

währenddessen unentwegt. Schmatzende Geräusche hallten durch die staubige Kellerluft. Das Schauspiel dauerte einige Sekunden und es endete überraschend und jäh – genau, wie es begonnen hatte.

Plötzlich hielt Amanda inne. Ihr Auge weitete sich und sämtliche Spannung wich aus ihrem Körper. Sie ließ von Georges Arm ab und sank zurück auf den Kellerboden. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihr und dann kehrte völlige Ruhe im Keller ein.

Claire erwachte aus ihrer Starre. Sie wusste noch immer nicht, was sie gerade mit angesehen hatte. Doch es schien ihr in diesem Augenblick auch nicht wichtig zu sein. Tief in ihrem Inneren vertraute sie

George und glaubte an *das*, was er getan hatte.

Trotzdem hatte sie Angst.

Claires Blick war noch immer auf Amanda gerichtet. Sie lag im grellen Schein der Taschenlampe und rührte sich nicht.

George hatte sich inzwischen auf die Beine erhoben. Er inspizierte seinen Unterarm und krepelte anschließend wieder den Ärmel seines Parkas zurück.

Dann wandte er sich zur Leiter und begann den Aufstieg aus dem Keller. Claire hingegen saß immer noch neben der Luke und blickte zu Amanda hinab.

„Hat es geklappt?“, fragte sie und blickte zu George.

Er maß sie mit einem müden Blick und es kam ihr in diesem Augenblick so vor, als hätte ihn diese Prozedur unbeschreiblich viel Kraft gekostet. Zum ersten Mal, seit sie sich kannten, sah er erschöpft und niedergeschlagen aus.

Doch Claire konnte darauf keine Rücksicht nehmen. Sie musste erfahren, was mit Amanda los war.

„George“, fragte sie, „hat es geklappt? Wird sie wieder gesund?“

„Sieh doch selbst“, sagte George.

Claire wandte sich zu Amanda und wurde

in diesem Augenblick erneut Zeugin von etwas Unglaublichem. Der Anblick verschlug ihr den Atem. Trotzdem konnte sie nicht *anders* – sie musste hinsehen.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, konnte sie spüren, wie sie immer schwächer wurde. Sämtliche Kraft verließ ihren Körper. Der Anblick, der sich ihr bot, war faszinierend und erschreckend zugleich.

Die Taschenlampe glitt ihr aus den Händen. Sie fiel hinunter in den Keller, überschlug sich und blieb dann so liegen, dass Amanda inmitten des Lichtkegels lag.

Das grelle Licht sorgte dafür, dass der Vorgang, der sich mit Amanda abspielte, nahezu ins Unermessliche verstärkt wurde.

Amandas Verletzungen heilten:

Stück für Stück rollten sich die Hautfetzen wieder auf und verschmolzen mit dem übrigen Gewebe. Die Verbrennungen in Amandas Gesicht verblassten allmählich, platzten auf und lösten sich von Stirn und Wangen. Schließlich fielen sie ab, wie feiner Sand und zerstoben in der Luft.

Was darunter zum Vorschein kam, war Haut. Sie war zwar ein bisschen gerötet, aber ansonsten fehlte ihr nichts. Kein Kratzer war zu erkennen, keine einzige Narbe war zurückgeblieben.

Sie war heil und unversehrt.

Doch damit war der Vorgang noch nicht

beendet. Immer mehr Verletzungen verschwanden. Die Wunden heilten und wuchsen zu. Haut spannte sich wie von Geisterhand über all jene Stellen, die noch kurz davor nichts weiter gewesen waren, als offene Wunden.

Das geblendete Auge erwachte wieder zum Leben. Es zwinkerte unentwegt und erinnerte Claire an einen Schmetterling, der sich gerade aus seinem Kokon geschält hatte. Und insgeheim wusste sie, dass dieser Vergleich gar nicht so falsch war. Denn in diesem Augenblick wurde sie Zeugin einer unglaublichen Verwandlung – einer übernatürlichen Metamorphose.

Zum Schluss, kurz bevor die Heilung

endete, wuchs Amanda eine neue Nase. Das Gewebe pulsierte, wuchs immer weiter – zuerst Knochen, dann Knorpel und schließlich Fleisch und Haut.

Als das Schauspiel zu Ende war, sah Amanda aus, als hätte der Wahnsinn der vergangenen Tage nie stattgefunden.

Doch das stimmte nicht *ganz* und Claire wusste das. Denn so schnell die Heilung auch vorangeschritten war, so hatte sie dennoch nicht *alle* Makel beseitigt. Denn Amandas Haar war noch immer völlig verbrannt und man konnte ihre Kopfhaut sehen. Mit all den unterschiedlich langen Strähnen und all den kahlen Stellen sah sie aus, wie ein gerupftes Huhn.

In diesem Augenblick war das Claire völlig egal. Immerhin war das nur ein *optischer* Makel, der leicht zu beheben sein würde, dachte sie.

Haare wachsen nach...

Ein unbeschreibliches Glücksgefühl strömte durch Claires Körper und spülte in Windeseile alle anderen Emotionen fort.

Es hat geklappt! Oh mein Gott, es hat tatsächlich geklappt!

Tränen stiegen ihr in die Augen und Claire zwang sich nicht dazu, sie zurückzuhalten. Es war ein stetiger Fluss, der über ihre Wangen kullerte.

Sie wand sich um, blickte zu George empor, der immer noch neben ihr stand und lächelte ihn an.

„Es hat geklappt“, presste sie zwischen den Lippen hervor.

In diesem Augenblick war das der einzige Gedanke, der durch ihren Verstand rauschte.

George erwiderte das Lächeln.

„Ja, Claire“, sagte er, „es hat ge...“

Noch bevor George den Satz beenden konnte, explodierte sein halber Kopf.

86.

Der Knall war ohrenbetäubend. Claire zuckte zusammen und presste sich instinktiv gegen die Wand neben dem Kamin.

Währenddessen segelte Georges lebloser Körper wie in Zeitlupe durch die Luft und kam schließlich polternd auf dem Dielenboden zu liegen.

Trotz ihres Schocks erkannte Claire sofort das Ausmaß seiner Verletzung: Die linke Seite seines Kopfes war ein regelrechter Krater, in dessen Mitte Haarklumpen,

Schädelknochen und Gehirnmasse zu einem undurchsichtigen Brei vermischt waren. Zudem war das Loch so groß, dass es Claire vorkam, als könnte man problemlos die komplette Faust darin verschwinden lassen.

Der Anblick war schrecklich und versetzte Claire einen glühenden Stich, der ihre Gedanken lähmte.

Oh mein Gott, was ist passiert?

Währenddessen betraten zwei dunkle Gestalten die Hütte, durchschritten den kleinen Raum und kamen im lodernden Schein des Kamins zu stehen.

Claire erkannte gleich, dass es sich bei

den ungebetenen Besuchern um zwei Männer handelte. Sie waren beide bewaffnet und trugen militärisch anmutende Tarnkleidung. Beide hatten Waffen im Anschlag und zielten auf sie. Die Mündungen der Gewehre starrten sie förmlich an, wie zwei gleichgültige schwarze Augen, und Claire war es unmöglich, ihren Blick abzuwenden.

„Guter Schuss, Häuptling“, sagte der jüngere der beiden Männer und durchbrach damit die gespenstische Stille in der Hütte, „aber war das wirklich nötig? Ich meine, wir hätten ihn auch *lebend* fangen können. Dann hätten wir sicher mehr über ihn erfahren.“

„Natürlich *hätten* wir das“, sagte der

ältere von beiden, „aber wozu sollten wir uns unnötig Ärger aufladen, wenn schon eine Gewebeprobe von diesem Bastard für die Entwicklung eines Gegenmittels ausreicht?“

„Wie Sie meinen, Häuptling“, sagte der jüngere, „dann lassen Sie uns die Proben nehmen und abhauen. Ich kann es kaum erwarten, endlich aus diesem gottverdammten Wald zu verschwinden.“

„Gleich, Charly, ich kümmere mich nur noch schnell um die Frau.“

Er trat einen Schritt vor, hob das Gewehr und zielte damit auf Claires Kopf.

„Hast uns viel Ärger gemacht,

Schätzchen“, sagte der Mann, „es tut mir fast schon leid, dass es *so* zu Ende gehen muss.“

Er starrte Claire mit seinen durchdringenden blauen Augen an, während sich seine Lippen zu einem Lächeln spannten. Gleichzeitig erkannte Claire, wie der Zeigefinger seiner rechten Hand zum Abzug der Waffe wanderte.

Claire wusste, dass es kein Entkommen mehr gab. Sie war allein, unbewaffnet und außerstande, sich zu wehren. Sie *wusste*, dass sie sterben würde. Nicht irgendwann, sondern *genau* in diesem Augenblick.

Sie würden sie töten und danach würden sie Amanda töten. So wie sie auch George

getötet hatten. Und John.

Für einen kurzen Augenblick fragte sie sich, ob sie das Aufblitzen des Mündungsfeuers sehen würde, bevor die Kugel sie traf.

Es war ein derart banaler Gedanke, der ihr aus irgendeinem unerklärlichen Grund mehr Angst machte, als die Gewissheit des bevorstehenden Todes.

Claire fügte sich ihrem Schicksal. Sie dachte weder an Flucht noch an Selbstverteidigung. Die Gegner waren in der Überzahl und die Situation war völlig aussichtslos.

Claire schloss die Augen.

Sie presste die Zähne zusammen und wartete...

87.

Alles lief nach Plan und Bishop wusste das.

Nun war es an der Zeit, die Schäfchen endgültig ins Trockene zu bringen, dachte er. Und das bedeutete, die Frau zu erledigen und gleich im Anschluss auch Whitman.

Er hatte die Maschinenpistole entsichert

und den vollautomatischen Feuermodus eingestellt. Sein Plan war es, der Frau eine Kugel zu verpassen und sich anschließend in einer fließenden Bewegung zu Whitman umzudrehen und ihn auch zu erledigen. Dadurch hätte er das Überraschungsmoment auf seiner Seite, dachte er. Außerdem fasste das erweiterte Magazin der Waffe 50 Schuss.

Mehr als genug für diesen Job!

Whitman würde tot auf den Boden klatschen, noch bevor er überhaupt wusste, was vor sich ging.

Obwohl Bishop vollkommen auf der sicheren Seite war, hatte er ein ungutes Gefühl bei der Sache. Wieder meldete

sich sein Instinkt zu Wort und sagte ihm, dass es ein *Fehler* gewesen war, Whitman nicht gleich nach dem Unfall zu erledigen.

Doch Bishop nahm dieses kurze Aufbäumen seines Verstandes kaum noch war. Stattdessen erheiterte ihn in diesem Augenblick die Vorstellung von Whitmans völliger Ahnungslosigkeit.

Der *Mistkerl* konnte es kaum erwarten, aus dem Wald zu verschwinden, dachte er, und dabei hatte er nicht einmal die *Spur* eines Schimmers davon, dass dieser Wald seine letzte Ruhestätte werden würde. Er würde in diesem verdammten Wald verrotten.

Vorausgesetzt natürlich, dass ihn davor

nicht die Wölfe fanden.

Ein Grinsen breitete sich auf Bishops Lippen aus und das prickelnde Gefühl der Vorfreude berauschte seine Gedanken. Er legte den Zeigefinger um den Abzug. Anschließend spannte er ihn, bis er den Druckpunkt spürte.

Währenddessen begann er in Gedanken von fünf herunter zu zählen.

Wenn er bei Null angekommen war, dachte er, wäre diese Schmierenkomödie ein für alle Mal vorbei.

Ein für alle Mal.

Fünf.

Vier.

Drei.

Zwei...

88.

Der Schuss war unermesslich laut.

Claire konnte spüren, wie schlagartig sämtliche Kraft aus ihrem Körper wich. Sie rutschte an der Wand entlang und kam neben George zu liegen. Die Gewissheit des eigenen Todes hielt mit glühenden

Ketten ihren Verstand umklammert und erstickte jeden Gedanken im Keim.

Sie hielt die Augen geschlossen und wartete darauf, dass ihr Denken versiegte und sie für immer aufhörte zu sein.

Gefasst wartete sie auf den Tod.

Schließlich kam ihr Kopf auf dem Boden zu liegen. Das raue Holz stach ihr in die Wange und mit ihrem heilen Ohr konnte sie das Knistern des Kamins hören. Kurz darauf spürte sie die Wärme, die von ihm ausging.

Das einzige, was sie *nicht* spürte, war Schmerz.

Sie konzentrierte sich, so gut sie konnte –

doch da war nichts. Bis auf das Ziepen des Holzes auf ihrer Wange, war sie in Ordnung.

Ihr fehlte *nichts*.

Hoffnung loderte in ihr auf.

Sie öffnete die Augen und wurde im gleichen Augenblick Zeugin von etwas, das sie nicht verstand.

Der ältere der beiden Männer lag ausgestreckt auf dem Boden. Mit der Hand hielt er seinen Hals umklammert. Blut troff zwischen seinen Fingern hervor und spritzte durch das Halbdunkel des Raumes. Er hatte die Augen aufgerissen und starrte den anderen Mann an.

Dann versuchte er etwas zu sagen. Doch seine Stimme ging unter in einem kehligen Röcheln. Blut schwappte ihm über die Lippen und lief ihm übers Kinn.

Währenddessen stand der andere Mann nur da und betrachtete ihn. In der Hand hielt er einen großkalibrigen Revolver, aus dessen Mündung noch immer Rauch aufstieg. Der Schlaghahn war gespannt und der schwere Geruch von Schießpulver erfüllte den Raum.

Erst in diesem Augenblick kapierte Claire, *was* passiert war. Der jüngere Mann hatte soeben den älteren niedergeschossen. Er hatte ihm von hinten quer durch den Hals geschossen.

Obwohl sie nicht wusste, was das zu bedeuten hatte, wuchs ihre Hoffnung. Vielleicht war der andere Mann ein Verbündeter, dachte sie.

Vielleicht...

Sie blieb reglos liegen und verfolgte gespannt das bizarre Schauspiel, das sich ihr bot.

Der Mann mit dem Revolver trat einen Schritt an den Verletzten heran. Sein Gewehr hatte er in der Zwischenzeit geschultert. Es war lang und ragte wie eine Lanze über seinem Kopf empor.

„Endstation Häuptling“, sagte er schließlich. Ein Grinsen zierte seine

Mundwinkel. Er sah übergläücklich aus. Sein gesamtes Antlitz war eine Maske des Triumphes.

Der Verletzte bäumte sich auf und versuchte erneut, zu sprechen. Doch wieder war seine Stimme nur ein ertrinkender Laut, in dem nur einige Wortfetzen zu verstehen waren:

„...Hurensohn...fal-sche...*Schlange*...werde...d–ich *töten*.“

Der Versuch zu sprechen sorgte dafür, dass immer mehr Blut aus seinem Mund quoll. Claire konnte sehen, dass er zusehends schwächer wurde.

Den anderen Mann schien das nicht zu

interessieren. Er ging neben dem Verletzten in die Hocke und drückte ihm die Mündung des Revolvers an die Schläfe.

„Ach, da wäre noch eine Sache“, sagte er, „eine kleine Botschaft von Kardinal Canetti, die ich Ihnen noch ausrichten sollte.“

Der Verletzte hatte den Versuch zu reden inzwischen aufgegeben. Doch aus seinen Augen sprach der pure Hass.

Er atmete aufgebracht und bei jedem Atemzug, den er tat, quoll mehr Blut zwischen seinen Fingern hervor.

Gleichzeitig konnte Claire aber erkennen,

wie seine freie Hand über den Dielenboden der Hütte huschte. Stück für Stück tastete er damit die Umgebung ab und suchte nach der Waffe, die ihm aus den Händen geglitten war, als er niedergeschossen wurde. Es waren kurze und hektische Bewegungen. Doch Claire konnte sehen, dass die Waffe außer Reichweite war.

Er hatte keine Chance.

Als der junge Mann das bemerkte, erstarb das Lächeln auf seinem Gesicht und sein Blick wurde kalt.

Dann ging alles sehr schnell.

„Sie sind gefeuert, Häuptling“, sagte er.

Dann betätigte er den Abzug.

Der Kopf des Verletzten explodierte. Claire konnte sehen, wie das Mündungsfeuer der Waffe an seinem Hinterkopf austrat. Gefolgt von einem Durcheinander von Knochen, Blut und Gehirnmasse. Es klatschte mit einem nassen Schmatzen an die gegenüberliegende Hauswand.

Sämtliche Spannung wich aus dem Körper des Mannes. Sein Oberkörper wurde von der Wucht des Schusses zurückgerissen und knallte auf den Boden.

Seine Augen waren noch immer aufgerissen und starrten an die Decke. Doch Claire konnte erkennen, dass sie

bereits völlig matt waren.

Selbst der Abglanz des Kaminfeuers, der sich darauf spiegelte, sah kalt und unwirklich aus.

89.

Claire rappelte sich auf und versuchte, aufzustehen. Doch kaum war sie in der Hocke, erklang auch schon die Stimme des Mannes mit dem Revolver.

„Stehenbleiben“, sagte er. Seine Stimme klang freundlich und gelassen. Doch der Revolver in seiner Hand sprach eine völlig andere Sprache. Sofort hielt Claire in ihrer Bewegung inne und starrte ihn an.

Der Mann erwiderte den Blick.

Zu seinen Füßen lag die Leiche des älteren Mannes und direkt vor Claire lag die von George. Der Anblick war für Claire derart grotesk, dass ihr Gehirn kaum in der Lage war, ihn zu verarbeiten.

Immer wieder spürte sie, wie sie für Sekundenbruchteile in der Unwirklichkeit dieser Situation zu ertrinken schien. Sie wusste, dass sie gegen dieses Gefühl ankämpfen musste.

Denn ihr Leben hing davon ab.

Ihr Eigenes und das von Amanda.

„Sie bleiben dort, wo Sie sind“, sagte der Mann schließlich und hob den Revolver. Die Mündung war riesig - weit größer als die von den Gewehren zuvor. Dennoch spürte Claire aus irgendeinem unerklärlichen Grund, dass *immer* noch Hoffnung bestand.

Es war ein komisches Gefühl, fast so, als läge ihr ein Wort auf der Zunge und sie wäre kurz davor, es auszusprechen. Doch es war kein Wort. Vielmehr war es *etwas*, was sie bis dahin übersehen hatte. *Etwas*, das im Durcheinander der vergangenen Minuten völlig untergegangen war. Ein

entscheidendes Zeichen, das ihr entgangen war.

Sie *musste* draufkommen, um was es sich dabei handelte. Und in dieser Situation hieß das, sie musste Zeit schinden:

„Was haben Sie vor?“, fragte Claire.

Diese Frage schien ihren Peiniger zu amüsieren. Denn kaum waren ihre Worte verklungen, zeichnete sich wieder ein Grinsen auf seinem Mund ab. Es war eine höhnische Geste – durch und durch.

„Was denken *Sie*, was ich vorhabe?“, fragte er.

Claire zeigte keine Regung. Stattdessen blickte sie sich um und suchte nach

Anhaltspunkten, mit denen sie ihr komisches Gefühl untermauern konnte. Ihr Blick glitt über den Schürhaken. Doch sie erkannte gleich, dass er zu weit weg war. Ihr Blick wanderte weiter zur Waffe des getöteten Mannes. Sie lag ebenfalls außer Reichweite.

Doch sie ließ nicht locker.

Sie hatte *etwas* übersehen. Sie war sich sicher.

„Keine *Antwort*? Auch gut“, sagte der Mann mit dem Revolver, „ich werde Sie erschießen, Darling. Genau so, wie ich diesen alten Drecksack erschossen habe. Ich würde Ihnen ja gerne versichern, dass es nicht wehtut. Aber ich denke, das wäre

gelogen.“

Sein Grinsen wurde breiter. Doch Claire ließ sich nicht davon beirren. Stattdessen tasteten ihre Augen suchend den Raum ab. Gleichzeitig erinnerte sie sich daran, dass sie noch ein kleines...

...winziges...

...Ass im Ärmel hatte und dass jetzt die Zeit gekommen war, um es auszuspielen. Da sie inzwischen wusste, *wie* gefährlich ihre Verfolger waren, glaubte sie nicht mehr daran, dass es ihr gelingen würde, sie dadurch aufzuhalten. *Das* vielleicht nicht, dachte sie, aber mit ein bisschen Glück würde sie damit noch ein bisschen Zeit schinden können. Zeit, die sie

dringend brauchte, um nach etwas in dem Raum zu suchen. Etwas, von dem sie noch immer annahm, dass es bloß ein Hirngespinnst war.

„Sie können mich nicht töten“, sagte sie. Ihre Stimme klang selbstsicher und bestimmt.

Die Augenbrauen ihres Peinigers zogen sich zusammen und für einen Augenblick spiegelte sich Überraschung in seinen Gesichtszügen wider.

„Und *warum* nicht?“

Claire funkelte ihn an.

„Weil Sie dann *auffliegen*. Sie und Ihre gesamte verfluchte Organisation“, sagte

sie, „es gibt eine geheime Tonbandaufnahme von meinem Gespräch mit dem Mann am Flughafen. *John*. Sie ist voll mit belastenden Fakten über euch Spinner und...“

Der Mann lachte auf. Die Geste war nicht gespielt. Es war ein heller, schallender Laut. Claires Drohung schien ihn *wirklich* zu amüsieren.

„...und was *dann?*“, fragte er, „lassen Sie die böse Organisation auffliegen? Ist es *das*, womit Sie mir drohen? War *das* Ihr Plan?“

Claire erwiderte nichts. Falls sie ihn richtig eingeschätzt hatte, dann liebte er es, unbeantwortete Fragen *selbst* zu

beantworten. Und das wiederum gab ihr Zeit, nach dem winzigen Puzzlestück zu suchen, das sie bis dahin übersehen hatte.

Wieder huschte ihr Blick durch den Raum. Sie betrachtete die Leiche des toten Mannes und sah, dass er eine Pistole in einem Schulterhalfter trug.

Claire überschlug die Möglichkeit in Gedanken und kam zum Schluss, dass es aussichtslos war. Selbst wenn sie hochsprang und nach der Pistole griff, würde sie nicht genug Zeit haben, um sie zu entsichern und zu schießen.

Ihr Blick wanderte zu George. Bei seinem Anblick verkrampfte sich ihr Herz und Tränen stiegen ihr in die Augen. Er lag

ausgestreckt da, mit aufgerissenen Augen und einem riesigen Loch auf der linken Seite seines Kopfes.

Als sie seine Leiche genauer inspizierte, merkte sie, dass er im Zeitpunkt seines Todes nichts bei sich getragen hatte, was ihr in diesem Augenblick behilflich sein konnte.

Keine Waffe und auch keinen anderen Gegenstand.

Absolut nichts.

Trotzdem blieb Claires Blick auf ihn gerichtet.

Währenddessen bestätigte sich ihre Vermutung bezüglich des Mannes, der

noch immer mit dem Revolver auf sie zielte: Er ließ es sich nicht nehmen, ihr zu erklären, *warum* ihr Plan mit der Tonbandaufnahme zum Scheitern verurteilt war. Offensichtlich war er ein Mann, der jeden Triumph bis zum letzten Tropfen auskostete. Entweder *das*, dachte Claire, oder aber er war ein ausgesprochener Sadist. Ein *Sadist*, der seinen Opfern gern dabei zusah, wie sie in ihrem eigenen Saft schmorten. Insgeheim vermutete sie, dass beide Annahmen zutrafen.

Ganz bestimmt!

„Soll das etwa ein Witz sein?“, fragte er, „Sie denken wohl, sie könnten *UNS* erpressen? *Uns* kann man nicht erpressen, das versichere ich Ihnen. Wir sind mit

Abstand die mächtigste...“

Der Mann sprach weiter, doch Claire hörte nicht zu. Denn für einen kurzen Augenblick kam es ihr so vor, als hätte sie des Rätsels Lösung gefunden. Trotzdem konnte sie noch immer nichts erkennen.

George lag auf dem Rücken – reglos, leblos, tot.

Er würde ihr nicht helfen können.

Trotzdem war das Gefühl in diesem Augenblick überwältigend und sie zwang sich, seine Leiche genauer zu inspizieren.

Ganz genau.

Ihr Blick kam auf seinem Gesicht, zu

liegen. In diesem Augenblick war das Gefühl etwas übersehen zu haben so stark, dass es ihr förmlich unter den Nägeln brannte. Es war ein heftiges Kribbeln, das durch ihren Körper rauschte und darauf brannte gestillt zu werden.

Trotzdem konnte sie nichts erkennen.

Die Sekunden verstrichen...

*Komm schon, verdammt nochmal,
konzentrier dich...*

Und dann, ganz *plötzlich*, erkannte Claire, *was* sie übersehen hatte.

Der Anblick verschlug ihr den Atem.

Doch sie ließ sich nichts anmerken.

Denn das wäre ihr Todesurteil gewesen.

90.

Claire wusste sofort, *warum* sie es nicht gleich gesehen hatte: Die Veränderung war *minimal*. Sie war so klein, dass man sie auf den ersten Blick kaum sah.

George lag noch immer da und rührte sich nicht. Alles schien genau, wie zuvor. Doch als Claire genau hinsah, konnte sie erkennen, dass *nichts* mehr so war, wie zuvor.

Rein gar nichts!

Georges Augen waren zwar noch immer leblos und starr, doch es hatte eine Veränderung stattgefunden. Claire hatte es anfangs für den Widerschein des Kaminfeuers gehalten und deswegen nicht darauf geachtet. Jetzt *hingegen* war sie sich absolut sicher, dass es nicht so war.

Denn Georges Augen glühten. Es war ein schwacher rötlicher Schimmer. Ein zarter Glanz, knapp an der Grenze des Wahrnehmbaren.

Das war jedoch nicht alles. Sein Mund war einen Spalt geöffnet und Claire konnte erkennen, dass sich seine Zähne ebenfalls verändert hatten. Es waren nicht mehr die

gepflegten Zähne, mit der er sie noch wenige Stunden zuvor angelächelt hatte. Vielmehr waren es die Zähne von einer Bestie, die es nicht erwarten konnte, nach einem Opfer zu schnappen. Vor allem seine Eckzähne zeichneten sich deutlich unter seinen Lippen ab: Sie waren lang und gebogen.

Claire konnte es deutlich sehen.

Doch Veränderungen hatten nicht nur in seinem Gesicht stattgefunden. Als Claires Blick auf seine Hand fiel, sah sie, dass seine Finger in schwarze, gebogene Krallen ausliefen. Sie kratzten über den Dielenboden und hinterließen tiefe Kerben darin. Dieser Vorgang wiederholte sich immer und immer wieder und Claire

wusste sofort, was das zu bedeuten hatte:

George war *nicht* tot.

Er lebt.

Claire dachte nach. Sie dachte so angestrengt nach, wie sie es noch nie zuvor in ihrem Leben getan hatte. Ihr Leben hing von *dem* ab, was sie als Nächstes tat. Nicht nur ihr *eigenes*, sondern auch das ihrer Schwester.

Sie erwog etliche Möglichkeiten, spielte sie in Gedanken durch, nur um sie gleich darauf wieder zu verwerfen. Ihre Gedanken kreisten immer schneller, verdichteten sich und zerstoben gleich darauf wieder.

Aber sie gab nicht auf.

Er lebt. Oh mein Gott, er lebt!

Und *dann*, völlig unvermittelt, glaubte sie die Möglichkeit gefunden zu haben. Einen Weg, um sich und Amanda zu retten.

Trotzdem hatte sie keine Gewissheit, dass ihr Plan aufgehen würde.

91.

„Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe?“, fragte der Mann mit dem

Revolver.

Claire starrte ihn an, während die Gedanken in ihrem Inneren tobten.

„Macht das denn einen Unterschied?“, fragte sie.

„Nein“, sagte der Mann, „*vermutlich* nicht.“

Er hob die Waffe und zielte auf Claires Kopf.

„Irgendwelche letzten Worte?“, fragte er.

Claire schüttelte den Kopf.

„Nein“, sagte sie, „nur einen letzter Wunsch.“

„Und der wäre?“

Claire deutete mit der Hand auf den leblosen Körper von George.

„Ich möchte mich von ihm verabschieden, bevor...“

Der Mann kniff die Augen zusammen, als versuchte er ihre Worte zu deuten. Das Herz schlug Claire bis zum Hals. Sie wusste, dass *alles* davon abhing, wie er sich entschied. Selbst der kleinste Zweifel würde dafür sorgen, dass er sie sofort erschoss.

Die Sekunden verstrichen. Dann endlich entspannte sich die Mimik des Mannes. Er deutete mit der Waffe auf Georges Körper

und sagte:

„Na los, machen Sie schon. Ich gebe Ihnen eine Minute.“

Eine Minute.

Claire sprang sofort auf, lief zu George und beugte sich über ihn. Sie küsste ihn auf die Wange. Doch es war keine Anwendung von Zärtlichkeit, die sie dazu veranlasste. *Sie* wollte sich vergewissern, dass seine Augen *tatsächlich* glühten und dass es nicht nur Einbildung gewesen war.

Bitte, bitte, bitte...

Sie hatte Glück: Ein kurzer Augenblick reichte aus, um zu erkennen, dass es keine Einbildung gewesen war. Georges Augen

glühten tatsächlich. Doch nicht nur das: Seine Pupillen zitterten und bebten. Sie waren zwei schwarze Striche, die sich abwechselnd zusammenzogen und wieder weiteten – wie die Pupillen eines Raubtieres. Claire wusste sofort, was das zu bedeuten hatte: George lebte und er reagierte auf optische Reize. Seine Augen fokussierten ständig neu. Die Kugel musste ihn schrecklich verletzt haben, dachte Claire, aber ohne ihn zu töten. In diesem Augenblick lag er wahrscheinlich im Sterben, bei vollem Bewusstsein zwar, aber unfähig sich zu regen.

Dieser Gedankengang erschien Claire logisch. Trotzdem verschaffte er ihr keine Gewissheit darüber, ob ihr Plan aufgehen würde. Es konnte *genauso* gut sein, dass

absolut nichts passierte.

Aber was hatte sie in diesem Augenblick schon zu verlieren? Wenn sie nichts unternahm, dachte sie, wären sie und Amanda so gut wie tot.

Deshalb schob sie sämtliche Zweifel einfach beiseite. Es fiel ihr schwer – vor allem, weil sie beinahe spürte, wie ihr die Zeit in diesem Augenblick durch die Finger glitt, wie feiner Sand. Denn bereits im nächsten Moment konnte sich der Irre mit der Waffe dazu entschließen, sie zu töten.

Eine Minute.

Claire vertraute nicht darauf, dass er sein

Wort hielt. Sie tat einfach, wozu ihr Instinkt ihr riet.

Sie war über George gebeugt und bedeckte seine Wange mit Küssen. Währenddessen fuhr ihre rechte Hand in die Richtung seines Gesichtes. Sie tat es langsam, um kein Misstrauen zu erwecken.

Ihre Finger ertasteten Georges Kinn, seine Lippen und schließlich auch seine Zähne. Sie waren spitz und rasiermesserscharf. Doch Claire ließ sich nicht von ihrem Plan abbringen. Ihre Hand glitt immer weiter. So weit, bis es ihr schließlich gelang, ihre Handkante in Georges Mund zu schieben. Das erforderte nicht nur sehr viel Kraft, sondern auch Überwindung. Denn bei jeder Bewegung spürte sie, wie

sich seine Zähne tiefer in ihr Fleisch bohrten. Es fühlte sich an, als würde sie ihre Hand in einen Scherbenhaufen drücken.

Obwohl sie fühlte, wie sich ein warmer Blutstrom in Georges Mund ergoss, spürte sie keine Schmerzen. Sie war zu sehr in Sorge, als dass sie in der Lage gewesen wäre, *irgendetwas* zu fühlen.

Als ihr schließlich gelungen war, was sie vorgehabt hatte, tat sie das *Einzigste*, was ihr übrig blieb:

Sie wartete.

Und hoffte.

92.

Die Sekunden verstrichen und es tat sich nichts.

George regte sich nicht und gab auch ansonsten kein Lebenszeichen von sich.

Ihr Plan war schief gegangen, dachte Claire und seufzte. Es war alles vergebens.

Sie würde sterben.

Sie gab George einen letzten Kuss. Diesmal war es Zuneigung, die sie dazu bewegte. Kaum hatten ihre Lippen seine

Wange berührt, konnte sie spüren, wie ein Kribbeln durch ihren Körper ging. Es rauschte durch ihre Glieder, wie ein elektrischer Strom. Claire hielt inne und versuchte den Ursprung dieses eigenartigen Gefühls zu lokalisieren.

Gleichzeitig schloss sie ihre Augen und ergab sich ihrem Schicksal. Sie ahnte, dass inzwischen eine Minute verstrichen war. Bald würde der Mann wieder den Schlaghahn spannen und sie erschießen.

So lag sie einige Augenblicke da, über George gebeugt und versunken in der Gewissheit des kurz bevorstehenden Todes.

Gleich darauf konnte sie vor Schmerz

keinen klaren Gedanken mehr fassen. Von einer Sekunde auf die andere flammte er auf und rauschte durch ihren Körper, wie eine alles verzehrende Feuerschneise.

Sie riss die Augen auf und taumelte zurück. Es war eine reflexartige Bewegung. Sie wollte sich befreien. Wollte wegkommen, vom Ursprung des fürchterlichen Schmerzes. Doch sie konnte nicht. Ihre Hand war eingeklemmt zwischen Georges Kiefern und er biss mit voller Kraft zu.

Claire konnte spüren, wie seine Zähne an ihren Mittelhandknochen rieben. Das Knirschen, das sie erzeugten, ging ihr durch den Arm bis hinauf ins Gehirn. Gleichzeitig fühlte sie, mit welcher

unbändigen Kraft George das Blut aus ihrer Hand saugte.

Es war ein stetiger Strom, der bereits nach wenigen Sekunden dafür sorgte, dass ihr schwindlig wurde. Sie riss und zerrte, konnte sich aber nicht befreien. Im gleichen Moment begann das Kettchen um ihren Hals, wieder zu glühen.

Claire schaute empor zu dem Mann mit dem Revolver. Er hatte die Augen aufgerissen, so als glaubte er nicht, was gerade passierte.

„Was zum Teufel geht hier vor?“, schrie er.

Dann hob er die Waffe und eröffnete

sofort das Feuer.

Claire warf sich herum und wich der ersten Kugel aus. Sie zischte über sie hinweg und schlug in die Wand ein. Eine weitere sauste knapp an ihrem Kopf vorbei und zertrümmerte ein Fenster hinter ihr. Obwohl ihre Hand noch immer eingeklemmt war, gab sie ihr Bestes. Sofort warf sie sich auf die andere Seite. Der Schmerz, der dabei von ihrer Hand ausging, war unbeschreiblich. Trotzdem kämpfte sie. Die Verzweiflung gab ihr Kraft.

Doch es half nichts.

Die nächste Kugel traf sie mit voller Wucht und wirbelte sie herum. Zunächst

fühlte es sich an, wie ein warmer Stich, der sie unter dem Schlüsselbein traf und sich seinen Weg durch ihre Schulter bohrte. Gleich darauf versank ihr komplettes Denken in einem brodelnd heißen Lava-See aus purem Schmerz.

Sie sackte zusammen und blieb reglos liegen. Im gleichen Augenblick lösten sich Georges Kiefer von ihrer Hand.

Trotz der Schmerzen und der Angst konnte Claire nicht *anders* – sie *musste* sehen, was vor sich ging. Sie hob den Kopf, so weit sie konnte und starrte auf das Schauspiel, das sich ihr bot.

George lag nicht mehr auf dem Boden. Er hatte sich aufgesetzt und blickte grimmig

in die Richtung, aus der die Schüsse gekommen waren. Seine Augen glühten und sein Gesicht war eine entstellte Fratze. Claire konnte sehen, wie sich die Wunde an seinem Kopf langsam schloss. Stück für Stück wuchs sie zu, bis nichts mehr zu sehen war.

Der Mann mit dem Revolver starrte ihn einen Augenblick an. Dann beugte er sich vor, hielt ihm die Waffe an die Schläfe und drückte ab.

Doch es geschah *nichts*. Nur ein leises Klicken hallte durch den Raum. Claire wusste, was das zu bedeuten hatte:

Die Trommel des Revolvers war leer.

Die Waffe war völlig nutzlos.

Sofort wich der Mann zurück. Er griff über die Schulter, um an das Gewehr zu kommen. Es war eine schnelle und überaus routinierte Bewegung. Doch sie war nicht ansatzweise so schnell, wie die von Georges Hand. Sie schnellte vor und umfasste den Knöchel des Mannes. Er kam ins Straucheln und verlor das Gleichgewicht. Das Gewehr fiel ihm aus der Hand und seine Arme wedelten durch die Luft. Doch es gelang ihm nicht, sich auf den Beinen zu halten. Er fiel nach hinten und knallte der Länge nach auf den Boden.

Gleich darauf war George über ihm. Mit einem Satz sprang er auf den Oberkörper

des Mannes und drückte ihn zu Boden. Der Mann schrie und tobte und Claire konnte sehen, wie seine Beine zappelten, wie die eines Huhnes, dem man gerade den Kopf abgeschlagen hatte.

Doch es half nichts. Er hatte keine Chance. Mit einem Ruck riss George ihm den Kopf ab und die Schreie erstarben schlagartig. Das Herz des Mannes schlug noch einige Male weiter und badete Georges Antlitz mit seinem Blut.

Claire lag immer noch da, vor Angst und Schmerzen unfähig sich zu regen. Sie sah alles mit an. Sah, wie George sich in die Bestie verwandelte, von der er ihr auf der Fahrt nach Rockwell erzählt hatte. Sie sah, wie er tobte, sich an den Schreien seines

Opfers ergötzte und unablässig grinste, wie der Leibhaftige selbst.

Doch auch das ging vorüber. Kaum war der Blutstrom des Mannes versiegt, wandte George sich zu Claire um. Erst in diesem Augenblick erkannte sie, wie abgrundtief hässlich er war: Sein Gesicht hatte nichts menschliches mehr an sich. Die Augen waren zwei lodernde Höhlen und der Mund war ein schrecklicher Abgrund, dessen Anblick sie fast wahnsinnig machte. Sein komplettes Antlitz war mit Blut benetzt – es lief ihm über die Wangen und tropfte ihm vom Kinn.

In diesem Augenblick war er ein wandelnder Alptraum und Claire spürte,

dass sein Durst noch nicht gestillt war.

Noch lange nicht...

Denn nachdem er von dem Mann
abgelassen hatte, kam er direkt auf sie zu.

Schritt für Schritt näherte er sich ihr.

Seine Augen funkelten, während seine
blutigen Lefzen unablässig zuckten, wie
die eines Hundes.

In diesem Augenblick wusste Claire, dass
sie einen Fehler gemacht hatte. Sie hatte
George zwar das Leben gerettet, aber sie
ahnte, dass er nicht mehr *der* war, der er
vor dem Biss gewesen war.

Er war wieder ein Monster geworden.

Und in diesem Augenblick hatte er es auf sie abgesehen.

93.

„Bleib weg von mir“, schrie Claire.

Ihre Stimme zitterte und Tränen liefen ihr über die Wangen. Sie konnte sich kaum bewegen. Ihre rechte Hand war völlig zerfetzt und zu nichts zu gebrauchen. Außerdem strahlten die Schmerzen aus der Brust inzwischen in den gesamten Körper aus und lähmten sie.

„Bleib *weg*, hab ich gesagt.“

Doch George gehorchte nicht.

„Dann *zwing* mich doch, du dreckige Hure“, knurrte er. Die Worte kamen in einem einzigen Schwall. Es war ein donnernder Laut, der klang, wie der Motor eines alten Sportwagens, der im Leerlauf vor sich hinblubberte.

Claire kapierte schnell, dass Worte allein nicht ausreichen würden, um George auf Abstand zu halten. Sie griff in den Ausschnitt ihres Hemdes und holte das Kettchen hervor. Es war ihre letzte Chance, dachte sie.

Sie ließ den Anhänger zwischen ihren

Fingern baumeln und zeigte ihn George. Der gekreuzigte Christus funkelte im Schein des Kaminfeuers und sorgte schlagartig dafür, dass George stehen blieb.

Seine Miene verfinsterte sich und er ließ einen schrecklichen Schrei fahren. Er blieb stehen und behielt das Kreuz ganz genau im Blick.

„Bleib weg von mir“, sagte Claire.

Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. Sie spürte, wie sich allmählich die Dunkelheit über sie legte. Sie wusste, dass sie viel Blut verloren hatte und noch immer konnte sie spüren, wie es aus der Wunde in ihrer Brust quoll.

Mit jedem Herzschlag saugte sich ihre Kleidung mehr mit ihrem Blut voll. Sie wusste, dass sie bald das Bewusstsein verlieren würde. Deswegen hoffte sie umso mehr, dass George verschwinden würde, *bevor* es so weit war.

„Bleib weg“, flüsterte sie, „*bitte*, bleib weg.“

Das Kettchen glitt ihr aus den Fingern, doch sie griff sofort wieder danach. Gleichzeitig konnte sie sehen, wie George den Rückweg antrat. Er entfernte sich langsam in die Richtung der Tür. Sein Antlitz verdunkelte sich immer weiter, während er sich vom Kaminfeuer entfernte. So weit, bis nur noch zwei blutrote Augen durch die Dunkelheit

stachen und sie musterten.

„Wir sehen uns wieder“, knurrte er, „und dann werde ich dir bei lebendigem Leib das Herz aus der Brust reißen, Claire. *Dafür*, dass du mich wieder zu dem gemacht hast, was ich jetzt bin.“

Dann verschwanden die Augen in der Dunkelheit. Die Schatten verschmolzen miteinander. Es passierte von einem Augenblick auf den anderen.

Er war weg.

Keine Minute später, verließen Claire endgültig die Kräfte.

Sie entglitt in die Bewusstlosigkeit mit der Gewissheit, dass sie sterben würde. Sie

würde verbluten, noch bevor der Morgen graute.

Aber zumindest habe ich es geschafft! Ich habe Amanda gerettet.

Dieser Gedanke gab ihr Trost. In diesem Augenblick war er ihr rettender Hafen, in einem tobenden Meer aus Angst.

Kurz darauf fühlte sie nichts mehr.

94.

Claire glaubte nicht, dass sie sich *je* von

den Geschehnissen erholen würde, die sie an diesen Tagen Anfang November erlebt hatte.

Sie wusste zwar, dass die Erinnerung daran mit der Zeit verblassen würde und dass es ihr irgendwann vielleicht sogar gelingen würde, wieder ein *normales* Leben zu führen. Gleichzeitig ahnte sie, dass es sich grundlegend von dem Leben unterscheiden würde, das sie bis zu diesem Zeitpunkt geführt hatte.

Fortan würde Angst ihr ständiger Begleiter sein. Sie hatte in den Abgrund geblickt und der Abgrund hatte *sie* verändert. Nietzsches Weisheit hatte an ihr ein groteskes Exempel statuiert: Die Finsternis des Abgrundes hatte sich

eingeschlichen und für immer einen Teil ihrer Seele für sich beansprucht. Das *Einzige*, was sie tun konnte, war, sich damit abzufinden und die Dinge zu akzeptieren, die vorgefallen waren.

Doch Claire wusste, dass das nicht stimmte. Sie konnte auch noch etwas *anderes* tun. *Etwas*, was sie ihr gesamtes Leben getan und mit dem sie ihr Geld verdient hatte:

Sie konnte schreiben - konnte ihre Ängste zumindest aufschreiben, um sich ein bisschen Linderung zu verschaffen. Sie konnte sie in ihren Notizblock bannen und dem Wahnsinn dadurch eine Gestalt geben.

Und genau das hat sie letztlich auch getan.

Die nachfolgenden Seiten sind die persönlichen Aufzeichnungen von Claire Hagen. Sie wurden in der Jagdhütte gefunden, von Charles Decker, dem Sheriff von Rockwell County.

Derzeit stellen sie einen wichtigen Hinweis bei der Suche nach Claire und ihrer Schwester Amanda dar. Beide sind zur Fahndung ausgeschrieben. Und von beiden fehlt nach wie vor jede Spur.

16. November

Muss mich ablenken. Die Schmerzen machen mich verrückt. Kann nicht klar denken. Amanda ist noch immer nicht aufgewacht. Muss mich zum Essen zwingen, ich spüre, wie meine Kräfte schwinden. Die Wunde hat sich entzündet. Das Fieber verbrennt mich bei lebendigem Leib. Und dann noch diese Träume. Diese *schrecklichen* Träume...

22. November

Das Fieber ist abgeklungen. Die Schmerzen in der Schulter lassen nach. Ich kann den Arm immer noch kaum bewegen. Ich habe die Stelle mehrmals abgetastet und glaube nicht, dass das Schulterblatt von der Kugel getroffen wurde. Sicher werde ich das jedoch erst nach einer Röntgenuntersuchung wissen. Zumindest bin ich mir sicher, dass ich keinen Steckschuss davongetragen habe. Die Kugel ist durch mich hindurchgegangen, ich habe sie in der Holzwand der Hütte gefunden und mit dem Messer herausgeholt. Es war ein Vollmantelgeschoss und obwohl es deformiert war, konnte ich erkennen, dass es nicht gesplittert ist. Jedenfalls ist das Fieber seit zwei Tagen nicht wiedergekehrt. Ich habe inzwischen auch

wieder Appetit. Aber ich mache mir noch immer schreckliche Sorgen um Amanda. Es gelingt mir nicht sie aufzuwecken. Ich habe Angst, dass sie ins Koma gefallen ist. Habe Angst, dass sie stirbt.

23. November

Amanda ist wach. Ich bin überglücklich. Sie sitzt nur da und starrt mich an. Immer wieder fallen ihr die Augen zu. Sie redet und isst nicht. Trotzdem habe ich Hoffnung. Ein bisschen zumindest.

26. November

Amanda geht es inzwischen besser. Anfangs hat sie fast den ganzen Tag geschlafen und war nur aufgestanden, um auf die Toilette zu gehen. Sie hat mich angesehen, ohne ein einziges Wort mit mir zu sprechen. Sie hatte eine Scheu in den Augen, die mich an ein wildes Tier erinnerte. Doch seit gestern geht es mit ihr bergauf. Sie isst wieder, wenn auch etwas zögerlich. Sie spricht auch hin und wieder ein paar Worte. Je mehr Zeit vergeht, umso besser kann ich sie verstehen. Sogar ihre Haare wachsen langsam nach. Ich bin guter Hoffnung, was sie angeht.

27. November

Amanda hat mir erzählt, was mit ihr vorgefallen ist. Wort für Wort hat sie es mir geschildert. Hat es aufgesagt, wie ein Kind, das ein Gedicht auswendig gelernt hatte: Sie war auf dem Nachhauseweg von einem Club gewesen, als es passierte. Ein Mann fiel über sie her. Er war in Lumpen gehüllt und sah aus wie ein Obdachloser. Zuerst glaubte sie, dass er versuchte sie zu vergewaltigen. Doch stattdessen hat er sie gebissen. Danach hat er sie verfolgt und hat mehrmals von ihrem Blut getrunken. Wie lang genau dieser Alptraum ging,

konnte sie selbst nicht mehr sagen. Ich glaube, dass die Erinnerung an diese Vorkommnisse hässliche Narben in Amandas Seele hinterlassen wird. Ich bete dafür, dass sie sich davon erholt.

Bitte lieber Gott.

28. November

Nachtrag zum 16. November:

Ich habe die Leichen der beiden Männer nach draußen geschafft (im Fieberwahn und am Ende meiner Kräfte; doch ich konnte ihrem Anblick nicht ertragen!).

Keine fünfzig Meter von der Hütte entfernt, habe ich sie in den Schnee gelegt und darauf gehofft, dass die Natur ihr Werk verrichtet. Und das hat sie auch. Noch in der gleichen Nacht ist ein Rudel Wölfe über sie hergefallen. Ich habe gehört, wie sie knurrten und sich um die besten Stücke rissen. Es muss ein großes Rudel gewesen sein. Denn am nächsten Tag war von dem älteren Mann nur noch ein Gerippe übrig und von dem jüngeren fehlte absolut jede Spur. Sogar die Köpfe waren verschwunden. Ich weiß, dass man sie nie finden wird. Die Wölfe lassen nichts übrig. Doch ich muss aufpassen, jetzt da sie sich die Bäume mit Menschenfleisch vollgeschlagen haben, darf ich nicht mehr unbewaffnet nach draußen gehen. Ich habe immer die

Maschinenpistole von einem der beiden Männer bei mir. Sie ist leicht und liegt gut in der Hand. Und das ist auch gut so, denn ich kann meinen Arm noch immer kaum bewegen.

01. Dezember

Ich behandle Amanda mit dem Wildrosenöl, das John mir gegeben hat. Ich weiß nicht, ob es was bringt, aber ich will auf Nummer sicher gehen. Ich mische es ihr ein paar Tropfen ins Essen, ohne dass sie etwas davon merkt. Zumindest

glaube ich, dass sie nichts merkt (macht das überhaupt einen Unterschied?). Inzwischen weiß ich auch, was an jenem Tag passiert ist, als ich sie im Krankenhaus besucht habe. *Damals*, als sie sich verwandelt hat, nachdem ich ihr mit der Hand über die Stirn gestrichen hatte. John hatte wahrscheinlich etwas von dem Öl an seinen Händen – nein – ich bin mir sicher, dass es so gewesen sein *MUSS*! Denn jener Geruch, den ich am Flughafen bei ihm wahrgenommen hatte, ist der gleiche, wie *der* des Wildrosenöls. Durch unseren Handschlag hat er es auf mich übertragen. Dieses winzige Quäntchen hatte ausgereicht, um Amanda bei direktem Hautkontakt in den Wahnsinn zu treiben und mir die Finger zu verbrennen. Diese gesamte Geschichte ist

so verworren und abstrus, dass ich mich manchmal selbst frage, wie viel von dem wirklich vorgefallen ist. Insgeheim ahne ich, dass es mir vielleicht nie gelingen wird, die ganze Wahrheit zu erfahren.

03. Dezember

Heute war ich das erste Mal auf der Jagd. Auf der Anhöhe hinter der Hütte, etwa zwei Meilen entfernt, habe ich einen Hirsch geschossen. Danach habe ich ihn gleich an Ort und Stelle ausgenommen – genau so, wie Daddy es mir beigebracht

hat. Als ich neben dem blutigen Kadaver kniete, überkam mich plötzlich das unbeschreiblich starke Verlangen, meine Zähne in das rohe Fleisch zu schlagen. Der Anblick, der Geruch, die dampfende Wärme seiner Innereien...all das brachte mich beinahe um den Verstand. Ich wollte mich ausstrecken und in Blut des Hirsches wälzen und schwöre bei Gott, dass ich es beinahe getan hätte. Seither mische ich das Wildrosenöl auch in mein Essen. Nur um auf Nummer sicher zu gehen. Schließlich hat George mich gebissen! Zwar nur ein einziges Mal, doch ich glaube, dass selbst *das* ausreicht, um zumindest eine kleine Veränderung zu bewirken. Ich habe *schreckliche* Angst. Und dann sind da noch diese Träume. Diese schrecklichen Alpträume...

05. Dezember

Ich habe das Schlafzimmer für Amanda geräumt. Ich schlafe immer im „Wohnzimmer“ der Hütte, auf einem improvisierten Lager gleich neben dem Kamin. Die ganze Nacht liegt das Gewehr griffbereit neben mir. Manchmal, wenn der Wind um die Hütte schleicht, kommt es mir so vor, als ginge ein Flüstern durch den Raum. Es hört sich an, wie eine zischende Stimme, die nach mir ruft. Stundenlang liege ich wach da und starre auf die Tür. Meist, wenn es draußen schon dämmert, übermannt mich die Müdigkeit.

Doch auch der Schlaf verschafft mir keine Linderung: Ich sehe diabolische Fratzen, die tief in den Wäldern um ein riesiges Feuer tanzen. Sie blecken die Zähne und durchbohren mich mit ihren Blicken. Ihre Leiber sind kaum mehr als Schatten, die mir vor den Augen flirren, wie die Spiegelungen am Ende einer langen Straße im Sommer. Einer von ihnen ist George, da bin ich mir sicher. Sein Antlitz ist in Blut gebadet und er knurrt immer wieder die gleichen Worte:

„Komm zu mir, Claire. Komm zu mir.“

07. Dezember

Ich habe George geopfert und es tut mir schrecklich leid. Die Gewissheit darüber hat in den vergangenen Tagen mehr an mir genagt, als all die Schmerzen und das Fieber zusammen. *Er* musste den Preis dafür bezahlen, dass Amanda und ich immer noch am Leben sind. Und ich fürchte, dass es ein hoher Preis war. Ein *sehr* hoher Preis sogar. Doch was blieb mir in dieser Situation denn anderes übrig? Er war *ohnehin* tödlich getroffen (es muss daran gelegen haben, dass er zuvor Amanda geheilt hat. Ich glaube, dass es dieser Vorgang war, der ihn vorübergehend verwundbar gemacht hat) – wem hätte es also etwas gebracht, wenn Amanda und ich auch noch sterben? Bitte

verzeih mir George. Bitte, bitte, bitte
verzeih mir. Ich habe nicht gewusst, was
ich tat...

10. Dezember

Der Notizblock ist fast voll. Es sind nur noch zwei Seiten übrig. Ich darf jetzt nur die wichtigen Sachen aufschreiben. Das ist meine letzte Aufzeichnung. Eigentlich gibt es ohnehin nur *eine* Sache, die ich loswerden muss: Ich habe schreckliche Angst. Die Alpträume werden schlimmer und auch wenn ich wach bin, kann ich Traum und Realität nicht mehr

voneinander unterscheiden. Schatten huschen durch das Unterholz rund um die Hütte und ich weiß nicht, ob ich sie mir einbilde oder ob dort tatsächlich etwas ist. *Etwas*, das dort wartet und auf mich lauert. Außerdem habe ich Angst vor der Verwandlung, die sich mit mir selbst vollzieht. *Noch* fühle ich mich gut, habe weder Abscheu vor dem Kreuz um meinen Hals, noch vor dem grellen Sonnenlicht. Trotzdem besteht Grund zur Sorge: Gestern habe ich ein rohes Stück Fleisch gegessen. Das Verlangen danach war so stark, dass ich nicht dagegen ankämpfen konnte. Gleich darauf habe ich mich mehrmals übergeben und seitdem geht es mir hundeelend.

Nur noch eine halbe Seite – komm zum

Punkt, verdammt noch mal!

Ich habe *Angst*. Angst vor dem, was war und auch vor dem, was vielleicht noch kommen wird.

Am meisten fürchte ich mich, von dem *Kind*, das in meinem Schoß heranwächst.

Es ist Georges Kind.

Nein, es ist *unser* Kind.

Unser *beider* Fleisch und Blut.

Und es wächst, ich kann es spüren.

Es wächst *unglaublich* schnell.

Nachwort des Autors + („neues“) Gewinnspiel

Liebe Leserin,

Lieber Leser,

ich wollte hiermit die Möglichkeit nutzen,
um ein paar persönliche Worte an **Sie** zu
richten:

Zunächst einmal möchte ich mich recht
herzlich bei Ihnen bedanken:

DANKE!

Dafür, dass Sie „Fleisch und Blut“

gekauft und auch gelesen haben. Ich hoffe Sie hatten einige spannende und aufregende Stunden damit. *Wenn* dem so ist, dann habe ich meine Arbeit richtig gemacht. Denn genau das war von der ersten Zeile an mein größtes Anliegen: Ich wollte **Sie** unterhalten! Ich wollte, dass Sie für eine gewisse Zeit Ihren Alltag vergessen und in eine befremdliche Welt eintauchen, in der eine junge Frau bis zuletzt ums Überleben kämpft. *Das* war es, was ich wollte.

Nicht mehr, *aber* auch nicht weniger.

Und so gewinnen Sie mit ein bisschen Glück einen Amazon-Gutschein im Wert von >>>100 €<<<:

Hiermit bitte ich Sie um eine Rezension auf Amazon.de.

Keine Angst, Ihre Rezension muss dabei keine ellenlange Abhandlung sein, in der Sie den Spannungsbogen analysieren oder die Beziehungen der einzelnen Protagonisten untereinander beleuchten.

Wirklich nicht!

Vielmehr reichen bereits einige *kurze und ehrliche* Sätze vollkommen dafür aus.

Außerdem nehmen Sie damit automatisch am neuen (inzwischen 4.!) **Gewinnspiel** über einen Amazon-Gutschein im Wert von **100 Euro** teil (das vorherige Gewinnspiel endet mit der Verlosung am

31.08.2012!). Dieser wird unter allen Rezensenten verlost, die bis zum **30.09.2012** die Zeit finden, einige kurze Sätze zu „Fleisch und Blut“ zu schreiben. Es wäre jedenfalls nett, wenn Sie die Rezension nach dem Gewinn nicht löschen würden (bereits einmal passiert! Die Ziehung wird in der ersten Oktoberwoche stattfinden! (Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Barauszahlung ebenso. Der oder die Gewinner/in wird über die Kommentarfunktion seiner Rezension über den Gewinn informiert. Der Gewinncode wird vollkommen anonym per E-Mail verschickt). Zudem bekommen sämtliche Rezensenten ein Gratisexemplar meines nächsten Werkes (erscheint voraussichtlich Anfang Oktober) im Pdf-Format per E-Mail zugeschickt –

sozusagen als kleine Entschädigung für ihre Mühen.

Das war's von meiner Seite. Ich hoffe wir sehen uns bald wieder – vielleicht sogar in Rockwell und Umgebung.

Passen Sie bis dahin bitte gut auf sich auf und viel Glück beim Gewinnspiel!

Ihr

Daniel Dersch

Im August 2012

PS: Dieses Werk ist komplett lektoriert worden. Sollten sich dennoch ein Rechtschreib- oder Interpunktionsfehler hineingeschlichen haben (und das haben Sie bestimmt! bei knapp 100.000 Worten ist dies sogar sehr wahrscheinlich!), dann ist das ganz und gar mein Verschulden und ich möchte mich dafür bei Ihnen entschuldigen. Falls *Sie* Fehler finden sollten, dann steht es Ihnen jederzeit frei, sich bei mir zu melden und diese zu beanstanden. Ich würde mich freuen!

PPS: Sie haben Fragen, Anregungen, Kritik oder Tipps? Dann immer her damit. Ernst gemeinte Zuschriften erreichen mich jederzeit unter folgender E-Mail-Adresse:

danieldersch@hotmail.com